

Wissenschaftsgeschichte der
Germanistik
im 19. Jahrhundert

Herausgegeben von
Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp

*Mit Beiträgen von Uwe Meves, Rainer Kolk, Herbert H. Egglmaier,
Ulrich Hunger, Rüdiger Krohn, Nikolaus Wegmann, Hans-Martin
Kruckis, Holger Dainat, Cornelia Fiedeldey-Martyn, Jürgen Fohr-
mann, Maximilian Nutz, Christian Grawe, Detlev Kopp*

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Was heißt einen ›klassischen Text‹ lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung*

NIKOLAUS WEGMANN (Köln)

Die unmittelbare Selbstbeobachtung reicht
lange nicht aus, um sich kennen zu lernen:
wir brauchen Geschichte. F. Nietzsche

I. ›Philologie‹, ›Germanistik‹, ›deutsche Literaturwissenschaft‹ ...

Wo Fachbezeichnungen mehr sind als bloße Konvention, ist der hier gewählte Titel *Philologische Selbstreflexion* für einen Beitrag zur *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* erklärungsbedürftig. Üblicherweise setzt die Fachgeschichtsschreibung dort an, wo sich eine spezialisierte Kommunikation mit deutschsprachigen Texten beschäftigt.¹ Der Zusammenhang von Fachgeschichte und Deutschsprachigkeit zählt gleichsam von selbst zur Sache und hat überdies den Vorteil, daß die Geschichte der Germanistik sich nicht in einer unabsehbaren Vielzahl alter und womöglich irrelevanter Wissensformen und Bestände verliert. Andererseits, und das spricht gegen einen glatten Schnitt, hält die Germanistik noch in der Gegenwart an überkommenen Wissenstraditionen fest – unübersehbar schon dort, wo sie sich selbst als *deutsche Philologie* bezeichnet. In der Tat gab es die Philologie eigentlich schon immer. Rudolf Pfeiffer hat sie z. B. bis ins 3. Jh. v. Chr. zurückdatieren können,² und darüber hinaus ist ein methodisch kontrollierter Rückbezug auf einen ersten Text – und das wäre eine sehr allgemeine Definition von Philologie – ein durchgängiges Korrelat zu unserer Schriftkultur. Doch selbst eine zum festen

* Für Diskussion und Kritik bedanke ich mich bei Christian Berthold, Mathias Bickenbach, Karl-Heinz Göttert sowie nicht zuletzt bei Marion Wirth. Korrektur hat mit großer Geduld Ute Mehnert gelesen.

¹ Zuletzt mit stupender Detailkenntnis Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989.

² Rudolf Pfeiffer, *Geschichte der klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*, Reinbek 1970.

Bestand der Medienkultur umgedeutete *philologia perennis* ist nicht ohne weiteres schon ein wirklich auflösungsscharfer Zugriff auf die Geschichte der Germanistik. Im folgenden wird die These entfaltet, daß die (Alt-)Philologie dort als *tragender Kontext* für eine germanistische Fachgeschichte greifbar wird, wo sie sich selbst unter die Forderung stellt, eine eigene, das heißt gegenüber anderen Fächern *selbständige* und klar *abgrenzbare wissenschaftliche Disziplin* zu sein. Dieser Anspruch kulminierte erstmals um 1800 und wurde bereits von der zeitgenössischen Philologie als Einschnitt wahrgenommen. Ihm wird die folgende kurze Geschichte der Germanistik folgen.

Dabei soll nicht nur interessieren, welcher Art die gesuchte Selbständigkeit ist, ob sie nur gegenüber einer allgemeinen bzw. *gelehrten* Ordnung des Wissens oder auch in Konkurrenz zu anderen Disziplinen behauptet wird. Erst recht ist zu klären, ob das Fach sich dort als eigenständig beweist, wo das Philologische am Gegenstand näher zu bestimmen ist. Die Frage, was ein Phänomen zu einem genuinen Gegenstand des Fachs qualifiziert, wird zum Test für die stets gewünschte, aber keineswegs immer erreichte disziplinäre Identität. Die Anforderungen sind alles andere als leicht. Schließlich hat der erste Gegenstand des Fachs, der ›große‹, der ›bedeutende‹, der ›wertvolle‹, kurz der *klassische Text* eine Antwort erschwert, war doch die dem klassischen Text eingeschriebene *natürliche Dignität* immer wieder das Einlaßtor für außerwissenschaftliche Bestimmungsversuche. Gleich ob eine auf das *Humanum* verpflichtete Pädagogik oder eine auf das *Nationale* fixierte kulturelle Legitimationspolitik, stets war (und ist?) es die als *substantielle Eigenschaft des Gegenstands gedachte Wertqualität*, die das Eingreifen fachfremder Instanzen zu rechtfertigen schien. Ein Seitenblick auf eine andere Disziplin kann das illustrieren. Lange Zeit hat sich z. B. die Chemie bei der Wahl ihrer Gegenstände leiten lassen von den *edlen* Qualitäten, die ein Objekt kraft einer ihm angeblich eigentümlichen Wesensnatur auszeichnen. Gold und Silber wurden aufgrund ihrer allgemein anerkannten *wertvollen* Eigenschaften gleichsam von selbst zu den bevorzugten Objekten einer alchemistischen Kunst, von der man – und das liegt bei einer vom Wert her selektierenden Perspektive nahe – weniger die Erklärung ihrer physikalisch-chemischen Struktur als die Übertragung der edlen Eigenschaften auf weniger wertvolle Materialien erwartete. Aus Blei Gold machen. Für die moderne Chemie ist das nur noch fernes Relikt. Längst hat sie ein Verständnis erreicht, das primär fachinternen Perspektiven und Problemstellungen folgt. An die Stelle einer inneren, nur noch zu *entdeckenden Wesensnatur* eines gegenständlich-real vorliegenden Objekts ist der ungleich abstraktere, weil primär durch disziplinär spezialisierte Operationen bestimmte *Bezug* auf ein Phänomen getreten, das die Wissenschaft selber erst als erklärungsbedürftig erkannt bzw. akzeptiert hat.

Wieweit allerdings die Germanistik über ihre Gegenstände verfügen kann oder soll, ist eine unentschiedene Frage. Nach wie vor scheint im Fall der Philologie(n) die Tradition als *Wertwissenschaft* lebendig. Eine klare Trennung zwischen einem allgemeinen, d. h. überwiegend außerhalb wissenschaftlicher Kontexte formulierten Verständnis des ›philologischen‹ Gegenstands und einer wesentlich fachinternen, durch die eigenen Arbeitsweisen gefilterten

Gegenstandsdefinition ist eher die Ausnahme. Vielmehr gilt gerade die fehlende Distanz zu außerfachlichen Instanzen und Zwecksetzungen als positive Eigentümlichkeit der Philologie. Als Inbegriff einer *bildenden Geisteswissenschaft* scheint die Germanistik noch immer auf die edle Dreieinigkeit des Wahren, Schönen und Guten vereidigt.

Spätestens hier wird deutlich, daß eine Fachgeschichte, die der Literaturwissenschaftler selbst schreibt, keine einfache Dokumentation des Vergangenen sein kann. Neutrale Beobachtung ist hier nicht nur eine epistemologische Illusion. Wer sie favorisiert, der steht zugleich im Verdacht, der Gegenwart auszuweichen. Eine fachinterne Geschichte der eigenen Disziplin muß daher parteilich sein – und der vorliegende Beitrag ist es bereits insofern, als auch er den überkommenen Anspruch auf eine selbständige Wissenschaft teilt. Schließlich ist die Erkenntnis wie der Unterricht der Literatur in einem *eigenen* Fach organisiert worden, und nicht, was durchaus denkbar gewesen wäre, als Teil etwa der Philosophie, der Geschichte oder einer allgemeinen Ethik. Was für manche nur noch Konvention ist, wird hier als eine chancenreiche Verpflichtung verstanden. Auch in einem gänzlich veränderten Wissens- und Wissenschaftskontext soll die überkommene »autonome« Stellung des Fachs (wie seines ersten Gegenstands!) sich behaupten können. *Wie* dieses selbständige Fach heute heißen soll, ob Germanistik, Philologie oder Literaturwissenschaft, ist dabei weitaus weniger wichtig als die Überzeugung, daß der Anspruch immer nur eine un(ein)gelöste Forderung war, ja nur sein konnte. Daß die Frage nach der Fachidentität bislang keine verbindliche Antwort gefunden hat, ist daher auch kein wirklicher Mangel, sondern vielmehr ein weiterer Grund, sie zur *Leitperspektive* zu machen. Sie bahnt der aktuellen philologischen Selbstreflexion den Weg, *ohne* das Fach zugleich auf eine ganz bestimmte Position festzulegen.

Überdies könnte eine Fachgeschichte, die sich dem Problem der kognitiven Identität stellt, eine Hilfe sein für das anhaltende Begründungsdefizit des Fachs. Das meint weniger, daß die Geschichte eine nur noch freizulegende fertige Antwort bietet. Wichtig wäre bereits die Erinnerung an einen essentiellen Reflexionsanspruch. Ein Beispiel dafür ist die einseitige Debatte um die allerorten der Germanistik als Ausweg nahegelegte *Interdisziplinarität*. Allzu oft wird dabei Übersehen, daß zwischen den Disziplinen nicht nur die Macht des besseren Arguments, sondern auch eine Konkurrenz regiert, die sich nicht auf die materielle Ressourcenverteilung beschränkt. Polemisch zugespitzt: Wer auf Interdisziplinarität setzt, muß zunächst einmal klären, was die eigene Disziplinarität ausmacht, da andernfalls die »schleichende Übernahme« durch eine epistemologisch stärker konturierte Nachbardisziplin droht. Nur eine Philologie, die sich vom Geruch der *Hilfswissenschaft* befreit hat und aufgrund ihrer eigenen kognitiven Leistungen in die Reputationshierarchie der Wissenschaften aufgestiegen ist, kann sich sinnvoll in die fächerübergreifende wissenschaftliche Kommunikation einbringen.

Die historische Nachkonstruktion einer durchlaufenden, und schon allein von daher für das Fach zentralen *Selbstanforderung* will auf *Grundlagenprobleme* aufmerksam machen. Sie sind hier das Thema, angefangen von ihrer

Funktion für die disziplinäre Selbstreflexion bis hin zu ihrer epistemologischen Struktur – auch wenn dafür in Kauf genommen werden muß, daß damit nicht nur die Unterscheidung von (Alt-)Philologie und deutscher Literaturwissenschaft zweitrangig wird, sondern auch die wichtige Frage nach dem *kommunikativen Erfolg* der jeweils untersuchten Überlegungen über Gegenstand und Eigenart des Fachs zurückgestellt wird. Mit Blick auf die Auswahl des hier untersuchten Textkorpus formuliert Friedrich Schlegel, der bekanntlich weder die Germanistik des 19. Jahrhunderts geprägt hat noch gegenwärtig zum Kanon der Philologischen Klassiker zählt, wird direkt ins Zentrum gestellt (Vgl. Kap. 4³). Von ihm aus lassen sich Erfolge wie Mißerfolge der Fachentwicklung messen. Seine auf *fachinterne Operationen* gegründete Definition des philologischen Gegenstands macht einerseits den großen Abstand zu einer nur *gelehrten* (vgl. Kap. 2⁴) wie zu einer vornehmlich durch den *pädagogischen Zweck* zusammengehaltenen Philologie (vgl. Kap. 3⁵) deutlich. Andererseits zeigt sich im Vergleich zur Philologie des 19. Jahrhunderts, daß ein einmal erreichtes Reflexionsniveau auch wieder verloren gehen kann. Vorrang hatte hier die praktische Textkritik (Vgl. Kap. 5⁶). Die fachinternen Problemstellungen dagegen wurden vernachlässigt – oder aber einem weiteren Außenseiter wie Friedrich Nietzsche überlassen (Vgl. Kap. 6⁷). Es bleibt schließlich am Ende die Frage, ob eine Rollenverteilung, nach der ausgerechnet die bedeutsameren Leistungen der Reflexionsgeschichte mit den Namen von Außenseitern und Randfiguren besetzt sind, nur Zufall ist?

II. Gelehrte Philologie. Krise und Neuformierung

Die Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft ist von der Geschichte der Philologie nicht zu trennen. Damit ist nicht einfach die vielfach nachgewiesene, schon im 19. Jahrhundert bis hin zu *Analogie* gedachte Anbindung der Germanistik an die Altphilologie gemeint.¹ Bei der hier zugrunde gelegten

3 *Philosophie der Philologie*. Philologie als operative Einheit. (Friedrich Schlegel und August Boeckh), S. 371 ff.

4 Gelehrte Philologie. Krise und Neuformierung, S. 337 ff.

5 Positiver Wert und didaktischer Zweck. Philologie als finale Einheit (Friedrich August Wolf), S. 353 ff.

6 Selbstreflexion als Klassiker-Philologie? Philologische Lektüre zwischen Moral und Epistemologie (Karl Lachmann), S. 399 ff.

7 »Wissenschaft« vs. »Bildung«. Selbstreflexion als disziplinäre Selbstkritik (Friedrich Nietzsche), S. 419 ff.

1 Janotas griffige Formulierung von der »Germanistik als Analogon zur klassischen Philologie« reicht ins 19. Jahrhundert zurück. (Johannes Janota, *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870*, Tübingen 1980, S. 36.) Schon Friedrich Haase hat diese abgeleitete Ähnlichkeit gesehen, allerdings ob des besonderen Wertes, der angeblich allein dem Gegenstand der Altphilologie, dem *classischen Alterthum*, zukomme, von einer nur »mangelhaften« Analogie zwischen Alt- und Neuphilologie(n) gesprochen. Trotz dieser Einschränkung aber könne seine »Gliederung der Philologie«, so

Facheinteilung wird leicht übersehen, daß selbstverständlich gewordene Klassifikationen Ergebnis ausgewählter Unterscheidungen sind. Hält man sich z.B. an das Kriterium der institutionellen Organisation, so ist in der hier untersuchten Zeitspanne, d.i. vom Ende des 18. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit dem Titel *Philologie* in der Regel die universitäre Disziplin der Altphilologie gemeint. Die Germanistik ist insoweit ein selbständiges Fach, wie es ihr gelingt, sich *neben* der Altphilologie als eigene Disziplin an der Universität zu organisieren. Ihr institutioneller Erfolg läßt sich zudem genau belegen, etwa mit den Daten über den ersten Lehrstuhl, gleich ob nun für Georg Friedrich Benecke in Göttingen (1805)² bzw. erst zwei Jahre später für Heinrich von der Hagen in Berlin, oder mit der Gründungsakte für das erste »Deutsch-philologische Seminarium« an der Universität Rostock (1858).³ Ähnlich selbstverständlich wie diese institutionelle Unterscheidung scheint auch eine zweite, mehr auf das Inhaltliche bezogene Differenz – jedenfalls auf den ersten Blick. So ist zwar der Gegenstand des Fachs unstreitig ein anderer, statt der lateinischen oder griechischen *Alterthümer* hat man es jetzt mit deutschen zu tun, doch ob der Unterschied im Gegenstand über das einfache Kriterium »deutsch« oder Deutschsprachigkeit hinausgeht, ist damit noch nicht geklärt.

Vielleicht am entschiedensten hat die ideologiekritische Wissenschaftsgeschichtsschreibung zwischen Altphilologie und Germanistik⁴ getrennt. Nach

Haase, »auch für andere Völker und Zeiträume anwendbar sein. Es brauche nur eine Übertragung nach der Analogie« und schon kann eine »orientalische, teutsche, slawische Philologie aufgestellt« werden. (F. Haase, Stichwort »Philologie«, in: Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, hrsg. von J.S. Ersch und J.G. Gruber, 3. Section, hrsg. von M.H.E. Meier, 23. Theil, Leipzig 1847, S. 374–422, hier: S. 392, Anmerkung 47). Noch 30 Jahre später spricht Friedrich Heerdegen von einer *Analogie* bzw. einem *Parallelismus* zwischen den beiden Philologien. (F. Heerdegen, Idee der Philologie. Eine kritische Untersuchung vom philologischen Standpunkt aus, Erlangen 1879, S. 35f.).

- 2 Nachzulesen bei K. Weimar, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (Anm. 1, Kap. 1), S. 217f.
- 3 Vgl. Uwe Meves, Zur Einrichtung der ersten Professur für Deutsche Sprache an der Berliner Universität (1810), in: Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 104 (1985), S. 161–184. Sowie Uwe Meves, Die Gründung germanistischer Seminare an den preussischen Universitäten (1875–1895), in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft. Sonderheft der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (1988), S. 69*–122*.
- 4 Ob man nun *Germanistik* oder doch lieber *Philologie* heißen solle, darüber war man sich jedoch nicht immer einig. Vgl. den Hinweis Janotas auf (z.B.) Rudolf Hildebrand, der Germanistik – weil »barbarisch!« – ablehnt und durch den Titel *Deutsche Philologie* ersetzt haben will. Vgl. J. Janota, Eine Wissenschaft etabliert sich (Anm. 1), S. 10, Anm. 22. Auch bei Jacob Grimm (1828) sowie bei Hoffmann von Fallersleben (1836), dort als Titel für eine mittelalterliche Germanistik, findet sich diese Fachbezeichnung. Daß die Klassifikationsversuche auf dem Feld der Philologie eine Systemstelle für eine neuere oder d(Deutsch-)Philologie eröffnen, wußte man aber schon früher. Georg Philipp Harsdörffers *Specimen Philologiae*

dem Muster des programmatischen Titels *Germanistik und deutsche Nation*⁵ konzipiert sie das eigene Fach nach Maßgabe der deutschen National- oder Politikgeschichte. Die großen Ereignisse in der Politik des 19. Jahrhunderts sind zugleich *fachgeschichtliche Zäsuren*: Die Freiheitskriege von 1813/15 geben das emphatische Startmotiv, die gescheiterte Revolution von 1848/49 wird als *Enttäuschung* verrechnet, aus der dann der Rückzug auf bloße Textphilologie folgt und schließlich markiert die Reichsgründung von 1871 die Indienstnahme des Fachs für nationalistische Zwecke.⁶ Gleich wie zutreffend all dies tatsächlich ist, das Schema ist suggestiv, verspricht doch die Anbindung des Fachs an das Nationale Kontur und Perspektive. Die Geschichte der Germanistik wird spätestens mit den »kritischen« Beiträgen auf dem Münchener Germanistentag von 1966⁷ zur ideologiekritischen Genealogie einer *deutschen Wissenschaft*.

Bei einem Fach wie der Germanistik, das sich immer wieder bereitwillig ideologischen bzw. politischen Zweckvorgaben angepaßt hat, ist eine vornehmlich auf den kulturpolitischen Kontext ausgelegte Geschichtsschreibung unstreitig eine notwendige Perspektive.⁸ Als eine Form der *Wissenschaftsgeschichte* stößt sie jedoch dort schnell an ihre Grenzen⁹, wo langwierige Transformatio-

Germanicae, obgleich ein vereinzelter Fund, ist von 1646. Vgl. Karl Stackmann, Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften, hrsg. von Hellmut Flashar u. a., Göttingen 1979, S. 240–260, hier: S. 240, Anm. 2. Zur Begriffsgeschichte vgl. Axel Horstmann, Artikel »Philologie«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter, Darmstadt 1989, Bd. 7, Sp. 552–572.

- 5 Germanistik und deutsche Nation 1806–1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewußtseins, hrsg. v. Jörn J. Müller, Stuttgart 1974 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften, Bd. 2).
- 6 J. Janota, Eine Wissenschaft etabliert sich (Anm. 1), S. 3.
- 7 Dokumentiert in: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz, Frankfurt a.M. 1967.
- 8 Noch immer steht die Erforschung der Germanistik im III. Reich am Anfang. Vgl. zuletzt die ideologiekritische Arbeit von Karl-Otto Conrady, Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung, Schernfeld 1990.
- 9 Kritik an dieser scheinbar selbstverständlichen Fraktionierung der Philologie hat es durchaus gegeben, besonders heftig gegen Ende der 60er Jahre: »Die philologisch-historischen Wissenschaften sind im 19. Jahrhundert in ein System gebracht worden, das sich längst als eine kaum erträgliche Fessel erwiesen hat. Die nationalstaatliche Ideologie des 19. Jahrhunderts hat die Philologien vertikal gespalten und dadurch abenteuerliche Fächerkombinationen erzwungen, sachlich gebotene aber verhindert. [...] Übriggeblieben ist eine ungeprüft tradierte Fachabgrenzung.« So Herbert Singer, Literatur, Wissenschaft, Bildung, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hrsg. von Jürgen Kolbe, 4. rev. Auflage 1970 (1969), S. 45–60, hier: S. 49. Freilich hatte diese Kritik nur wenig ändern können. Verantwortlich dafür ist nicht zuletzt eine Wissenschaftsgeschichte, die den letztlich entscheidenden Faktor der Wissenschaftsentwicklung in der nationalen Ideologie erkennen will. Damit aber wird –

nen in den Wissensstrukturen durch den Bezug auf politische Ereignisse geklärt werden sollen.¹⁰ »Wie die Philologie sich selbst allmählig innerlich organisiert hat«¹¹, so Friedrich Haase in seiner Fachgeschichte aus dem Jahr 1847, ist der vornehmlich politischen Betrachtung des wissenschaftlichen Wissens eine fremde Fragestellung. Sicherlich war und ist die Ideologiekritik als »soziale Rekonstruktion von Fehlurteilen oder Ideologien«¹² ein Gewinn für die *politisch-soziale Identität* des Fachs. Die Frage nach einer eigenständigen fach-internen Problemstellung, allgemeiner formuliert, die Frage nach der kognitiven Identität und damit auch nach dem »gesichert wahren Wissen«¹³ des Fachs ist damit jedoch keineswegs überflüssig geworden. Statt es einmal mehr mit dem Entweder-Oder zu halten, wäre zunächst zu klären, wieweit sich diese Leitperspektiven in ihrem jeweiligen Erklärungsanspruch unterscheiden.¹⁴ Hier jedoch soll nur gezeigt werden, daß die traditionelle Philologie sich nicht nur auf eine neue Struktur des Wissens und der Wissenschaften umstellt, sondern zugleich mit ihrem Anspruch auf wissenschaftliche Selbständigkeit die *Systemstelle* für eine deutsche Philologie ausbildet. Daß dieses epistemologische Potential dann erfolgreich genutzt wird, ist dagegen ohne die politische Emphase für eine deutsche (Kultur-)Nation nicht zu erklären.¹⁵

Nun ist die Frage nach der kognitiven Identität des Fachs alles andere als neu, denn »ob Philologie eine Wissenschaft sei, welchen Begriff sie als solche

wenn auch mit ideologiekritischem Vorzeichen – die im 19. Jahrhundert als politisches Programm propagierte Kopplung von Philologie und nationaler Ideologie bestätigt!

- 10 Das bestätigt auf ihre Weise auch die Fachgeschichte K. Weimars (Anm. 1, Kap. 1). Sie gewinnt ihren Plan aus dem Blick zurück auf die Genese jener Elemente, welche noch die gegenwärtige Germanistik tragen: Deutschsprachigkeit, Literatur als eigener Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit sowie die Institutionalisierung als selbständiges Fach an der Universität. Beeindruckend ist dabei nicht nur die Fülle der Daten und Fakten.
- 11 F. Haase, *Philologie* (Anm. 1), S. 376.
- 12 Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1990, S. 69.
- 13 Ebd., S. 69.
- 14 Das erinnert an die Unterscheidung von externen und internen Faktoren und ihren jeweiligen Einfluß auf die Wissenschaftsentwicklung. Vgl. zur Prüfung dieser häufig als Leitdifferenz für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung benutzten Unterscheidung: Wolfgang Krohn, »Intern-extern«, »sozial-kognitiv«. Zur Solidität einiger Grundbegriffe der Wissenschaftsforschung, in: C. Burrichter, (Hrsg.), *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, Basel/Stuttgart 1979, S. 123–149. Zumindest begriffsstrategisch geht die Systemtheorie über solche Differenzen hinaus. Vgl. R. Stichweh, *Differenzierung der Wissenschaft*, in: *Zeitschrift für Soziologie* Jg. 8, Heft 1 (1979), S. 82–101 sowie ders., *Die Autopoiesis der Wissenschaft*, in: *Theorie als Passion*. Festschrift für Niklas Luhmann, hrsg. von Dirk Baecker u. a., Frankfurt a. M. 1987, S. 447–481.
- 15 Dafür ist dann die ideologiekritische Geschichtsschreibung zuständig. Über den Zusammenhang von Germanistik und Kulturpropaganda schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. Hinrich Seeba, *Nationalbücher*. Zur Kanonisierung nationaler Bildungsmuster in der frühen Germanistik, in: *Wissenschaft und Nation*. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Paderborn 1991, S. 57–73.

habe, wie sie sich durch ihre Theile gliedert«¹⁶ und, so ist F. Haase zu ergänzen, wo diese potentielle Wissenschaft in der Ordnung des Wissens und der Wissenschaften zu lokalisieren wäre, das sind –, man ist versucht zu sagen – schon immer Fragen der Philologie.

Mit der außergewöhnlichen Kontinuität der fachbegleitenden Selbstreflexion ist ein völlig neuer Start, frei von abgelagerten Traditionselementen, unwahrscheinlich.¹⁷ Eine dieser durchlaufenden Orientierungsgrößen ist die Vorstellung von einer »Philologie im allgemeinen«¹⁸ oder einer Philologie mit »Anspruch auf Universalität«.¹⁹ Das meint nicht einen schlichten Konservatismus, der nach der wahren Philologie in ihrer goldenen Vergangenheit sucht. Wohl aber hat die lange Zeit nahezu ausschließliche Beschäftigung des Philologen mit den Schriften der Antike ein Bewußtsein von der Einheit des Fachs begünstigt – auch wenn diese Einheit kaum je streng systematisch begründet worden ist, sondern ihre Plausibilität einem weithin feststehenden Gegenstandsbereich verdankt.²⁰

Wie sehr man an dem Gedanken von der *einen* Philologie festhält, zeigt sich insbesondere zu Beginn jener historischen Phase, in der sich der alte Typ von Wissenschaft, die Gelehrsamkeit, zu einem System von wissenschaftlichen

- 16 So hat Friedrich Haase seine Zeitgenossen in das Problem mit der wünschenswerten Direktheit eingeführt, F. Haase, *Philologie* (Anm. 1), S. 374.
- 17 Tradition wird vielmehr Basis auch der aktuellen disziplinären Selbstreflexion. Das belegt besonders überzeugend Peter Szondi's Theorie der Philologie bzw. sein Konzept einer *Philologischen Erkenntnis*. Jean Bollack konnte Szondi's gleichnamigen Essay aufgrund des wissenschaftshistorischen Kontexts seiner Entstehungszeit als Dokument für eine *kritische Philologie* deuten. Szondi habe die Philologie, der unter dem Einfluß der Heidegger'schen Strukturanalyse der Ausschluß aus dem Kreis der Wissenschaften drohte, in ihrem eigenen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit verteidigt. J. Bollack, *Zukunft im Vergangenen: Peter Szondi's materiale Hermeneutik*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 64 (1990), S. 370–391.
- 18 So z.B. *Novalis*, *Enzyklopädie VI, Fragmente I*, in: *Ders., Werke, Briefe, Dokumente*, Bd. 2, hrsg. von E. Wasmuth, Heidelberg 1957, S. 339, No.1256.
- 19 So J.G. Fichte: »Nächst der Philosophie macht die *Philologie*, als das allgemeine Kunstmittel aller Verständigung, mit Recht den meisten Anspruch auf Universalität«. Johann Gottlieb Fichte, *Sämtliche Werke*, Bd. 8 (Nachdruck der Ausgabe von 1845f.), Berlin 1971, S. 131.
- 20 Der Gedanke einer universalen Philologiekonzeption verliert sich nicht. So fordert z.B. A.F. Pott gerade angesichts der inzwischen etablierten Nationalphilologien »eine um ihre Einheit wissende Gesamtphilologie«. August Friedrich Pott, *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen*, 2 Bde., o.O., 1833ff., S. 67. Allerdings sieht er für seine neuerliche Forderung nach der Einheit des Fachs nur dort eine Chance, wo eine klar konturierte und begründungstarke Wissenschaftsposition als allgemein verbindlich durchgesetzt werden kann. Für Pott ist dies die allgemeine Sprachwissenschaft. Sie – und nicht eine ebenso beständige wie der Fachgeschichte bewußte Reflexion auf die Theorie und Praxis philologischer Arbeit – soll die gewünschte Einheit tragen können. Auch in der Gegenwart hat man versucht, den Gedanken einer Philologie, die weder durch Nationalsprachen noch Epochen fraktioniert wird, wiederaufzunehmen. Erinnert

Einzeldisziplinen ausdifferenziert, also in den Jahrzehnten um 1800.²¹ Bezugspunkt ist ein Wissen, das weder nach nationaler Kultur, noch nach eigens ausgezeichnetem Gegenstand (Bibel, Klassik), noch nach einer bestimmten Epoche differenziert ist und so gerade *nicht* durch die vertraute Unterscheidung von (z.B.) Altphilologie und Germanistik geprägt ist. Natürlich sieht man die Notwendigkeit für Einzelphilologien. Aber sie werden, wie in der allgemeinen Wissenschaftsklassifikation von Johann G. Buhle, gleich ob sie nun als »orientalische, biblische oder teutsche« oder unter anderen »ähnlich spezielleren Namen« geführt werden, nur als Ergebnis »individueller Anwendung« aufgefaßt.²²

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß dem universalen Begriff auch eine systematisch geschlossene, zumindest klar gegliederte Einheit des Fachs selbst entsprochen hätte. Die im folgenden untersuchte Selbstreflexion der Philologie ist gerade nicht die irgendwie vollständige und wirklichkeitstreue Abbildung des Fachs oder gar eine allgemein gültige Universaltheorie, welche die gesuchte Einheit über die gesamte Breite des Fachs hinweg fixieren könnte. Im Gegenteil, schon der erste Eindruck deutet auf eine gänzlich heterogene Vielfalt der philologischen Arbeitsfelder. Eine grobe Ordnung gibt die ebenso alte wie offensichtlich unverzichtbare Unterscheidung nach einem engeren und einem weiteren Bereich. Der engere Begriff steht für eine Philologie, die nahe am Text bleibt, die sich konzentriert um Variantensammlung, Echtheitskritik, Stellenkommentar, Lexikographie und kritische Apparate, die litterärhistorische Literaturlisten erstellt oder biographische Forschung betreibt. Der weitere Begriff dagegen bezieht sich auf eine Philologie, in deren Mittelpunkt die Exegese bzw. die Interpretation steht und die entsprechend unscharf von Literaturgeschichte und Literaturkritik getrennt ist. Die jeweilige Abgrenzung oder Anbindung der Philologie an Kunst und Ästhetik oder die Frage, wie weit sich die Philologie auf die Belange der Erziehung bzw. Bildung ausrichten soll, kommen als zusätzliche – und in ihrer Geltung schwankende – Definitionskriterien hinzu.

Aus all dem wird klar, daß die Suche nach einer Begründung für die Einheit wie für die Wissenschaftlichkeit des Fachs kein leichtes Unterfangen war (und ist). Entsprechend groß ist in der Tradition daher auch die Skepsis gegenüber allen Bemühungen um eine Einheitskonzeption. Sie reicht vom angestrengten Optimismus – »Warum und wie sollte denn das philologische Thun und

sei an die vorübergehend auch verwirklichte Reform der Germanistik in Richtung auf eine allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld Ende der 60er bis Mitte der 70er Jahre.

21 Vgl. zu dieser grundlegenden *disziplinären Differenzierung* der Wissenschaftsorganisation bzw. Wissensstruktur als einem »Mechanismus der Selbstorganisation des Systems, der externe, ordnende Zugriffe ersetzt«: R. Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890, Frankfurt a. M. 1984, hier: S. 13f.

22 Johann G. Buhle, Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften, Lemgo 1790, §25, S. 31.

Treiben nicht in eine Wissenschaft gebracht werden können?«²³ – bis zu prinzipiellen Einwänden. Dazu zählt an erster Stelle die damals weit bekannte Formulierung, die Georg F.W. Hegel in seiner *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* als Rechtfertigung nimmt, um sich eben *nicht* mit der Philologie zu beschäftigen: Anstelle der behaupteten systematischen Einheit des Fachs sieht er nur ein »bloßes Aggregat von Kenntnissen«. ²⁴ Die Philologie ist für ihn nicht mehr als die Addition grundsätzlich heterogener Arbeitsbereiche und daher auch nur nach »zufälliger und empirischer Weise« bestimmt.²⁵ Eine eigenständige *Enzyklopädie* der Philologie ist so erst gar nicht möglich. Nur die Philosophie soll über den Anspruch der Philologie auf den Status einer eigenen Disziplin entscheiden bzw. entscheiden können: »Was in einer Wissenschaft wahr ist, ist es durch und kraft der Philosophie, deren Enzyklopädie daher alle wahren Wissenschaften umfaßt«. ²⁶

Friedrich Nietzsche, *Philologe und Philosoph*, nimmt die Formel von der Philologie als einem *Aggregat* auf. Allerdings sieht er das Problem der mangelnden Fachidentität weniger in einer nur klassifizierenden Addition als in den starken, möglicherweise sogar *unversöhnlichen Widersprüchen* zwischen den philologischen Einzelbereichen: Daß es bislang keinen verbindlichen Einheitsbegriff der Philologie gegeben hat, ihre Wissenschaftlichkeit nur »aus mehreren Wissenschaften gewissermaßen geborgt«²⁷ ist, hat für Nietzsche ihre eigentliche »Ursache [...] in dem vielspältigen Charakter derselben [...] in dem unorganischen Aggregatzustande verschiedenartiger wissenschaftlicher Tätigkeiten, die nur durch den Namen »Philologie« zusammengebunden sind. [...] Sie [die Philologie] ist ebensowohl ein Stück Geschichte als ein Stück Naturwissenschaft als ein Stück Ästhetik.«²⁸

Angesichts solcher Widersprüche ist die erstrebte Fachidentität ein schwieriges Unterfangen – erst recht, wenn sie weder von außen, d.h. durch Applikation einer allgemeinen Gesellschafts- oder Wissenschaftstheorie, dogmatisch entschieden werden soll, noch einfach der Wissenssoziologie überlassen wird.²⁹

23 Heffter, Der rechte Begriff von Philologie und das rechte Princip des philologischen Unterrichts in der Gegenwart, in: Jahrbücher der Gegenwart (1846), S. 393–419, hier: S. 399.

24 Georg W. F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (1807), zitiert nach der Theorie-Werkausgabe, Frankfurt a. M. 1970, S. 61.

25 Ebd., S. 61.

26 G. W. F. Hegel, Einleitung zur 1. Aufl. der *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, Hegel-Jubiläumsausgabe Bd. 6, Stuttgart 1968, § 10, S. 27. Vgl. auch Ernst Behler, F. Schlegels *Enzyklopädie der literarischen Wissenschaften* im Unterschied zu Hegels *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, in: Hegel-Studien, Bd. 17 (1982), S. 169–202, hier: S. 171.

27 Friedrich Nietzsche, Homer und die klassische Philologie. Ein Vortrag, in: Werke in 3 Bdn., hrsg. v. Karl Schlechta, Bd. III, München 1969, S. 155–175, hier: S. 157.

28 Ebd., S. 157.

29 Ein Beispiel für diese von außen kommende Definition des Fachs ist die von Hermann F. W. Hinrichs, Heinrich G. Hotho oder Heinrich Th. Röscher vertretene *Literaturwissenschaft der Hegelschule*. Zwar wird hier, so K. Weimar, zum ersten Mal (auch) die neue deutsche Literatur ausdrücklich Gegenstand einer Wissenschaft. Allerdings ist die Eigenständigkeit dieser Wissenschaft geborgt von der

Denn die ebenso unstrittige wie unverzichtbare Kompetenz der Wissenssoziologie für eine (allgemeine) Wissenschaftsgeschichte kann leicht dazu führen, sich auch gleich deren Zielen unterzuordnen. Die Disziplinarität der Philologie ist dann nur insoweit von Interesse, wie sie für die generelle Evolution des Wissenschaftssystems relevant ist. Resultat wäre eine Wissenschaftsgeschichte für Soziologen, nicht für Germanisten. Das ist der Preis, der für die angeworbene Hilfe zu zahlen ist. Eine fachspezifische Wissenschaftsgeschichte ist jedoch immer auch Teil der aktuellen disziplinären Selbstreflexion. Unvermeidlich wird deshalb ein Engagement bei Auswahl und Lektüre des historischen Materials – allemal dann, wenn nicht von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen werden soll, daß die Vergangenheit des Fachs auch für die Gegenwart ein Gewinn sein kann. All das meint jedoch nicht, daß die Wissenschaftsgeschichte, wie Klaus Weimar kritisch angemerkt hat, »als Genealogie der eigenen Position«³⁰ endet. Vielmehr ist zu hoffen, daß das Fach das Apologetische bei der Arbeit an der Vergangenheit zurückstellt und statt dessen beginnt, auf seine *eigene Theorietradition* einzugehen und »sich selbst unter problemgeschichtliche Anforderungen zu stellen«.³¹

Ob die facheigene Wissenschaftsgeschichte sich dabei ausschließlich an dem orientieren kann, was sich erfolgreich durchgesetzt hat, und tatsächlich all das ausschließt, was sich nicht in Lehrstühlen oder Schulen organisieren konnte, scheint angesichts der diffusen kognitiven Struktur des Fachs zweifelhaft.³² Anders als in den Naturwissenschaften, ist es in der Germanistik nur stellenweise zur Ablagerung allseits anerkannter Wissensbestände gekommen. Es fehlt weitgehend an einer Sichtung der Fachgeschichte, welche die eigene Vergangenheit zu abrufbaren Modellen kondensiert. Kürzer: es mangelt an philologischen Klassikern. Entsprechend umfangreich und unstrukturiert ist der historische Fundus an kognitiven Positionen und Modellen. Aber darin liegt auch eine Chance: Das Vergangene kann überraschende Aktualität gewinnen – nicht als fertige, nur noch zu übernehmende Problemlösung, son-

spekulativen Philosophie, hier der Hegelschen Ästhetik, und ist insofern auch nur »angewandte Ästhetik«. Ausführliche und kommentierte Bibliographie zur literaturwissenschaftlichen Hegelschule in: Klaus Weimar, Zur Geschichte der Literaturwissenschaft. Forschungsbericht, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 50 (1976), S. 298–362, bes. S. 307–313, hier: S. 312; vgl. auch den die These anzeigenden Abschnitt: *Philosophische Reproduktion* (Anm. 1, Kap. 1), S. 366–387.

30 K. Weimar, Zur Geschichte der Literaturwissenschaft (Anm. 1, Kap. 1), hier: S. 306. Eher sollte es heißen: Wissenschaftsgeschichte als Genealogie aktueller Problemstellungen der Disziplin.

31 Genau das konstatiert Luhmann bei der Soziologie des fortgeschrittenen 20. Jahrhunderts. Vgl. auch im folgenden zu diesem »Prozess einer fachspezifischen Traditionssichtung«: N. Luhmann, Wie ist soziale Ordnung möglich?, in: *Ders.*, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1981, S. 195–287, hier: S. 258f.

32 Im Fall der Nachbar-Disziplin Anglistik und ihrem Anspruch auf eine eigene kognitive Rationalität hat Wolfgang Iser ein bezeichnendes Fragezeichen gesetzt: Anglistik. Eine Universitätsdisziplin ohne Forschungsparadigma? In: *Poetica* 16 (1984), S. 276–306.

dern als Hinweis auf die richtigen, d. h. für die Disziplinarität des Fachs wesentlichen *Fragestellungen*.³³

Bei dieser Ausgangslage, wo ein unvermeidbares Engagement für die Identitätsprobleme des Fachs nicht mit der einfachen *Entscheidung* für eine bestimmte Position kurzzuschließen ist, kann die Systemtheorie zwischen beobachtender Distanz und teilnehmender Parteilichkeit vermitteln. Sie empfiehlt, dem Gegenstand selbst mehr zuzutrauen. Folgt man ihrem Rat und denkt das Fach als ein sich selbststeuerndes System, dann ist zu prüfen, wieweit es (auch) der Philologie gelingt, die eigene, aus der Tradition überlieferte Komplexität soweit zu vereinfachen, daß sie eine »durchartikulierte Anschauung von sich selbst«³⁴ gewinnt. Das klingt gänzlich abstrakt, scheint weit entfernt von jeder disziplinären Realität und doch formuliert die Systemtheorie hier eine Einsicht, die schon dem *Philologen* Friedrich Schlegel bekannt war: Nur in der »Selbstanschauung der Philologie über sich selbst«³⁵, so auch sein Urteil, kann sich das Fach von anderen Disziplinen abgrenzen und eine eigene Identität gewinnen.³⁶

Das Interesse der Philologie an ihrer inneren Einheit hat sich demnach durchgehalten. Darüber hinaus schwankt das Engagement, mit dem man sich dem Problem stellt. Vor allem die wenigen Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende sind Zeiten einer Hochkonjunktur. Kaum ein Philologe von Rang (aber auch andere ...), der sich nicht vor die »Nothwendigkeit« gestellt sah, die »Nachweisung zu führen, welche selbständige Stelle die Philologie als ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes im Zusammenhange aller wissenschaftlichen Disciplinen überhaupt und im Verhältniss zu den verwandten insbesondere einnehme«³⁷, kaum ein Fachgenosse, der nicht versucht hätte, das »philologische Studium gleichsam zu emancipiren« und für sich beanspruchte, zu diesem Zweck dessen »Mittelpunkt« und »Einheit« zu finden.³⁸

33 Von jenem »Immer-Wieder-Abnagen der Knochen der Klassiker«, das Luhmann für die Soziologie und ihre Selbstbegründung beklagt, ist die Literaturwissenschaft demnach noch entfernt. Dafür fehlt ein ausreichender Konsens über die Grundprobleme des Fachs. Niklas Luhmann, Archimedes und wir. Interviews, hrsg. von Dirk Baecker/Georg Stanzek, Berlin 1987, S. 28.

34 Niklas Luhmann/Karl Eberhard Schorr: Reflexionsprobleme im Erziehungssystem, Stuttgart 1979, S. 340.

35 Friedrich Schlegel, Notizen zur Philologie, in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 16, Fragmente zur Poesie und Literatur, mit Einl. u. Kommentar hrsg. von Hans Eichner, Paderborn/München/Wien 1981, S. 33–83, hier: S. 54.

36 Die Selbstreflexion ist eine unvermeidliche Systemreferenz. Ihr eigentliches Thema ist daher weniger die Methodendebatte als die Frage nach der facheigenen Disziplinarität. Vgl. zum Konzept der Selbstreflexion und seiner Anwendung auf die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik: Nikolaus Wegmann, Philologische Selbstreflexion. Die Frage nach der disziplinären Einheit, in: *Wissenschaft und Nation* (Anm. 15), S. 116.

37 Friedrich Ritschl, Ueber die neueste Entwicklung der Philologie (1833), in: *Opuscula philologica* V, Hildesheim/New York 1978 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1879), S. 1–18, hier: S. 3.

38 F. Haase, Philologie, (Anm. 1), S. 383.

Die Sorge um das eigene Fach kommt nicht von ungefähr. Es gibt Reputationsprobleme. Eine nicht-emanzipierte Philologie kann sich in der Konkurrenz zur Philosophie, Geschichte oder (noch immer) Theologie schwer behaupten. Es droht der Abstieg zur Hilfswissenschaft, die nur noch für »Vorkenntnisse« zuständig ist.³⁹ Sie beschafft die überlieferten Texte, bereitet sie paläographisch, sprachlich oder textkritisch auf – und muß sie dann doch dem Philosophen oder Historiker überlassen. Daran ändert sich zumindest solange nichts, wie es der Philologie nicht gelingt, eine eigenständige Kompetenz im Umgang mit dem Text der Tradition auszuweisen bzw. in Universität und Schule zu praktizieren. Die Gegenwart unterscheidet sich so noch immer wenig von jenen Verhältnissen, in der die Philologie »die Werke der Alten«, so F. Haase, »reinigte und beglaubigte ohne selbst die Früchte daraus zu ziehen.« Allerdings empfindet man die alte Rollenverteilung jetzt als Provokation: Die Philologie darf nicht länger ihren »Zweck [...] außerhalb ihrer selbst«⁴⁰ haben.

Das geänderte Selbstverständnis spiegelt evolutionäre Veränderungen im Bereich der Wissenschaft(en): Erst der Geltungsverlust der gelehrten Ordnung sowie die gleichzeitige Transformation des wissenschaftlichen Wissens läßt die fehlende disziplinäre Eigenständigkeit zum Problem werden. Die Philologie war seit alters her eng mit der Gelehrsamkeit verbunden. Das belegt bereits die Begriffsgeschichte, nach der *Philologe* zu sein gleichbedeutend war mit dem Besitz einer weitgreifenden gelehrten *Bildung*.⁴¹ Gut zu sehen ist das an den lateinischen Entsprechungen zum Begriff des *Philologen*, wie *studiosus*, *eruditus*, *literator* oder *doctus*. Philologie und Gelehrsamkeit sind nur unscharf voneinander getrennt. Das wissenschaftliche Wissen ist noch nicht in das System autonomer Disziplinen integriert.⁴² Entsprechend haben Einzelfächer, die sich durchaus in den Klassifikationen des Wissens aufgeführt finden, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein keine klaren Fachgrenzen. Entsprechend kann die Philologie nicht als etwas Eigenständiges beschrieben werden, »da ohnehin«, so Johann G. Buhles gelehrte Klassifikationsschrift, »die Grenzen der Wissenschaften vermöge der Aehnlichkeit ihrer Erkenntnißquellen und ihres Gebrauches in einander fließen.«⁴³ Die enge Verflechtung von Gelehr-

39 Vgl. ebd., S. 382. So auch F. A. Wolfs Kritik an einem Fachverständnis, wonach die Philologie bzw. die ihr zugeordneten Wissensfelder nur »Vorkenntnisse zu dieser oder jener Hauptwissenschaft wären, zur Theologie, Jurisprudenz und Medicin«. Friedrich August Wolf, Vorlesungen über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft, hrsg. v. J. D. Gürtler, 5 Bde., Leipzig 1831–1835, Bd. 1, Leipzig 1831, S. 22.

40 F. Haase, Philologie (Anm. 1), S. 382.

41 Im Grimmschen Wörterbuch findet man unter dem Stichwort »gelehrt« bzw. »Gelehrter«: »so denkt man denn auch noch lange bei »gelehrten« vorzugsweise an philologen«. Jacob Grimm, Deutsches Wörterbuch, vierten Bd.s erste Abtheilung, 2. Theil, Leipzig 1897, Sp. 2961.

42 Vgl. R. Stichweh, Physik in Deutschland (Anm. 21), S. 39ff.

43 Vgl. J. G. Buhle, Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie, Vorrede. (Anm. 22). Auch F. A. Wolf, einer der ersten, die eine systematische (Neu-)Begründung versuchten, sah genau die fehlende Differenzierung: »Ueber philologische Encyclopädie haben wir nichts, weil es stets schien, als könnten die Kenntnisse, die man huma-

samkeit und Philologie resultiert jedoch nicht nur aus einer geradezu unbegrenzten Zuständigkeit, in der man sich kompetent glaubte für »alle Formen der Erkenntnis, die in schriftlicher Form überliefert werden.«⁴⁴ Nicht minder wichtig ist die unbestrittene Fachkompetenz bei der Texterschließung und Textüberlieferung.⁴⁵ Und erst diese doppelte Autorität, zum einen auf dem Gebiet einer universalen Stoffkenntnis (Polymathie), zum anderen in allen Fragen der textkritischen Bearbeitung der überkommenen Schriften, sichert und bestätigt den Rückgriff auf die Antike als Basis des (schriftlich fixierten) Wissens.

Essentiell für Gelehrsamkeit wie Philologie ist demnach ein »obligatorisches Verhältnis zum Text«.⁴⁶ Die ganze Bandbreite dieses Rückbezugs auf den Fremdtext steht in der gelehrten Philologie auch noch des 18. Jahrhunderts unter der alten (rhetorischen) Einheitsformel von *res und verba*. Um der »Sachen willen wird der Philologe zum exzessiven Informationssammler, der in polyhistorischer Manier das ganze historische Wissen registriert.«⁴⁷ Gleich ob sich diese Art der Lektüre im memorierenden Gedächtnis oder im schriftlichen Exzerpt niederschlägt, Resultat ist nicht ein (neues) Wissen als Ergebnis methodisch geregelter Forschung, sondern die *Kompilation* des durch die Autorität der Alten als »klassisch« legitimierten Wissens der Antike.⁴⁸ Daran ändern zunächst auch die jetzt stärker wachsenden Publikationszahlen bzw. die allgemein expandierenden Wissensbestände nichts. Lange Zeit fangen immer umfangreichere Wissensklassifikationen oder universale Topiken den Druck in Richtung auf eine stärkere Selektion und Synthetisierung des Stoffs

niora oder Philologie nennt [...] in so viele Theile der Gelehrsamkeit eingreifen und mit ihnen in Verbindung stehen [...], dass es scheint, man könne sie nicht absondern.« F. A. Wolf, Vorlesungen über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft (Anm. 39), S. 4. Vgl. auch N. Wegmann, Philologische Selbstreflexion (Anm. 36), S. 119.

44 R. Stichweh, Physik in Deutschland (Anm. 21), S. 34.

45 Natürlich hat auch diese Kompetenz in der Textkritik eine Geschichte. Vgl. nur die Arbeiten von R. Pfeiffer, Geschichte der klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, Reinbek 1970 sowie R. Pfeiffer, History of classical Scholarship. From 1300 to 1850, Oxford 1976. Entscheidend ist allein die unbestrittene traditionelle Autorität der Philologie auf diesem Feld.

46 Bernhard Fabian, Der Gelehrte als Leser, in: Buch und Leser, hrsg. v. H. G. Göpfert, Hamburg 1977 (= Schriften des Wolfenbütteler Arbeitskreises für die Geschichte des Buchwesens), S. 48–88, hier: S. 53.

47 Historie steht hier (noch) nicht für ein Wissen von diachronen Ereignisfolgen. Gemeint ist hier eine generelle Zugangsweise der Wissensgewinnung, die auf das »Gesamt möglicher Gegenstände menschlichen Wissens angewandt werden kann«. In diesem Sinne hat es die Historie als Wissensform mit Faktenerkenntnis oder der Kenntnis von einzelnen Dingen zu tun. Vgl. R. Stichweh, Physik in Deutschland (Anm. 21), S. 15f.

48 Die Kompilation als eine eigene Darstellungsform des Wissens ist stets an die Antike rückgebunden. Die in *Analecta* oder *Collectaneen* gesammelten *Exempla* und *Memorabilia* müssen dabei sowohl die richtige Abkunft haben als auch richtig wiedergegeben sein. Nur so können die Zitate kompilierenden *Thesauri* und *Silvae* glaubwürdig den Traditionszusammenhang mit der Antike behaupten.

auf.⁴⁹ Die Auslegung der Texte stützt sich weitgehend auf bereits vorhandene Kommentare und Scholien und beschränkt sich zudem meist auf die Aufklärung dunkler Stellen.⁵⁰ Typische Ergebnisse solcher Lektüren sind nicht Monographien, sondern Analekta: Aufgelesenes wird in der Notiz, in Miscellaneen und Facetiensammlungen festgehalten. Und auch die Lektüre auf die verba hin thematisiert den Text nicht als Sinn-Ganzheit. An Buchstaben, einzelnen Worten oder Sätzen interessiert weniger der Sinn als die jeweilige Funktion im Textgewebe respektive der jeweilige Stellenwert im Text als einem nachzuahmenden Muster lateinischsprachiger Eloquenz.⁵¹

Als Einheit der Differenz von res und verba hat der »philologische« Rückbezug auf den Fremdtex t einen festen Platz in der gelehrten Ordnung des Wissens. Hier hat die Philologie eine weitgehend selbstverständliche Legitimation, die es ihr erlaubt, auf das spezifisch *Philologische* in ihren Verfahren und Operationen nicht näher eingehen zu müssen. Eine Definition des Fachs aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts faßt diese gelehrte Form der Philologie in ihrer ganzen Breite zusammen: »Philologie ist also jene Erforschung und Betrachtung der Wörter sowie denk- und wissenschaftlicher Sachen bei den

49 Eine erste, wenn auch zunächst nicht folgenreiche Kritik an dieser gelehrten Ordnung des Wissens hat gegen Ende des 17. Jahrhunderts Christian Thomasius formuliert. Anstelle einer bloßen *Büchergelehrsamkeit* fordert er die stärkere Ausbildung des *iudicium* als Gegenpol zu einer *pedantischen* Form des Wissens. Oder, den neuen Gegensatz kurz zusammenfassend: statt weiterhin sich nur der »continuirlichen Lesung neuer Bücher« (Thomasius) zu widmen, komme es jetzt auf das *Selbstdenken* an. Dafür aber ist die unüberschaubare Fülle des polymathischen Wissens nur hinderlich; erst eine Selektion des Wissens, die auf das Kriterium der *Nützlichkeit* abhebt, ermöglicht den praktischen Erfolg. Vgl. dazu ausführlich: Gunter E. Grimm, *Literatur und Gelehrtenum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen 1983, bes. S. 363–375. Gleichwohl bleibt die gelehrte Ordnung des Wissens weiterhin auf die polyhistorische (Publikations-) und Schreibweise der Philologie festgelegt. Noch immer versammelt der Sachkommentar sein auf Vollständigkeit angelegtes Wissen in Listen- oder Katalogform. Noch die bis ins 19. Jahrhundert sich behauptende Litterärsgeschichte klassifiziert »nur ihr immenses Wissen. Vgl. dazu Jürgen Fohrmann, *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Kaiserreich*, Stuttgart 1989, bes. S. 14ff. und K. Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (Anm. 1, Kap. 1), S. 108ff.

50 So auch noch J.G. Buhle, nur 10 Jahre vor dem Ende des 18. Jahrhunderts: Die Philologie beschäftigt sich »mit den besten Schriftstellern [...] und mit allen den Notizen, welche außerdem, um diese zu verstehen, erforderlich sind«. Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie (Anm. 22), § 24, S. 30.

51 Akribisch genau wird der Text auf seine grammatikalischen oder rhetorischen und poetologischen Strukturen und Regeln geprüft. Nur so kann die Lektüre auf Echtheit (also weder auf Sinn noch auf Sach-Wahrheit) jene Details wahrnehmen, welche die jeweils behauptete Verwandtschaft zwischen den gesammelten Überlieferungsvarianten beweisen können. Und auch dieser Textbezug hat seine eigenen Schreibformen bzw. seine eigenen Gattungen, angefangen von den textkritischen Zeichen, den Glossen, Scholien bis hin zum textkritischen Kommentar. Dabei belegt nicht zuletzt das graphische Druckbild, das den Sekundärtext direkt dem zu kommentierenden Text zuordnet, wie eng der schriftlich fixierte Rückbezug am Vorgegebenen bleibt.

Autoren sowie besonders die Kenntnis des Altertums. Außerdem die Erläuterung von Sentenzen, die Kommentierung von Gedichten, Apoptegmata, Sprichwörtern, Fabeln, Historien, Exempeln, die Befassung mit der Chronologie, der Geschichte, mit berühmten Kriegen, bedeutenden Menschen, der Natur der Lebewesen, mit dem Münzwesen und dergleichen mehr, was nicht jedem sofort auf der Hand liegt. Dann auch die Beschreibung von Sachen, Flüssen, Bergen, Landschaften, Städten und was dort in jeder rühmlichen Kunde überantwortet ist. Darauf beziehen sich auch die Einrichtungen, die Sitten, die Kultur der Völker und Stämme, die Gewohnheiten des Altertums, die Behörden, Gerichtsformen, religiösen Rituale, die Dinge des Landbaues, der Stadt, des Hauses, des öffentlichen Lebens: dies alles aus den guten Autoren zu vermerken ist Aufgabe des Philologen.«⁵² Derart breit in die Gelehrsamkeit eingebettet, ist der Weg zur selbständigen Einzeldisziplin nicht leicht. Wenn die Philologie ihrem Gegenstand nach »völlig unbeschränkt« ist, wenn sie schlichtweg »alles mögliche Wissen« umfaßt, dann kann sie eben nicht, so wiederum Friedrich Haase, »zu einer abgeschlossenen Disziplin gestaltet« werden, da es ihr im Vergleich zu den konkurrierenden Einzeldisziplinen an »Sonderung« fehlt.⁵³

Auf die alte Ordnung des Wissens fixiert, gerät die gelehrte Philologie unvermeidlich in den Sog der fundamentalen Krise der Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert. Die Abwertung des gelehrten Wissens längs der zwar altbekannten, jetzt aber in *neuen Oppositionen* stehenden Topoi vom Philologen als dem Pedanten, dem »Antiquar, Diplomatiker, Insektensammler, Litterator«⁵⁴ ist allgegenwärtig und von durchschlagendem Erfolg. Bloß historisches Wissen gilt zunehmend als nur fragmentarisch und erscheint gegenüber einem philosophisch strukturierten Wissen als obsolet und anachronistisch. Ohne einen eigenen (Sach-)Bezug zu den überlieferten Texten kann die Philologie nicht in den Kreis der Einzeldisziplinen aufsteigen. Der Rang einer »Hauptwissenschaft« (F. A. Wolf) ist ihr versagt. *Eigenständig* könnte das Fach allenfalls als *formale* Philologie werden. Doch das ist eine riskante Strategie. Ein Rückzug

52 Caspar Hofmannus, *De barbarie imminente* [...], Frankfurt a. M. 1578, zitiert nach (der Übersetzung von) Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982, S. 289.

53 F. Haase, *Philologie*, (Anm. 1), S. 377. Auch wenn eine solche Spezialisierung des Wissens zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu verwirklichen ist, so reagiert die gelehrte Philologie dennoch: sie reduziert den im fortschreitenden 18. Jahrhundert zunehmend schwieriger zu bewältigenden *Umfang* des relevanten Wissens. Buhles Klassifikationschrift z.B. teilt angesichts der zunehmenden Dynamik der Wissens- und Wissenschaftsentwicklung das Fach in »ältere und neuere Philologie«, da das Feld der Philologie »zu ausgedehnt« sei, als daß es »von einem Kopfe umfaßt und glücklich bearbeitet« werden könnte. J.G. Buhle, *Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie*, (Anm. 22), § 27, S. 30.

54 Christian H. Schmid, *Ueber die Klassifikation und Rangordnung der Wissenschaften*, in: *Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften*, Bd. 2, 2. St., S. 231–251, hier: S. 250.

auf das ureigene Feld der Textkritik droht das Fach endgültig auf den unbefriedigenden Status der »Hilfswissenschaft« festzulegen.⁵⁵

Die Begriffsgeschichte indiziert jedoch nicht nur die Krise und den endgültigen Verlust einer ehemals selbstverständlichen Ordnung. Die jeweiligen Gegenbegriffe, von denen die Gelehrsamkeit negativ abgesetzt wird, markieren zugleich die neuen Bedingungen, welche die Philologie erfüllen muß, will sie den angestrebten Rang einer anerkannten Einzeldisziplin erreichen. Vor allem zwei Begriffsdifferenzen sind es, unter denen die Transformation der alten Wissens- und Wissenschaftsstrukturen steht.⁵⁶ Zum einen gerät die Gelehrsamkeit, die nur in Einzeldingen (notitia rerum singularium) kompetent ist und daher auch nur »Inbegriff historischer Wissenschaften« (Kant) sein kann, hier auf ihrem »eigensten Bereich« in einen hoffnungslosen Gegensatz zu einer eher philosophisch-systematischen, in der Rede des 18. Jahrhunderts, »vernünftigen [Erkenntnis] im engsten Verstande« – und nur diese Form des Wissens verdient von jetzt an das zukunftsweisende Prädikat *Wissenschaft*. Aber »auch von einer anderen Seite«, so das Grimmsche Wörterbuch, »erfuhr der Begriff der »gelehrsamkeit« eine Beschränkung [...] nämlich durch »Bildung«.⁵⁷ Zwar hat auch in der Vergangenheit die gelehrte Philologie sich im Kontext ihrer pädagogischen Funktion definiert. Doch spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnet sich eine grundlegende und für die Geschichte der Philologie folgenreiche Änderung des Bildungsziels ab. Die lateinischsprachige Eloquenz oder die polymathische, universelle Belesenheit gilt zunehmend als Relikt einer vergangenen Zeit. Gelehrte Bildung genügt weder der philanthropischen Forderung nach einer stärker auf die Belange einer

55 Bei der Hypothese ist es nicht geblieben. Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts streiten sich eine »formale« und eine »reale« Philologie. Nicht zuletzt dieser Konflikt strukturierte in der einfachen Gegenüberstellung und vor allem in der dadurch provozierten Reflexion über Wesen und Aufgaben der Disziplin die Fachidentität. Vgl. Ernst Vogt, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Boeckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, in: Hermeneutik und Philologie im 19. Jahrhundert (Anm. 4), S. 103–122. Vogt kann bestätigen, daß weitgehend unabhängig von der (ursprünglich über einer unterschiedlichen Auffassung der Sprache aufgebrochenen) Streitfrage sich eine fachinterne Interpretation über diesen Disput verfestigte: Von der Hermann-Boeckh-Kontroverse aus wird ein großer Teil der Fachgeschichte des 19. Jahrhunderts als Konflikt »zweier Schulen bzw. Richtungen aufgefaßt [...], einer grammatisch-kritischen [...] und einer historisch-antiquarisch ausgerichteten« (S. 117f.). Zugleich provoziert diese ebenso »klare« wie dauerhafte Opposition immer neue Versuche, die Spaltung zu überwinden und die Einheit des Fachs (wieder)herzustellen. Die fachinterne Differenz wirkt so nicht nur als ordnungsstiftender Zusammenhalt, sondern auch als Maßstab für besondere Leistungen. So heißt es etwa in der laudatio auf F. A. Wolf, daß er endlich den »Antagonismus von formaler und realer Philologie« überwunden habe. Vgl. Wilhelm Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's des Philologen, 2 Bde., Essen 1833, Bd. 1, S. 197f.

56 Eine dritte Begriffsdifferenz ist die zwischen Gelehrsamkeit und der für sie typischen *Buchgelehrsamkeit* und der *Weisheit* als ein Wissen, das in der eigenen Erfahrung gründet und daher ungleich gewichtiger ist. Vgl. auch hier: J. Grimm, Deutsches Wörterbuch, vierten Bds. erste Abtheilung, 2. Theil, Sp. 2958.

57 Ebd., Sp. 2958.

arbeitsteiligen Gesellschaft ausgerichteten Erziehung, die den Maximen der *Nützlichkeit* und *Brauchbarkeit* folgt, noch hat sie Raum für das emphatisch konzipierte Subjekt des Neuhumanismus, das sich in der *selbstthätigen* (Aus-) Bildung seiner Vermögen vervollkommen soll. In den asymmetrisch werten den Begriffsdifferenzen sind zugleich die Bedingungen für einen Aufstieg des Fachs vorgegeben. Will die alte Philologie der allgemeinen Abwertung der gelehrten Ordnung des Wissens und der Wissenschaften entkommen, muß sie für sich selbst die neuen Prädikate *Wissenschaft* und *Bildung* reklamieren.⁵⁸

Das Fach reagiert und erhöht Quantität wie Qualität der Selbstreflexion. Das wird nirgends deutlicher als in der Konjunktur einer *neuen* wissenschaftlichen Textgattung, der *philologischen Fachencyklopädie*: Sie selbst ist bereits eine Antwort auf die aktuelle Herausforderung. Weder Begriff noch Gegenstand scheinen dabei auf den ersten Blick neu. Die Enzyklopädie, jedenfalls in ihrer universalen Form, steht mindestens seit dem 16. Jahrhundert für das Wissen der traditionellen *artes liberales* mit einer letztlich prinzipiell unbegrenzten Extension. Sie umgreift ein Feld, das »alles, was auf der Universität gelehrt und gelernt werden konnte«⁵⁹ umfaßt und war im Humanismus wie Barock »Leitvorstellung einer gelehrten Wissenschaftlichkeit«.⁶⁰ Entsprechend erschöpft sich die bereits in ihren Begriff eingeschriebene systematisierende Funktion nicht im bloßen Auflisten bekannter Wissensbestände. Der gesuchte Kreis des Wissens zielt auf die »Darstellung des Zusammenhangs selbst« und will so zugleich »eine Theorie des Wissens und der Wissenschaften«⁶¹ sein. All dies gilt erst recht für die Fachencyklopädie, die durch die Spezialisierung auf einen abgegrenzten Fachbereich, wie etwa Medizin, Jurisprudenz oder eben auch Philologie entsteht. Das wissenschaftliche Wissen, bis dahin nur nach Quadrivium und Trivium unterschieden, wird jetzt auf je einzelne Fächer verteilt. Und auch hier sieht die Enzyklopädie ihre Aufgabe weniger in der bloßen Klassifikation als in der Darstellung des *Zusammenhangs* und der *Einheit* aufeinander bezogener Wissensbereiche. Die Fachencyklopädie schreibt so selber Wissenschaftsgeschichte: Als ein Spezialisierungsprogramm beschleunigt sie den Wandel vom gelehrten Wissen zu wissenschaftlichen

58 In Haases Lexikonartikel findet sich speziell zur zweiten Erfolgsbedingung der entsprechende Topos: Der Philologie müsse es gelingen, eine »Beziehung der antiken Bildung zur Gegenwart« herzustellen». F. Haase, Philologie (Anm. 1), S. 383. Zum neuen Verhältnis von Philologie und Erziehungssystem gegen Ende des 18. Jahrhunderts vgl. ausführlich: Detlev Kopp/Nikolaus Wegmann, Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie. Zur Karriere einer Wissenschaft um 1800, in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft (Anm. 3), S. 123*–152*.

59 Jürgen Henningsen, »Enzyklopädie«. Zur Sprach- und Bedeutungsgeschichte eines pädagogischen Begriffs, in: Archiv für Begriffsgeschichte 10 (1966), S. 271–325, hier: S. 290. Neben dem Bezug auf Ordnungs- und Darstellungsprobleme der Wissenschaft/en definiert sich die Enzyklopädie durch einen zweiten Bezug in Richtung einer »Art Allgemeinbildung für Erwachsene«. Ebd., S. 284.

60 Wilhelm Schmidt-Biggemann, Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft, Hamburg 1983, S. XXIII.

61 J. Henningsen, Enzyklopädie (Anm. 59), S. 287.

Disziplinen. Die Geschichte der *philologischen* Fachencyklopädie ist dafür (nur) ein Beispiel.

Es ist kein Zufall, daß diese Gattung zu *dem* Ort der philologischen Selbstreflexion wird. Prädestiniert ist sie schon durch ihre programmatische Ordnungsfunktion. Zugleich gewährt die bereits von der allgemeinen Enzyklopädie her vertraute Ordnungsfunktion jene *Offenheit*, die das erst entstehende und in seinen Grenzen unsichere Fach braucht. Die Enzyklopädie als Suche nach der Einheit des (z. B.) philologischen Wissens ist dank ihrer langen Tradition als wissenschaftliche Gattung eingeführt und kann *unabhängig* von je aktuell dominierenden, philosophischen oder wissenschaftstheoretischen Positionen akzeptiert werden⁶²: *Was die Fachencyklopädie an Vorstrukturierung mitbringt, ist nämlich nur die überlieferte Begriffstopik von Wissenschaft*. Wie jedoch die Einheit des fachlichen Wissens zu denken war, darüber gibt die Tradition des Begriffs keine eindeutige Antwort. Dafür ist die Begriffstopik, die Gedankengut aus der Antike, dem christlichen Mittelalter und der Neuzeit nebeneinanderstehen oder sogar ineinanderfließen läßt, zu komplex: »Der Wissenschaftsbegriff«, so Manfred Riedel, »hat allerdings die Eigenschaft an sich, kein wissenschaftlicher Begriff zu sein.«⁶³

Für die philologische Selbstreflexion ist die heterogene Breite der Einheitskonzeptionen einerseits sicherlich ein Hindernis auf dem Weg zum erstrebten Status einer Wissenschaft. Fehlt der Konsens in der Definition des zentralen Begriffs, dann muß auch die Wissenschaftlichkeit des Fachs ohne verbindliche Vorgabe – und mit entsprechend unsicheren Aussichten, ob die jeweilige Position Zustimmung finden wird – formuliert werden. Andererseits ist die Vielfalt dessen, was man unter »Wissenschaft« zu verstehen hat, nicht nur ein Nachteil. So muß sich eine Philologie, die sich an der überkommenen Begriffstopik orientiert, z. B. weder auf die strengen Standards der sich jetzt durchsetzenden Philosophie Kants einlassen, noch hat sie sich einfach dem Verständnis von

62 Der Erfolg der Fachencyklopädie liegt daher weniger in einer allgemein akzeptierten Systematisierung des Fachwissens zu einer geschlossenen Einheit. Entscheidend ist vielmehr die Beständigkeit, mit der das Programm der Enzyklopädie sich mit »immer neuen Positionen der Theorie der Wissenschaften« verbindet. Ulrich Dierse, Enzyklopädie. Zur Geschichte eines philosophischen und wissenschaftstheoretischen Begriffs (= Archiv für Begriffsgeschichte, Supplementheft 2), Bonn 1977, S. 248.

63 Manfred Riedel, Die Universalität der europäischen Wissenschaft als begriffs- und wissenschaftsgeschichtliches Problem, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie X, 2 (1979), S. 267–287, hier: S. 270. Weitere Hinweise zur Begriffsgeschichte von Wissenschaft in: Alwin Diemer, Die Differenzierung der Wissenschaften in die Natur- und Geisteswissenschaften und die Begründung der Geisteswissenschaften als Wissenschaft, in: Studien zur Wissenschaftstheorie, Bd. 1, Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie im 19. Jahrhundert, hrsg. von A. Diemer, Meisenheim a. Glan 1968, S. 174–223; und: Der Wissenschaftsbegriff. Historische und systematische Untersuchungen, hrsg. v. A. Diemer, Meisenheim a. Glan, 1970 sowie: Laetitia Boehm, Wissenschaft – Wissenschaften – Universitätsreform. Historische und theoretische Aspekte zur Verwissenschaftlichung von Wissen und zur Wissenschaftsorganisation in der frühen Neuzeit, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 1 (1978), S. 7–36.

Wissenschaft zu unterwerfen, wie es die Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert entwickelt haben.⁶⁴ Die Disparität der historischen Begriffstopik, die (vor-)strukturiert, ohne sich auf ein bestimmtes Modell festzulegen, erweist sich so gesehen als ein Stimulans: Ihr Variationspotential stärkt und unterfüttert die fachbezogene Reflexion.⁶⁵ Als ein *Reservoir von Denkalternativen* avanciert die Fachencyklopädie zu jenem Ort, an dem die Philologie das Problem der Selbstdefinition gleichsam *institutionalisiert*.⁶⁶ Hier soll sich die dem Fach eigene Komplexität in einer besonderen Wissens- und Fachordnung strukturieren; hier sollen Fragen nach einem disziplinären Gegenstandsbezug oder nach einer Definition des philologischen Gegenstands gestellt und, wenn auch vielleicht stets nur versuchsweise, beantwortet werden.

III. Positiver Wert und didaktischer Zweck. Philologie als finale Einheit (Friedrich August Wolf)

Die philologische Enzyklopädie beginnt genau genommen *nicht* mit F.A. Wolfs *Darstellung der Alterthumswissenschaft*.¹ Doch im Selbstverständnis der Disziplin ist das anders. Wie zu keinem späteren Zeitpunkt mehr schien seine Fachencyklopädie das Ziel erreicht zu haben. Endlich hatte die Disziplin ihre Gründungsurkunde und also auch den Nachweis ihrer wissenschaftlichen

64 Häufig wird die Geschichte des Wissenschaftsbegriffs aus diesem Bruch zwischen antiker und frühneuzeitlicher Wissenschaft heraus gewertet. Wissenschaft im vollen Sinn ist (nur) die an der empirischen Forschung ausgerichtete Naturwissenschaft. Zur Kritik an dieser zu einfachen Schematisierung vgl. Arbogast Schmitt, Kritische Anmerkungen zum neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff aus der Sicht des Altphilologen, Mskpt. Mainz 1990

65 Man kann natürlich auch gleich bezweifeln, ob ein der Kunst so nahestehendes Fach wie die Philologie überhaupt am Maßstab der Wissenschaft gemessen werden kann. Immerhin aber hat die Philologie über weite Strecken ihrer Geschichte sich selbst an dieser Meßlatte ausgerichtet. Erinnerung sei nur an F.A. Wolfs *Alterthumswissenschaft* oder die gegenwärtige Selbstbeschreibung der Germanistik als *Literaturwissenschaft*. Andere disziplinäre Leitbegriffe sind gleichwohl denkbar und wurden (und werden) auch diskutiert. Zu denken ist etwa an *Kunstlehre*, *Derivate* bzw. *Komposita* von *Kritik* oder – wenngleich mehr in anderen nationalen Wissenschaftskontexten – *literary criticism* sowie, ganz aktuell, *critical theory*. Auch diesen divergierenden Selbstbestimmungen des Fachs kann die Variationsbreite der historischen Begriffstopik gerecht werden und sie, jedenfalls insoweit, als hier über das, was *Literaturwissenschaft* sein soll, nicht (vor-)entschieden wird, in ihren jeweiligen Besonderheiten beschreiben.

66 Klaus Weimar hat mit seiner Enzyklopädie der Literaturwissenschaft, München 1980, die Tradition der philologischen Fachencyklopädie bis in die Gegenwart geführt.

1 Wolf selber sah sich als Neuerer. Außer Johann Matthias Gesners *primae lineae isagoges* [...] läßt er in den Anfangssätzen seiner Enzyklopädie nichts gelten: »Ueber philologische Encyclopädie haben wir nichts«, F.A. Wolf, Vorlesungen über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft, hrsg. v. J.D. Gürtler, 5 Bde., Leipzig 1831–1835, Bd. 1, S. 4.

Eigenständigkeit²: »Durch Wolf ward dies Studium aus einem Aggregat von Sprachkenntnissen und antiquarischer Notizen zu einer organisch gebildeten Wissenschaft erhoben, welcher er eine abgeschlossene Existenz gewann und ihr den Namen Alterthumswissenschaft beilegte.«³

Ist damit das Problem der Fachidentität bereits an seinem Anfang gelöst? Das wäre zumindest ein höchst unwahrscheinliches Ende für eine disziplinäre Problemstellung und so muß genauer nach der hier erreichten *Wissenschaft* bzw. Wissenschaftlichkeit gefragt werden. Zunächst zieht Wolf eine überfällige Konsequenz aus der Krise des gelehrten Wissens. Schon Christian G. Heyne hatte in Winckelmanns Arbeiten zur Plastik (der Antike) einen entschiedenen Schritt gesehen weg von einem Fach, dessen *gelehrte Antiquarier* der Sinn für das Besondere des philologischen Gegenstands fehlt.⁴ Pedantisch-trockener Fleiß sei untauglich für die neue, schnell zum Topos avancierende Aufgabe, »in den Verstand der alten Schriftsteller oder in den Geist der alten Kunst-

² Wolf hat seine Enzyklopädie nicht selbst veröffentlicht. Publiziert hat er nur die *Darstellung der Altertumswissenschaft. Nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert*. Jetzt zugänglich als Reprint der Ausgabe von 1807 mit einem Nachwort von Johannes Irscher, Weinheim 1986. Erst die Schüler haben die Vorlesungen in Druck gegeben: F. A. Wolfs Encyclopädie der Philologie nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre 1798–99, hrsg. von S. M. Stockmann, Leipzig 1831 und Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, hrsg. von J. D. Gürtler. Wirksam geworden sind seine Vorstellungen als Vorlesung. In Halle (ab 1785) und Berlin (1811) hat Wolf fast 20 mal über die Enzyklopädie der Philologie gelesen. Zu seinen Hörern zählten u. a. E. J. Koch, A. Boeckh, G. Bernhardt und G. G. Fülleborn.

³ So eine der ersten Inthronisierungsschriften: W. Körte, *Leben und Studien F. A. Wolfs des Philologen*, 2 Bde., Essen 1833, Bd. 1, S. 189. Ähnliche Funktion hatte die weitverbreitete Anekdote, Wolf habe sich als erster 1777 in Göttingen als studiosus philologiae eingeschrieben. E. Schröder ist dem nachgegangen und spricht am Ende nur noch von einer »Legende«. Der erste *stud. philologiae* hat sich in Göttingen bereits am 13. 8. 1736 eingetragen. Edward Schröder, *Studiosus philologiae*, in: *Neue Jahrbücher für Pädagogik*, Bd. 32 (1913), S. 168–171.

⁴ Winckelmanns »grösstes Verdienst« sei es gewesen, »daß er das Studium des Alterthums in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst« (S. 21). Doch bei allen Verdiensten war Winckelmann für Heyne kein rechter Philologe. Es fehlte die kritische Strenge: »Den Weg der guten Erklärung der alten Werke hat uns Winckelmann gebahnet; aber weder seine Begeisterung, noch sein [...] Hang, über Anticken wahrzusagen statt sie zu erklären, muss uns verführen« (S. 25). Zitate aus: Christian G. Heyne, *Lobschrift auf Winckelmann (1778)*, hier zitiert nach dem Neudruck, hrsg. von A. Schulz, Berlin 1963. Auch Wolf macht aus Winckelmann den Kronzeugen für einen dem Kunstcharakter des Gegenstands adäquaten Umgang: »Zu den Lehren von den schönen Kunstwerken gehört eine besondere Doctrin, Künstler-Kritik, die sehr notwendig ist«. F. A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 2), S. 19. Im übrigen gehörte auch Wolf zu den Beiträgern der Kasseler Lobschriften auf Winckelmann. Mit Winckelmann konnte man so einerseits die trockene Gelehrsamkeit kritisieren und andererseits an ihm zugleich die Nachteile einer emphatisch-spekulativen Vorgehensweise demonstrieren. Wolf, so heißt es anlässlich seines 100. Todestages, habe eben gerade »nicht aus künstlerischer Intuition wie Winckelmann« gearbeitet, sondern allein aus »philologischer und historischer Kritik heraus«. Otto Kern, *F. A. Wolf. Rede zum Gedächtnis seines hundertsten Todestages* (1924), Halle 1924 (= Hallische Universitätsreden 25), S. 22.

werke einzudringen.«⁵ Auch Wolf sieht die Notwendigkeit einer Neuorientierung. Aber anders als Heyne, der dafür eine stärkere Öffnung des Fachs in Richtung auf das »Studium der Kunst« empfiehlt, will er am überkommenen Selbstverständnis des Fachs festhalten: Die Philologie soll auch unter veränderten Bedingungen *die* Instanz sein, die wenn nicht allein, so doch maßgeblich das antike Wissen pflegt und vermittelt. Dabei kann sich das Fach nicht weiter auf ein fraglos geltendes Wissen der Alten verlassen. Angesichts der Dynamik der neuen Wissenschaften ist eine solche Position längst anachronistisch: »In Rücksicht auf wissenschaftliche Bildung können wir in den Alten keine Schule mehr finden, denn wir [...] sind jetzt schon weiter.«⁶

Ist jedoch eine unmittelbare Relevanz des überkommenen Wissens nicht länger plausibel, steht das Fach vor einer Legitimationslücke. Weder die Gelehrsamkeit noch die ihr zur Seite gestellte Historie können das Fach noch als Wissenschaft rechtfertigen. Wolfs Antwort darauf ist ein Rückbezug auf die Antike, der sich an einer Instanz orientiert, die grundsätzlicher und systematischer formuliert: Die Philosophie wird in Gestalt einer *bildungsphilosophisch überhöhten Antike* zum zentralen Bezugspunkt für eine als »Wissenschaft betrachtete« (Wolf) Philologie. Wolfs Antwort auf das Legitimationsproblem ist die des Neuhumanismus.

Die Folgen sind gravierend, auch wenn sich mit Blick auf den Objektbereich des Fachs zunächst wenig zu ändern scheint. So gilt das Interesse zwar nach wie vor nahezu ausschließlich dem, was aus der Antike überkommen ist, aber die bildungsphilosophisch fundierte Philologie transzendiert die phänomenologische Gegenständlichkeit der überlieferten Artefakte in Richtung auf ein der Antike zugrundeliegendes ideales Fundament. Im Überlieferten erkennt sie nichts weniger als die alles prägende und bestimmenden Kraft, den »Geist« der griechischen und römischen »Nationen«.⁷

Die um das Humanum kreisende idealistische Theorie und ihre Behauptung von einer historisch ebenso einmaligen wie unübertroffenen Antike gibt dem philologischen Rückbezug auf den Text neues Ansehen. Wenn das Objekt selbst *bedeutend* ist, dann kann sich die philologische Arbeit nicht mehr in bloßen *Curiositäten* verlieren oder zur stumpfsinnig-gelehrten *Pedanterie* verkümmern: »Ohne diese höhere Einheit«, so Friedrich Ast, Schüler Wolfs und gleichfalls Verfasser einer Fachencyklopädie, »würde ja das Ganze in eine licht- und leblose Masse atomistischer Bruchstücke zerfallen, von denen keines einen Zusammenhang mit dem anderen, keines also Sinn und Bedeutung hätte.«⁸

⁵ C. G. Heyne, *Lobschrift auf Winckelmann* (Anm. 4), S. 20.

⁶ F. A. Wolf, *Encyclopädie der Alterthumswissenschaft* (Anm. 1), S. 21.

⁷ Diesem Gegenstandsverständnis folgen auch Gottfried Bernhards Grundlinien zur *Encyclopädie der Philologie* (Halle 1832, S. 54): »Denn sie [die Philologie] betrachtet das gesamte Leben des Alterthums, im grossen und kleinen, wo sich Anfang und Ende beisammen finden, und es nur der kalten Zergliederung gelingt, Stücke von einer innigen Totalität der Erscheinungen loszureißen.«

⁸ Friedrich Ast, *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*, Landshut 1808, S. 175.

Noch die kleinste aus den Texten oder archäologischen Funden gewonnene Information hat durch den immer schon gegebenen Bezug auf einen wesentlich hinter bzw. *unterhalb* der Texte liegenden Bedeutungskern ihren Sinn. Alles und jedes wird zum Mosaikstein für die historische und philosophische *Repräsentation* der Antike.⁹ Damit ist die Kritik an einem nur gelehrten Rückbezug auf die Werke der Alten pariert, wenn auch um den Preis, daß eine solche Philologie nur schwer zwischen bloßem Objektbereich und einem *fachspezifisch* definierten Gegenstand unterscheiden kann. Wolfs Philologie erreicht die erstrebte Einheit als ein System von *Kenntnissen*¹⁰, das sich sukzessive in der Vervollständigung des Wissens über den immer schon bedeutenden Gegenstand realisiert. Einheit bemißt sich dabei sowohl nach der Extension (kein Bereich der Antike soll ausgeschlossen sein) als auch nach der Struktur des Wissens (es umgreift sowohl die philosophisch-spekulative wie die historisch-empirische Erkenntnis). Philologie, so die bündige Definition, ist der »Inbegriff der historischen und philosophischen Kenntnisse [. . .] durch welche wir die Nation, von der uns Werke übriggeblieben sind, aus diesen in aller möglichen Hinsicht kennenlernen.«¹¹

Eine Einheitsvorstellung, die derart weit ausgreift, unterstellt dem Objekt selber eine entsprechend tiefere Kohärenz. Noch die abgelegensten Kenntnisse – in der Manier der polymathischen Gelehrsamkeit werden die einzelnen Wissensfelder in bis zu 24 *Realienfächer* aufgefächert, von der Numismatik bis zur Literaturgeschichte – müssen einen universalen Zusammenhang darstellen. Eine solche Konzeption, in der sich die ganze Fülle des Wissens stets und immer als »treuer Abdruck« des einen antiken »Geistes und Charakters«¹² erweisen soll, nähert sich dem mehr als 130 Jahre früher konzipierten *pansophischen* Wissenschaftsmodell und dessen zentraler Prämisse, wonach »die Dinge [. . .] in Substanz und Erkenntnis nicht wesentlich«, sondern, so Schmidt-Biggemann weiter, »durch die Gemeinsamkeit der substantiellen Teilhabe nur graduell unterschieden waren.«¹³ Dank dieser metaphysischen Voraussetzung bleibt der geforderte Zusammenhang des Überlieferten pro-

9 Und noch nicht: *Erkenntnisse* oder *Wahrheiten* als Resultate eigenständiger Forschung.

10 Diese Ausweitung des Erkenntnisinteresses spiegelt sich in der Begriffsgeschichte von »Kritik«: Zur *niederen* und *höheren* Kritik tritt jetzt die *historische* Kritik, die sich »auch auf die in den Texten gemeinte Realität bezog«. Vgl. Kurt Röttgers' Artikel »Kritik«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 656.

11 F.A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 2), S. 24. *Ingebriff* steht hier in Opposition zu *Aggregat*. Und Wolfs Definition scheint auch in der Gegenwart noch bzw. wieder attraktiv. K. Stierle z.B. sieht hier die Gründungsurkunde für eine Philologie als »moderne Kulturwissenschaft«, der es um die »Erfassung des konkreten Lebenszusammenhangs einer Epoche im Spiegel ihrer literarischen und sprachlichen Zeugnisse« gehe. Karlheinz Stierle, *Alttertumswissenschaftliche Hermeneutik und die Entstehung der Neuphilologie*, in: *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert* (Anm. 4), S. 260–288, hier: S. 260.

12 F.A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 2) S. 9.

13 W. Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis* (Anm. 60, Kap. 2), S. 262.

blemlos. Die einmal gesetzte bzw. aus der Philosophie oder Bildungsmetaphysik übernommene *bedeutungsvolle Einheit des Gegenstands* ist nicht nur jeder wissenschaftlichen Bearbeitung oder gar Kritik entzogen. Sie ist umgekehrt die unverrückbare Basis philologischer (Deutungs-)Arbeit: »Ohne die ursprüngliche Einheit und Gleichheit alles Geistigen und ohne die ursprüngliche Einheit aller Dinge im Geiste«, so dann auch Friedrich Ast mit ungebremsster Emphase, sei das »Verstehen und Auffassen [. . .] schlechthin unmöglich.«¹⁴

All das bleibt solange hoffnungslos abstrakt, wie es nicht in die bildungsphilosophischen Qualitäten der idealen Antike hineinformuliert wird. »Bildung« wird zur letzten, scheinbar alles integrierenden Formel. In ihr können *Griechen* und *Römer*, kann eine ganze Epoche in ihrer vollständigen Überlieferungsbreite als bereits in sich geschlossene Einheit eines idealen Wissenszusammenhangs vorgestellt werden. »Bildung« ist ebenso das tertium comparationis zwischen diesen exemplarischen Kulturen – »die Römer kommen den Griechen an Bildung am nächsten« – wie zugleich Fundament ihrer Einheit, lassen sich doch beide »Nationen« unter dem Aspekt der Bildung »zu einem Ganzen« vereinen.¹⁵

Damit wird die unterstellte natürliche Dignität einer im Überlieferten immer schon vorhandenen Wertsubstanz endgültig zum Fundament des neuen Fachs. Ja in ihrer doppelten Funktion – sie integriert die *Altertumswissenschaft* nach innen und legitimiert das Fach gegenüber der Kritik an einer nur gelehrten Philologie – ist das Fach geradezu auf sie angewiesen. Alternativen sind zunächst einmal nicht in Sicht. Überdies macht ein metaphysisch aufgeladener Gegenstand, der in seiner Idealität weder sachlich (was immer aus der Antike überliefert ist)¹⁶ noch zeitlich (trotz der gut zweitausend Jahre) begrenzt ist, eine *fachinterne* Reflexion auf die eigene Disziplinarität entbehrlich. Die außerwissenschaftlichen bzw. pädagogischen Qualitäten der überlieferten Objekte interessieren weit mehr, als die Probleme eines fachspezifischen, d.h. das Philologische am jeweiligen Objekt allererst *bestimmenden Umgangs* mit dem Überlieferten. Bezeichnend ist hierfür die Art und Weise, wie Wolf und mit ihm ein großer Teil der Philologie um 1800 die Begriffe »Klassik« bzw. »Klassiker« gebraucht.¹⁷ Daß man auf diesen Begriff kommt, kann nicht überraschen. Schließlich muß eine Fachkonzeption, die wesentlich auf der besonderen Wertqualität ihrer Gegenstände basiert, ein Kriterium ausweisen, das die behauptete Exklusivität belegt. Dafür scheint der Begriff der »Klassik« bzw. des »Klassischen« ganz besonders geeignet, da er nicht nur

14 F. Ast, *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik* (Anm. 8), S. 168.

15 F.A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 2), S. 24.

16 Archäologie oder Numismatik zählten für Wolf zur Philologie. Keineswegs also begrenzte sich die facheigene Kompetenz nur auf Texte oder gar *Poesie*. Vgl. dagegen F. Schlegel und seine *Konzentration auf semiotische Werke*; vgl. Kap. 4.

17 Das Abstraktum »Klassizität« läßt sich bei Wolf – im Unterschied zu Schlegel – nicht nachweisen. Angesichts der hier rekonstruierten Verwendungsweise des Begriffs ist das kaum zufällig.

Parameter wie Stil, Wissen, Bildung, sondern auch Objektfelder (Archäologie, bildende Kunst, Philosophie etc.) umgreift. »Klassik« avanciert zur *universellen Formel der Gegenstandsauszeichnung* und wird so synonym mit der immer schon gegebenen Bedeutsamkeit bzw. *bildenden* Qualität der Überlieferung. Auch für Wolf ist das »Bildende« das »Klassische« – und umgekehrt: »Daher sind die Werke größtenteils schön oder klassische Kunstwerke, und von dieser Seite dienen sie vorzüglich der Bildung unseres Geschmacks, unserer Einbildungskraft und aller unserer Empfindungen.«¹⁸ Nur konsequent, daß sich das Fach von jetzt an auch nach seinem ersten und »eigentlichen« Gegenstand als »klassische Philologie« bezeichnet.¹⁹

Zugleich verweist der systematische Stellenwert, den dieses Selektionskriterium in Wolfs Konzeption einnimmt, auf das generelle Verhältnis zwischen der Philologie und einer ihrer traditionellen Nachbardisziplinen, der Theologie. Zwar sind »Klassik« wie »Bildung« säkulare Begriffe, aber hier stehen sie unter theologischen Vorzeichen. Allgemein sieht man in der Nähe zur *philologia sacra* (bzw. zum pansophischen Wissenschaftsmodell) kaum ein Problem, obwohl deren Gegenstandsverständnis auf Heilige Schriften und mithin auf *Glaubenswahrheiten* ausgelegt ist. Ohne deren Grundentscheidungen noch eigens zu befragen, wird sie zum Modell für eine wissenschaftliche und so wesentlich profane Philologie.²⁰ (Das trifft selbst noch auf den Textkritiker Wolf zu.²¹) Im Rekurs auf das Sakrale bzw. auf die Bibel-Philologie kommt die Philologie zu ihrem theoretischen Fundament – zumindest kann sie hier lernen, wie man eine substantielle Dignität auch im Fall der Antike behauptet. Das Vorbild scheint zugleich derart überzeugend, daß das eigene Vorgehen nicht weiter erklärt werden muß. Die Konsequenzen, die eine solche Annäherung an die Theologie für das Selbstverständnis als Wissenschaft hat, sind kein Thema. Bibel und Klassik/-isches, beides Größen von substantieller, ja absoluter Bedeutung, sind mit Blick auf die Ordnung des Wissens und der Wissenschaft, und darauf kommt es an, für Wolf *funktional äquivalent*: »Sie [die Werke des Altertums] sind der Grund dieser Wissenschaft, wie der

18 F.A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 3), S. 11.

19 Soweit geht F.A. Wolf jedoch nicht. Zum Begriff der »klassischen Philologie« und seiner Geschichte (zuerst bei Barby und F. Schlegel) vgl. A. Horstmann, Artikel »Philologie« (Anm. 4, Kap.2), Sp. 561.

20 Im Verhältnis zur Theologie und ihrem Textumgang sind F. Schlegel – jedenfalls als Philologe – wie auch A. Boeckh sehr viel problembewußter (Vgl. Kap. 4). Nietzsche, allerdings zwei Generationen später, präzisiert seinen Zugriff auf den Text in dezidiert abgesetzter Absetzung zum theologischen Textumgang (Vgl. Kap.6).

21 Wie sehr *Altertumswissenschaft* und zeitgenössische Bibel-Philologie miteinander verbunden waren, hat A. Grafton auch für die Prolegomena ad Homerum (1795) nachgewiesen. Modell war J.G. Eichhorns Einleitung ins Alte Testament von 1780ff. Graftons Fazit lautet: »Wolf's main achievement, then, was the annexation for classical studies«. Anthony Grafton, *Introduction to F.A. Wolf, Prolegomena ad Homerum*, Princeton 1985, S. 3–35, hier: S. 26. Ada Hentschke und Ulrich Muhlack sprechen in ihrer *Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie*, Darmstadt 1972, schlichtweg von »Religion«. S. 82.

Grund der Theologie die Bibel ist.«²² Folgt man dieser Analogie, dann hat es auch die Philologie mit einer Art *Uroffenbarung* zu tun, nach der sich jetzt der »Geist« der Griechen und Römer in den Werken der Antike manifestiert²³, oder, so Friedrich Ast in aller Deutlichkeit, »das Einzelne [ist] Offenbarung des Gesamtgeistes.«²⁴ Und spätestens hier, im Rekurs auf die *philologia sacra*, klingt zugleich das noch weitaus ältere, in der Begriffstopik von Wissenschaft bis Aristoteles zurückzufolgende Konzept der *theoria* durch. Statt der göttlichen Wahrheit erscheint jetzt das *Humanum*, dessen »Wesensschau« dann auch weniger den Glauben stärken als die »selbstthätige« Bildung des Menschen initiieren und kontinuierlich anleiten soll.²⁵

Aus dieser Perspektive ist das Klassische ein Feld für sich bestehender und mit sich selbst identischer Sachverhalte. Eine adäquate Erkenntnis fragt weder, wie diese substantielle Qualität genauer beschaffen ist, noch verfolgt sie den idealen Gegenstand zurück in seinen besonderen Entstehungs- bzw. Herstellungszusammenhang. Das Ideale der Antike ist als ein wissenschaftlich nicht begründbares Prinzip nur *anschauend* zu entdecken. Andererseits gewinnt eine Philologie, die sich auf diese Form der Erkenntnis verpflichtet und in deren Leitbegriffen »Bildung« und »Klassik/isch« sich die Gegenwart des beginnenden 19. Jahrhunderts mit der alteuropäischen (Form der) Wissenschaft überkreuzt, den Neuhumanismus als Partner – und macht dank dieser Allianz eine erstaunliche Karriere im Wissenschaftssystem.²⁶

Die Erkenntnis der Antike nach dem Modell der *theoria* ist nur *eine* Anleihe in der Begriffstopik von Wissenschaft. So hat Wolf trotz der unübersehbaren Affinität zu einer »klassischen« Philologie seine Disziplin »nur« »Altertumswissenschaft« genannt. Offensichtlich scheint Wolf in der Frage, ob bzw. in welchem Maße dem Gegenstand der Philologie das Prädikat der Klassizität zukommt, keineswegs schon entschieden. Immerhin ist die Philologie auch für Wolf historische Wissenschaft und entsprechend interessiert sie an ihren Objekten nicht nur deren Repräsentativität mit Blick auf die philosophischen

22 F.A. Wolf, *Vorlesungen über die Altertumswissenschaft* (Anm. 1), S. 16.

23 Kurz und polemisch bündig zu dieser Tendenz der Altphilologie zur Theologie G. Scholz: »Bedeutende Altphilologen wie Chr. G. Heyne begannen mit einem Theologiestudium, um später das zu tun, was die Zeit verlangte: Sie wandten sich der Klassik zu und begründeten die Altphilologie als Alternativtheologie.« Gunter Scholz, *Die theologischen Probleme des Klassik-Begriffs*, in: *Über das Klassische*, hrsg. von Rudolf Bockholdt, Frankfurt a. M. 1987, S. 11–29, hier: S. 14.

24 F. Ast, *Grundlinien* (Anm. 8), S. 186.

25 Auch A. Horstmann sieht diese alteuropäische Wissenschaftsform in Wolfs Philologie und spricht von der »Schau des »Göttlichen«, wenn auch in Menschengestalt.« Vgl. Axel Horstmann, *Die »Klassische Philologie« zwischen Humanismus und Historismus*. F.A. Wolf und die Begründung der modernen Altertumswissenschaft, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 1 (1978), S. 51–61, hier: S. 57. Zum Wissenschaftsmodell der *theoria* vgl. M. Riedel, *Die Universalität der europäischen Wissenschaft* (Anm. 63, Kap. 2), S. 276f.

26 Ausführlich dazu D. Kopp/ N. Wegmann, *Die deutsche Philologie, die Schule und die Klassische Philologie. Zur Karriere einer Disziplin* (Anm. 3, Kap. 1) und in diesem Band: D. Kopp, *(Deutsche) Philologie und Erziehungssystem*, S. 669.

(Erkenntnis- und Bildungs-)Ideale, sondern auch der jeweilige *Quellenwert*. Als *Inbegriff aller* Kenntnisse ist diese Philologie stets auch eine Disziplin, die alle Zeugnisse und sämtliche Autoren der Antike berücksichtigt, sich also nicht nur auf die Großen, die Klassiker beschränken will. Das macht jedoch den Klassikbegriff von seiner Extension her schwierig: »Wenn Klassiker die ausgewählten Muster [...] sind, so können sie [die Schriftsteller der Antike] nicht alle Klassiker seyn.«²⁷ Das »Historische« der Philologie widerspricht der einfachen Gleichsetzung von Klassik und Altertum. Doch auch wenn Wolf diese Schwierigkeit sieht, seine Enzyklopädie trägt die aufgeworfenen Konflikte nicht aus. Weder stellt sie die Frage, wie zwischen klassischen und nicht-klassischen Werken unterschieden werden soll, noch wird die Vereinbarkeit von divergierenden Einheitskonzeptionen zum Problem. Wolf ist hier kein Einzelfall. Je verschiedene, immer nur partielle und daher in der Rekombination keineswegs problemlose Einheitskonzeptionen verleiten auch andere Fachencyklopädien zu verallgemeinernden Totalisierungen, die letztlich an der *Disparität der beliebigen Begriffstopik scheitern müssen*. So halten sich die *Grundlinien der Philologie* von Friedrich Ast, die gleichfalls für eine *Philologie als Funktion von Bildung* votieren, noch stärker an die Vorgaben der Bildungsmythologen und definieren den philologischen Gegenstand nahezu ausschließlich in geschichts- und bildungsphilosophischen Termini.²⁸ Hier ist die Totalisierung vollständig, denn für Ast ist der *gesamte* Objektbereich »klassisch: Das Altertum ist die »classische Welt« und als solche »das Muster der ächten Bildung«. Ziel ist nicht mehr der »Geist des Alterthums« (Wolf), sondern der »Geist der classischen Welt«.²⁹

Wie wenig sich die bildende Philologie über ihre konzeptuellen Probleme bewußt ist, dokumentiert die von Wolf aufgestellte Fachsystematik. Sie unterscheidet zunächst grundsätzlich, und in dieser Auftrennung ist sie maßgeblich der Tradition verpflichtet, zwischen einem formalen Organon, den *Grundwissenschaften*, und dem Kreis der *Realien*-Fächer oder Sachdisziplinen.³⁰ Neu ist dagegen die weitere Unterteilung des formalen Organons. Daß Wolf zu den formalen Fächern auch den *Stil* zählt – als Fertigkeit, in den alten Sprachen

27 F. A. Wolf, Encyclopädie der Alterthumswissenschaft (Anm. 1), S. 11.

28 In seinen *Grundlinien* ist dann auch kaum noch von der Philologie die Rede: sein »philosophisch gebildete(r) Philolog« ist letztlich nur ein idealistischer *Philosoph*. Er allein sei nämlich in der Lage, »von dem irdischen Boden der grammatischen und historischen Interpretation zur ätherischen Höhe der geistigen, unbedingten Deutung und Würdigung aufzusteigen.«(!) F. Ast, *Grundlinien* (Anm. 8), S. 175 (Dabei war Ast nicht nur Schüler Wolfs sondern auch F. Schlegels).

29 Ebd., S. 1.

30 Diese Unterscheidung geht zumindest bis auf Gerhard J. Vossius' *De Philologia liber*, Amsterdam 1650 zurück, läßt sich aber auch bei Adam E. Mirus in dessen *Universa Philologia* (1694) oder bei Augustin Grischow, *Introductio in Philologiam* (1715) nachweisen. Vossius unterteilt die *sermonis cura* in Grammatik, Rhetorik und Metrik und die *sermonis historia* in (z. B.) Geographie, Genealogie und (wiederum mehrfach unterteilt) Historie. Hinweis in: Volker Hoffmann, Johann G. Hamanns Philologie. Hamanns Philologie zwischen enzyklopädischer Mikrologie und Hermeneutik, Stuttgart 1972, S. 19.

schreiben zu können –, ist dabei weniger wichtig und im übrigen auch weitgehend ohne Nachahmer geblieben. Entscheidend ist die Erweiterung des Organons um Hermeneutik und Kritik. Vor allem letztere galt bis dahin vielfach als rein praktische, entsprechend auch nicht eigentlich zur Philologie zählende Hilfsdisziplin, die der Theologie oder Jurisprudenz nur zuarbeitet.³¹ Unstreitig, daß damit das formale Organon wichtiger wird. Aber es ist domestiziert. Die prinzipielle Vorstellung, wonach ein ideales Werk »gegenständlich« vorliegt und so in seinem »klassischen« Wert auch unabhängig von jeder wissenschaftlichen Bearbeitung existiert, ist sakrosant: *Die philologische Erkenntnis darf nicht zur Theorie des Gegenstands werden*. Aus einem fortgeschrittenen Wissenschaftsverständnis, wie es z. B. zeitgleich Friedrich Schlegel, jedoch weitgehend unter Ausschluß der Öffentlichkeit, formuliert³², muß das kritisiert werden. Andererseits profitiert das Fach vom Verzicht auf eine eigene, d. h. durch fachinterne Problemstellungen gefilterte Definition eines *philologischen* Gegenstands. Ohne die substantielle Dignität des Gegenstands hätte Wolfs Philologie keinen exklusiven Objektbereich für sich reklamieren können. Und ohne die angeblich immer schon bildende bzw. klassische Qualität der philologischen Gegenstände wäre der institutionelle Ausbau des Fachs an den Universitäten sicherlich ungleich schwerer geworden.

Wolf kann seine Option auf das Klassische nur mit wertphilosophischen Spekulationen absichern. Gleichwohl ist diese Abgrenzung definitiv, muß es angesichts der hier auf dem Spiel stehenden Universitäts-Karriere des Fachs vielleicht auch sein – und wird entsprechend in der Unbedingtheit einer normativ begründeten *Entscheidung* vorgebracht: Auf den nahe liegenden Einwand, ob außer Griechen und Römer nicht auch andere Völker und Kulturen der Antike zur *Alterthumswissenschaft* zählen, antwortet Wolf weniger mit Argumenten als mit einer ebenso schlichten wie direkten Forderung: »Dergleichen fremde Nationen müssen ausgeschlossen werden.«³³ Im übrigen mangelt es nicht an Gründen für den einzigartigen Rang des griechisch-römischen Altertums. So gelten den Apologeten des Neuhumanismus die auserwählten Völker bzw. Nationen als »einzigartig« in der Geschichte der Menschheit.³⁴ Ihre Sprachen, und da wiederum besonders die griechische, seien in ihrer bildenden Kraft unerreicht³⁵ und die *Entfernung* des Altertums von der Gegenwart des späten 18. Jahrhunderts lasse das Ideal nur um so strahlender her-

31 Vgl. ebd., S. 19. Die weitere Geschichte dieser Unterscheidung zwischen einem formalen, theoretischen Teil und den Sachfächern zeigt nach Wolf eine sehr viel geringere Variationsbreite. Zwar wird seine starke Gewichtung des Stils (vgl. F. A. Wolf, *Enzyklopädie der Philologie* [Anm. 1], S. 201) nicht beibehalten, aber seine Unterscheidung in Grammatik, Hermeneutik und Kritik hat Bestand. Auch H. Reichhardts Erweiterung des Schemas um einen dritten Bereich der *Denkmälerkunde* (am ehesten mit Quellenkenntnissen gleichzusetzen) blieb ohne Folgen. Vgl. H. Reichhardt, *Die Gliederung der Philologie*, Tübingen 1846, S. 67.

32 Vgl. Kap. 4, S. 371 ff.

33 F. A. Wolf, *Enzyklopädie der Philologie* (Anm. 74), S. 9.

34 Ebd., S. 23.

35 F. Ast, *Grundlinien* (Anm. 8), S. 6.

vortreten. Wem das nicht einsichtig gewesen sein sollte, dem hat Wolf das neuhumanistische Credo als strikte Parole diktiert: »Die Kritik«, so Wolf in dogmatischem Ton, »kann nur auf Griechen und Römer gehen«. ³⁶

Die Folgen für das Fach sind offenkundig. Mit der normativen Geltung des Gegenstands wird die Philologie in ihrem Objektbereich auf eine ideale Antike begrenzt. Eine von der Logik des Fachauffrisses her durchaus mögliche Erweiterung der Philologie um ein nationalsprachliches, auch zeitlich näher liegendes Objektfeld, wird dagegen nicht realisiert. ³⁷

Auch das theoretische bzw. epistemologische Reflexionsniveau des Wolfschen Entwurfs hält sich in engen Grenzen. Das zeigt sich sowohl in der Definition der drei (bzw. vier) *Grundwissenschaften* wie in deren wechselseitigem Bezug – hier insbesondere im Verhältnis von Hermeneutik und Kritik. Auch und gerade das Verhältnis von Philologie und Philosophie bleibt weitgehend ungeklärt. Einerseits hatte Wolf die neue, wissenschaftliche Qualifikation der Philologie in der immer schon unterstellten bildungsphilosophischen Qualität des philologischen Gegenstands abgesichert. Andererseits aber wird eine Philosophie, die der alten Auslegungs- und Regelhermeneutik die sich (andernorts!) vollziehende transzendente Wende nahegebracht hätte, nicht wahrgenommen oder, wie bewußt auch immer, ausgegrenzt. ³⁸ Philosophie dient der substantiellen Fundierung, nicht der Klärung methodischer Probleme. Zwar kennt Wolfs Klassifikation der Hermeneutik auch einen *sensus philosophicus*, aber der bleibt ganz auf die Dreiteilung der Auslegung in grammatische, historische und philosophische *interpretatio*, und damit eben der Tradition, verpflichtet. ³⁹ Die »philosophische Interpretation« ist hier nicht reflexiv ⁴⁰, d. h.

36 F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 16.

37 Auch K. Stierle weist darauf hin, dass der formale Teil des Wolfschen Fachauffrisses (insbesondere die Hermeneutik) sich »ohne weiteres« aus einer Enzyklopädie der Altphilologie herausnehmen lasse und »zum Zentrum (...) einer jeden anderen Philologie gemacht werden« könne. K. Stierle, Hermeneutik und die Entstehung der Neuphilologie, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert (Anm. 4, Kap. 2), S. 267.

38 Ausführlich dazu Hermann Patsch, F.A. Wolf und F. Ast. Die Hermeneutik als Appendix der Philosophie, in: Klassiker der Hermeneutik, hrsg. von Ulrich Nassen, München 1982, S. 76–107 sowie Hellmut Flashar, Die methodisch-hermeneutischen Ansätze von F.A. Wolf und F. Ast. Traditionelle und neue Begründungen, in: Hermeneutik und Philologie (Anm. 4, Kap. 2), Bd. 1, S. 21–32.

39 Vgl. H. Patsch, F.A. Wolf und F. Ast (Anm. 38), S. 81f. Daher liegt das Problem einer klaren Trennung von Hermeneutik und Kritik hier weniger auf der philosophisch-epistemologischen als auf der unmittelbar praktischen Ebene. Denn bis Chladenius, so M. Beetz mit direktem Bezug auf Dannhauer, fallen in die hermeneutische Textauslegung noch Aufgaben, die erst mit der Neuformierung der Philologie (wie der philosophischen Hermeneutik) eindeutig in die Kompetenz anderer Teilgebiete, insbesondere der Kritik, gezählt werden. *Interpretatio* konnte bis dahin

die hermeneutische Frage geht über die Prüfung der *Richtigkeit des Gedankens* (*veritas sensu*) sämtlicher, also keineswegs nur philosophischer Texte, nicht hinaus. ⁴¹ Hermeneutik interessiert nur als Teil der *praktischen* – und als solche wesentlich lehr- und lernbaren – *Kunst der Auslegung*: »Das, was über Hermeneutik gesagt werden kann, muss so eingerichtet werden, dass es auf Ausübung der Fertigkeit geht.« ⁴² Gefragt ist allein ein Set praktischer Erklärungsregeln für die immer schon als bedeutungsvoll geltenden »Denkmäler des Geistes«. ⁴³ Hermeneutik als Grundlagenwissenschaft ist dagegen zweitrangig.

Philosophie ist in dieser Fachkonzeption nur gefragt als Bildungsmetaphysik – nicht aber als Hilfe bei der Theoriebildung oder als Prüfungsinstanz für philologische Verfahren. Leitsatz selbst noch für die Behandlung der »theoretischen« Grundwissenschaften ist vielmehr Wolfs Diktum: »Auf Praxis muß [...] alles ankommen.« ⁴⁴ Was darüber hinausgeht und die Hermeneutik selbst als etwas *Philosophisches* begreift, bleibt am Rande: »Die praktische Erklärung«, so der schlichte, jede tiefere Abstraktion abweisende Rat, müsse »sich auf Regeln gründen«. ⁴⁵ Eine Theorie, die sich nicht auf die konventionalisierte Praxis begrenzt, gilt wenig, oder, was auf das Gleiche herauskommt, man hält sie für nicht ausreichend entwickelt, um sich auf sie einlassen zu müssen. Es endet, wie hier bei Gottfried Bernhardy, stets im einseitigen Lob der Praxis: »Die Praxis überwiegt und unterrichtet allein durch die Massen ihrer Empirie, die Theorie schleicht ihr dürftig und unbedeutend nach, ja zum größeren Theile fehlt ihr selbst ein loser Umriss.« ⁴⁶ Entscheidend ist und bleibt die pädagogische Funktion der Philologie. Sie regiert auch dort, wo es scheinbar gar nicht um Pädagogik geht. Als eine alles weitere überdeterminierende Prämisse verlangt bzw. erlaubt sie eine Zuordnung von Methode und Gegen-

auch Übersetzung, Kommentierung oder auch Textkritisches umfassen. Manfred Beetz, Nachgeholt Hermeneutik. Zum Verhältnis von Interpretations- und Logiklehren in Barock und Aufklärung, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 55 (1981), S. 591–628, hier: S. 602.

40 Die Frage nach dem Verstehen des Verstehens kann noch nicht formuliert werden: Die ungebrochen behauptete Normativität des Gegenstands verstellt den Blick auf diese zentrale Problemstellung der Disziplin.

41 Demnach also eher eine Art Überprüfung des Autors bzw. seiner Gedanken nach ihrem Wahrheitsgehalt (und nicht: Echtheit der Schrift), vgl. H. Patsch, F.A. Wolf und F. Ast, (= Anm. 38), S. 82.

42 F.A. Wolf, Encyclopädie der Alterthumswissenschaft (Anm. 1), S. 292.

43 C.V. Hauff, Ueber den Begriff und Werth der Philologie, in: Philologie. Eine Zeitschrift zur Beförderung des Geschmacks an griechischer und römischer Sprache und Litteratur, Jg. 1, 1803, S. 23.

44 F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 299. Vgl. auch H. Patsch, F.A. Wolf und F. Ast (Anm. 38), S. 83.

45 F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 174.

46 G. Bernhardy, Grundlinien zur Enzyklopädie der Philologie (Anm. 7), S. 55.

standsbereich, von Hermeneutik und Kritik, von Philosophie und Philologie, die jeden epistemologischen Konflikt ausschließt. In Wolfs Idealismus klärt sich das Fach zu einer *finalen Einheit*: Alle Teile der Philologie, der substantielle Gegenstand wie die praktische Anwendung der methodischen Regeln, sind *bildend*. Selbst noch die Forschung ist ein *Bildungsprozeß*⁴⁷: »Die praktische Erklärung ist sehr dienlich zur Bildung des Kopfes. Es findet sich nirgends eine vielseitigere Bildung als in den Operationen aus dem Alterthum, besonders im Erklären und in der Kritik. Gedächtnis und Beurtheilungskraft müssen dabei geübt werden.«⁴⁸

Als pädagogische Größe gewinnt die Philologie einerseits eine Bedeutung, die über den engeren Bereich der Wissenschaft(en) hinausgeht. Andererseits bleibt die angestrebte Wissenschaftlichkeit zumindest so lange noch in weiter Ferne, als nicht unterschieden wird zwischen einem bildungsphilosophisch emphatisierten Objekt und einem Objekt bzw. Phänomen, das erst *im fachspezifischen Bezug zu einem genuinen Gegenstand des Fachs wird*. In Wolfs bildender Philologie decken sich die disziplinäre und die »private« Beschäftigung mit den Werken der Alten: Die so überaus positiven Wirkungen, welche die fachliche Arbeit für den Philologen haben soll, gleichen auffällig genau dem, was die Lektüre der Klassiker (auch) einem nicht-professionellen Leser geben soll.

Angesichts eines Ideals, das unter der Zielvorstellung einer »harmonischen Bildung unsrer edelsten Kräfte«⁴⁹ sowohl die Wissenschaft als auch »deren« (Erkenntnis-)Objekte subsumiert, können sich Methodenprobleme im radikalen Sinn erst gar nicht stellen.⁵⁰ Was an einzelnen Schritten und Verfahren notwendig ist, wird in ein einfaches, sauber trennendes Nacheinander aufgereiht: »Die Methode ist folgende: Man muß zuerst nach der grammatischen Erklärung streben; sodann an die philosophische gehen, und nach dieser an die historische.«⁵¹ Wie man sich das »Erklären der Zeichen« genau vorzustellen hat, wie aus dem überlieferten Objekt letztlich jener postulierte »Geist des Altertums« erkannt werden kann, bleibt jedoch im dunkeln. Das Problem

47 Axel Horstmann, Die Forschung in der klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts, in: Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts, hrsg. von A. Diemer, Meisenheim a. Glan 1978, S. 27–57, hier: S. 37.

48 F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 127.

49 F.A. Wolf, Darstellung der Alterthums-Wissenschaft, in: Museum der Alterthums-Wissenschaft, Bd. 1, Berlin 1807, S. 886, hier zitiert nach A. Horstmann, Die Forschung in der klassischen Philologie (Anm. 47), S. 37.

50 Vgl. nur Wolfs Eingrenzung des Textsinns: »Zwei Erklärungen finden nie statt, da dies wider die ersten Grundgesetze der Interpretation streitet. Nur einen Sinn hat eine jede Verbindung von Worten. Es ist möglich, dass er ungewiss ist; gleichwohl kann nur einer gelten.« F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 171. Das ist auch eine Spitze gegen den mehrfachen Schriftsinn der *philologia sacra*.

51 Ebd., S. 172. Was bei Wolf noch als eher lockere, auf jeden Fall aber kurze Liste praktischer Regeln formuliert wird, hat die Hermeneutik der Aufklärung sehr viel strenger und differenzierter gefasst. Siegmund J. Baumgarten stellte nicht weniger

wird an einen Ort geschoben, den (nicht nur nach Wolfs Verständnis) keine Theorie erreicht und so jedem Betrachter entzogen ist: »Wenn das Erklären der Zeichen soviel ist, als die Ideen und Empfindungen eines Anderen aufzustellen, so kann es im Gemüthe selbst geschehen.«⁵²

Hier hat sich die Wolfsche Philologie endgültig verbarrikiert. Kein Widerspruch scheint sie erreichen zu können. Und doch ist gerade die bildende Philologie in ihrer eigenen Begrenztheit leicht bloßzulegen. Zwar hat die theoretische Reflexion auf die philologische Disziplinarität in der nicht weiter hinterfragbaren Dignität des Gegenstands eine unüberschreitbare Grenze, aber genau diese bildungsphilosophisch, wenn nicht *bildungsmythisch* begründete exklusive Bindung der Philologie an eine *einzig* Epoche ist auch ihre Schwäche. Um das vorzuführen, hat es keiner systematischen Wissenschaftskritik bedurft, die den Widerspruch zwischen dem Normativen des Gegenstands und der erstrebten Wissenschaftlichkeit ausgesprochen hätte. Dafür reichte bereits ein *Plan*, der am Wolfschen Konzept partizipieren will und deshalb das *hochexklusive Gegenstandsverständnis über die Antike hinaus »verlängert«*: Erduin Julius Koch, ein weiterer Schüler Wolfs⁵³, skizziert schon fast zeitgleich eine Philologie des »deutschen Alterthums«⁵⁴. Schon der Titel ver-

als 13 Interpretationsregeln auf, die in einer festen und unveränderlichen Reihenfolge zu durchlaufen waren. Vgl. M. Beetz, Nachgeholtte Hermeneutik (Anm. 39), S. 621.

52 F.A. Wolf, Encyclopädie der Philologie (Anm. 1), S. 174. Der Sinn ist hier demnach immer der des Autors. Vgl. dagegen F. Schlegels Interpretationstopik: »Kritisieren heißt einen Autor besser verstehen als er sich selbst verstanden hat.« in: KA, Bd. 16, S. 168, Nr. 992. (Anm. 35, Kap. 2). Zu dieser Wende in der Texthermeneutik vgl. Ernst F. Behler, What it Means to Understand an Author better than He Understood Himself. Idealistic Philosophy and Romantic Hermeneutics, in: Festschrift in Honor of René Welleck, hrsg. von Joseph P. Strelka, Berlin 1984, S. 69–92.

53 »Diese Studien [bei F.A. Wolf] wurden das entscheidende, sein Leben und Werk prägende Bildungserlebnis«, so Paul Raabe, E.J. Kochs Pläne zur Erforschung der deutschen Sprache und Literatur. Ein Hinweis auf die Frühgeschichte der Germanistik, in: Studien zur deutschen Literatur. Festschrift Adolf Beck, hrsg. von U. Fülleborn/J. Krogoll, Heidelberg 1979, S. 142–157, hier: S. 143. Dort auch weitere Angaben zur Biographie sowie eine kommentierte Bibliographie.

54 Was nun genau zum Gegenstand dieser Wissenschaft zählt, wird nur durch die Kriterien *deutsch* und *Geschichte* charakterisiert. Positiv ausgedrückt geht es um eine national ausgerichtete, allgemeine Kulturgeschichte. Ausdrücklich aber wird eine Konzentration auf Kunstwerke, gar Poesie, ausgeschlossen – und zwar schon allein mangels Masse: »Wer, genährt vom Griechischen Alterthums-Sinne, die innige Verbindung der Literatur und der Kunst kennt, der wird hier nun die Geschichte und Theorie *Deutscher Kunst* in den ältesten und älteren Zeiten erwarten. Allein dieser Theil unserer Encyclopaedie muß für diese Zeitpunkte äußerst mager und unsicher fallen.« Grund dafür ist nicht die lückenhafte Überlieferung, sondern, grundsätzlicher, der damals noch unvollkommene »artistische Zustand« der Deutschen. Erduin Julius Koch, Plan zur Ausarbeitung eines historischen Werkes, unter dem Namen *Deutsche Encyclopaedie*, in: Literarisches Magazin für Buchhändler und Schriftsteller oder Sammlung von Vorschlägen und Entwürfen zu Büchern, die bisher noch nicht geschrieben und verlegt worden sind, hrsg. von Erduin J. Koch, 1 (1792), S. 1–46, hier: S. 28f.

weist auf die eingeschlagene Argumentationslinie. Ändern soll sich nur der Objektbereich. Im übrigen bleibt auch eine auf die deutsche Vergangenheit verpflichtete (Neu-)Philologie auf jene »seelerhebenden Ideen« ausgerichtet, »welche wir [muß man nicht lesen: bis jetzt?] von Griechen und Römern allein erhalten konnten.«⁵⁵ Wolfs Konzept ist für Koch das Vorbild, auch wenn hier weniger von Bildung als von historischer Erkenntnis die Rede ist: »Deutsche Encyklopaedie, oder Encyklopaedie der Deutschen, ist also ein Werk, welches bloß die Deutsche Nation angeht, von ihr allein handelt und zwar in einem solchen Umfange, daß es alles zusammenfaßt, was von dieser Nation und allen ihren Theilen prädicirt werden kann.«⁵⁶

Koch argumentiert keineswegs gegen die nach wie vor allein regierende Altphilologie. Wie auch, denn woher soll die fachliche Qualifikation wie die disziplinäre Reputation der »Deutschen Philologen« kommen, wenn nicht aus der Altphilologie? Koch bestätigt daher immer wieder deren Führungsanspruch: »Ja, ich verlange [. . .], daß der werdende Deutsche Philolog zuvor ein Griechischer und Römischer Philolog geworden sey.«⁵⁷ Allenfalls wittert er bei der Altphilologie, die sich der überragenden Qualität »ihrer« antiken Überlieferung sicher ist, einen »Dünkel«. So ließe sich jedenfalls erklären, warum die deutsche Überlieferung bislang vernachlässigt wurde – und entsprechend einfach kann dem abgeholfen werden. Es braucht nur etwas Patriotismus und die deutsche Altertumswissenschaft, »ganz nach den reizenden Ideen gearbeitet, welche F. A. Wolf«⁵⁸ aufgegeben, ist ins Leben getreten. Kochs *Deutsche Encyklopaedie* sucht weder eine neue Systematik, noch bietet sie ein eigenes Problembewußtsein. Sie ist zuerst und vor allem ein Appell an das patriotische Gewissen der Philologen: »Wann werden deutschgeborene Philologen, wie F. A. Wolf, C. G. Heyne, Dav. Runken aufhören zu glauben, kritisches Studium der vaterländischen Sprache und Literatur sey Entwürdigung des neuern Philologen?«⁵⁹

Kochs Entwurf, obwohl als Fachsystematik unstrittig epigonal, verdient dennoch auch in einer Reflexionsgeschichte des Fachs ein eigenes Interesse. Immerhin weitet er die bislang nur als Studium der Alten praktizierte Philologie auf den Bereich der deutschen Kulturgeschichte (zumindest als Programm)

55 Erduin Julius Koch, Ueber Deutsche Sprache und Literatur. Ein Aufruf an sein Vaterland [. . .] Nebst einer ausführlicheren Nachricht von dem öffentlichen Auftreten der Gesellschaft Deutscher Sprach- und Literatur-Forscher zu Berlin, Berlin 1793, S. 153. Hier zitiert nach dem gekürzten Abdruck im Anhang von P. Raabe, E. J. Kochs Pläne zur Erforschung der deutschen Sprache (Anm. 53), S. 153. Kochs Engagement »für die germanistische Forschung« zeuge im übrigen »von einem erstaunlichen Weitblick«, ebd., S. 143.

56 E. J. Koch, Encyklopaedie (Anm. 54), S. 4.

57 E. J. Koch, Ueber Deutsche Sprache und Literatur (Anm. 53), S. 153.

58 E. J. Koch, Deutsche Encyklopaedie (Anm. 54), S. 9 f. Auf Koch gehen im übrigen auch die ersten (Teil-)Mitschriften aus Wolfs Enzyklopädie-Vorlesung zurück; vgl. seine Hodegetik für das Universitätsstudium in allen Fakultäten von 1792.

59 E. J. Koch, Ueber deutsche Sprache und Literatur (Anm. 53), S. 156.

aus. Eine Diskussion, ob diese Expansion nicht durch eine eigene Methodenreflexion gestützt werden muß, geht Koch allerdings aus dem Weg. Für ihn war eine Ausweitung der Philologie auf die (bei ihm bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts reichende) deutsche Kulturgeschichte durch die Autorität der Altphilologie gedeckt.⁶⁰ Und in der Tat ist dann auch von den segensreichen »strengen« Methoden – das Lob zielt freilich ganz überwiegend auf die Textkritik⁶¹ – der Altphilologie die Rede. Koch selber hat sich nur für den reinen Quellenwert der Überlieferungszeugnisse interessiert. Als »für sich selbst« sprechende Quellen, die nur *gesammelt*, nicht aber eigens (z. B.) hermeneutisch bearbeitet werden müssen, dokumentierten sie den besonderen Wert auch des deutschen Altertums. Eine solche Wissenschaft sieht ihre Aufgabe wie Selbstberechtigung in der *Vollständigkeit*: Erkenntnisziel ist das *Insgesamt* des historisch-positiven Wissens von und über die deutsche Nation.⁶² Der Wert der Tradition selbst steht dagegen immer schon fest.⁶³

60 An dieser Enthaltbarkeit ändert sich lange nichts: »Die Begründer der Germanistik haben sich kaum mit Problemen der Methode beschäftigt. Die Sache war ihnen alles, die Erörterung von Prinzipienfragen überließen sie den älteren, etablierten Wissenschaften«, so Karl Stackmann, Die klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik, in: Philologie und Hermeneutik (Anm. 4, Kap. 2), S. 242. Geht man von einer strengen Fachtrennung aus, dann hat die Germanistik erst mit Hermann Paul, Grundriss der germanischen Philologie (1891), 2. verbess. Aufl., Straßburg 1901 ff., ihre eigene Fachencyklopädie – und die beruft sich dabei ausdrücklich auf die Tradition der philologischen Fachencyklopädie eines August Boeckh.

61 Die *strenge Methode* der Altphilologie (d. h. ihre Kompetenz bei der Textkritik) und ihr positiver Einfluss auf die neue Germanistik wird im Bild eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses zwischen Alt- und Neuphilologie zum Topos. G. F. Benecke hat in seinen *Beiträge(n) zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur* (1810) als erster die Prinzipien der textkritischen Edition auch auf die nationalsprachliche Literatur angewandt. Vgl. K. Stackmann, Die Klassische Philologie (Anm. 4, Kap. 2), S. 243. Spätestens mit Rudolf v. Raumers frühen Fachgeschichte ist der Topos festgeschrieben. Unter der Kapitelüberschrift *Die Wendung zu strengerer Wissenschaftlichkeit* (1815–1818) spricht er von dem »heilsamen Einfluß der antikklassischen Philologie und ihrer strengen Methode auf die altdeutschen Studien«. Rudolf von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland, München 1870, S. 462.

62 Koch selbst mahnt daher auch eher zur Vorsicht bei der Verwendung eines strengen Wissenschaftsbegriffs: »Eigentlich sollte man durch dies Wort nur den Umfang solcher in einander gegründeten allgemeinen Wahrheiten bezeichnen, welche durch die Nachforschung der Vernunft aus der Natur der Dinge, von denen sie handeln, auf eine unumstößliche Weise hergeleitet worden sind. Allein wie eng würde als dann der Kreis des menschlichen Wissens werden?« In: Erduin Julius Koch, Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften, für Schulen und Selbstunterricht, Berlin 1793. Hier zitiert nach K. Weimar, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft (Anm. 1, Kap. 1), S. 205, Anmerkung 73.

63 Noch der bescheidene Versuch, zumindest die Spur eines methodischen Bewußtseins zu zeigen, offenbart nur die gänzlich fehlende philosophische Reflexion: »Der [. . .] Begriff einer Deutschen Encyklopaedie konnte es schon ahnden lassen, daß man nicht bloß referieren müsse, was man von der Nation in dieser Periode weiß, sondern auch die wissenschaftlichen Systeme von Kenntnissen und Ideen theoretisch aufführen müsse, zu welchem sich der edelste Theil der Nation bis dahin

Kochs Projekt demonstriert, daß eine Philologie, die ihre Rationalität maßgeblich mit dem Bildungs-Wert ihres idealen Gegenstands begründet, keineswegs an die Option des Neuhumanismus gebunden ist. Ausschlaggebend ist allein, ob es einen *Konsens über mögliche Werte* gibt, von dem her sich Gegenstand und pädagogische Leistung der Philologie legitimieren lassen: Die (neuhumanistische) Antike ist nichts mehr als eine historische und dazu noch besonders unwahrscheinliche Variante eines *allgemeinen Modells*. Entscheidet aber nur die substantielle oder »ideologische« *Relevanz* des Objekts, dann wird ein Fach, das sich seinen Gegenstand nicht selbst definieren kann (oder will), *anfällig* für eine Politik, die sich der Philologie als pädagogischer Anstalt bedient: Die Philologie liest die Tradition in fremdem Auftrag. Oder, jetzt mit Blick auf die wissenschaftliche Einheitskonzeption formuliert: *Aus der theoria als der interesselosen Schau überhistorischer Ideen wird bloße Weltanschauung*.⁶⁴

Gerade die Deutsche *Philologie* hat nach diesem Muster Karriere gemacht, auch auf Kosten der Altphilologie.⁶⁵ So wurden aus den allgemeinmenschlichen Werten der Altertumswissenschaft nur zu oft national-ethische oder gar rassenideologische. An Zeugen für diesen Austausch mangelt es nicht. Für die Mitte des Jahrhunderts zähle die Deutsche Philologie, so etwa Karl Weinhold, Ordinarius in Krakau und Graz, als »Wißenschaft von deutscher Art und Kunst« leider nur zu den »entbehrlichsten Gliedern der Universitäten«. Doch das werde sich ändern, jedenfalls dann, wenn man begreift, was das Fach leisten kann, wenn, so Weinhold weiter, »die Leiter der deutschen Geschicke erkennen werden, wie unsere Wißenschaft eine conservative Grundlage edelster und gesunder Art legt. Sie haucht deutsches Blut in die Adern und deutschen Muth in die Seelen«.⁶⁶ Wilhelm Scherer will das Fach auf den »innersten aufquellenden Lebenskern unserer neuesten Geschichte« verpflichten, will eine »nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen« und so die Disziplin insgesamt als ein »System der nationalen Ethik«⁶⁷ konzipieren. Und

bekannt hat.« E.J. Koch, *Encyklopaedie* (Anm. 54), S. 34. Wie das genau aussehen soll, wird nicht gesagt. Das am Ende einer solchen Anstrengung stehende Ergebnis wird als ein vollständiges und universales Wissen von der deutschen Kulturgeschichte herausgestellt: »Dadurch wird dann die ganze Wissenschaft so gerundet, daß sich in Ansehung unseres Vaterlandes keine Frage aufwerfen läßt, welche nicht bestimmt zu beantworten wäre.« Ebd.

64 Natürlich gab es auch schon früher Formen einer Dogmatisierung (und Trivialisierung) der *theoria*; vgl. z.B. den Vulgärplatonismus des Christentums, welcher der *theoria* einen festen Inhalt (eben die Heilslehre) gibt und so zur autoritären Wissensvermittlung neigt. Zum Verfall der *theoria* zur Weltanschauung vgl. M. Riedel, *Die Universalität der europäischen Wissenschaft* (Anm. 63, Kap. 2), S. 277.

65 Vgl. D. Kopp, *(Deutsche) Philologie und Erziehungssystem*, S. 669.

66 Karl Weinhold, *Deutsche Philologie*, in: *Deutsche Wochenschrift* (1854), S. 239–347, hier: S. 239f.; vgl. N. Wegmann, *Philologische Selbstreflexion* (Anm. 36, Kap. 2), S. 122.

67 Wilhelm Scherer, *Zur Geschichte der Deutschen Sprache*, Berlin 1868, S. III–XIV. Zitiert nach: *Materialien zur Ideologiegeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, hrsg. von Gotthart Wunberg, Tübingen 1973, Bd 1, S. 1 f.

um ein letztes Beispiel zu nennen: Konrad Burdach, der später u.a. in Halle ein Extraordinariat für Deutsche Philologie innehatte, attackiert die »nicht mehr lebensfähige Romantik des Hellenismus«, um endlich aus dem neuhumanistischen das »nationale Gymnasium« machen zu können; denn nur dann, so die von ihm zustimmend zitierte Parole der Politik, kann das Fach an der »inneren nationalen Wiedergeburt« mitarbeiten.⁶⁸

Zurück zu F.A. Wolf. Wolf hat nicht nur die *Enzyklopädie*, sondern auch die *Prolegomena* geschrieben. Auch die *Prolegomena ad Homerum*, die (bis heute) als ein gelungenes Beispiel für historische Textkritik gelten, haben in der Selbstreflexion der Philologie des 19. Jahrhunderts ihre dauernden Spuren hinterlassen.⁶⁹ Anders als in der *Enzyklopädie*, die ganz auf den pädagogischen Mehrwert einer kulturellen Überlieferung aufgebaut war, zählt hier der philologische Sachverstand. Und das hat Folgen. Entscheidet die *akribische Lektüre*, das unbestechliche Urteil bei strittigen Überlieferungsverhältnissen, dann tritt die ideale Qualität des Gegenstands zurück: Die Autorität des »klassischen« Werks, mit der die philologische Enzyklopädie noch alle methodischen wie konzeptionellen Probleme weniger lösen als umgehen kann, muß nun »der Autorität der Lesarten«⁷⁰ weichen. Ungleich stärker als die Exegese »großer« Texte stützt sich die Textphilologie auf das empirisch Erkennbare. Im *textkritischen* Rückbezug auf die Überlieferung – hier sind es die Homer zugeschriebenen Zeugnisse – zwingt die eigene *Forschungslogik* zur Distanz zu einem »theologischen« Gegenstandsverständnis: Der »abergläubischen Verkehrung« widerspricht der historische als der empirisch-objektiv allein »beweisbare« Befund, wonach sich der Text Homers *nicht* einer dichterischen Offenbarung verdankt, sondern »nach und nach unter dem Einfluß des Zu-

68 Konrad Burdach, *Über deutsche Erziehung*, in: *Anzeiger für Deutsches Altertum XII* (1866), S. 156–163. Zitiert nach: G. Wunberg, *Materialien zur Ideologiegeschichte*, Bd. 1. (Anm. 67), S. 6ff.

69 Die von ihr ausgelöste Kontroverse hat sich hundert Jahre gehalten und als fachinterne, problemorientierte Kommunikation der Disziplin eine Einheit gegeben. Vgl. den ausführlichen Bericht als Einleitung zur deutschen Übersetzung von H. Muchau zum Verlauf der Debatte einschließlich der jeweiligen Parteigänger bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, in: Hermann Muchau, F.A. Wolf, *Prolegomena zu Homer*, Leipzig 1908, S. 7–59; und in der Übertragung auf das Nibelungenepos zuletzt: Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig. Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«*, Tübingen 1990.

70 F.A. Wolf, *Prolegomena zu Homer* (Anm. 69), S. 67. Oder so (scheinbar) banal wie wirkungsvoll: »die Beurteilung einer Lesart muß sich also zunächst auf ein Manuscript gründen.« *Ders.*, *Enzyklopädie der Philologie* (Anm. 1), S. 182. Für den (philologischen) Autor der *Prolegomena* gilt, daß alles »vergeblich« ist, wenn sich der Textkritiker nicht von »einer unausgesetzten Berücksichtigung der Handschriften leiten läßt.« (Ebd., S. 62). Zu diesem für die Disziplin typischen Gegensatz vgl. zuletzt Heinz Schlaffer, *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*, Frankfurt a. M. 1990, bes. S. 182.

falls[!] sich so gestaltet«⁷¹ habe. Die ideale Ursprungsqualität des »klassischen« Gegenstands, die das Fach als *pädagogische Philologie* so notwendig braucht, hat im Fall der *homerischen Gedichte* keinen Bestand. Für die Einheit und Größe des bildenden Gegenstands hat die Textkritik keinen Sinn – es sei denn, so jetzt der skeptische *Forscher* und nicht der idealistische Pädagoge Wolf, daß »wir uns [...] zu unerfüllbaren Hoffnungen versteigen oder [...] ein maßloses Vergnügen an gewagten Vermutungen frönen wollen«.⁷²

Wolf hat in seiner textkritischen Arbeit die eigene bildungsphilosophisch fundierte Einheitskonzeption selbst unterlaufen.⁷³ Nicht wenige seiner Kritiker haben das übersehen, gleich ob man sich, wie etwa Karl Heinrich Milhauser, speziell gegen die Überschätzung des Pädagogischen wendet – der »ethische Zweck aber ist bloss ein praktischer Nebenzweck«⁷⁴ – oder die pädagogische Philologie wegen ihrer »Idealität« gänzlich ablehnt.⁷⁵ Die Philologie steht so schon bei ihrem ersten großen Versuch, sich selbst als Einheit, als selbständige disziplinäre Größe zu behaupten, unter dem Gegensatz von pädagogischer Funktion und wertneutraler bzw. Werte neutralisierender Wissenschaft, zwischen pädagogischer Bildungsfunktion und objektiv-empirischer Forschung. Das ist zugleich ein Widerspruch, der die weitere Geschichte maßgeblich bestimmen wird, gleich ob das Fach diesen Konflikt selbst thematisiert oder nicht. Ob die Philologie diese möglicherweise *unvermeidliche* Konstellation reflexiv einholen kann, vielleicht sogar als Kern einer ihr eigentümlichen Disziplinarität akzeptieren wird, muß die weitere Geschichte des Fachs zeigen.

Zuvor jedoch soll eine zwar zeitgleiche, jedoch ganz anders argumentierende Konzeption in die Diskussion aufgenommen werden. Friedrich Schlegels *Philosophie der Philologie* beläßt es nicht bei der Suche nach einer einheitsstiftenden Fach-Arithmetik. Seine Fachencyklopädie zielt auf eine Definition des Fachs, die ungleich näher am philologischen *Bezug* auf den Text ansetzt. Anstelle eines geborgten, nur durch die ideale Dignität des Gegenstands gestifteten Zusammenhangs versucht Schlegel, Einheit und Eigenart der Disziplin über die *philologischen Operationen der Wissensgewinnung* zu klären.

71 F. A. Wolf, Prolegomena zu Homer (Anm. 69), S. 67f.

72 Ebd., S. 64.

73 Wolf selbst, darauf hat A. Horstmann hingewiesen, hat diesen Widerspruch nicht thematisiert oder thematisieren können. Vgl. A. Horstmann, Die »Klassische Philologie« zwischen Humanismus und Historismus, F. A. Wolf und die Begründung der modernen Altertumswissenschaft (Anm. 25), hier: S. 55–58. An entscheidener Stelle, im Kommentar zum formalen Organon, heißt es nur: »Die Kritik [...] läßt sich von der Erklärung selbst nicht trennen«. F. A. Wolf, Enzyklopädie der Philologie (Anm. 1), S. 179.

74 Karl H. Milhauser, Ueber Philologie, Altertumswissenschaft und Altertumsstudium, Leipzig 1837, S. 56.

75 Noch 40 Jahre später hat sich an dieser Kritik nichts geändert: F. Heerdegen wendet sich gegen Wolfs Festlegung der Philologie auf Bildung – schließlich sei der Begriff der *Humaniora* »am unwissenschaftlichsten und unbestimmtesten«, weil ein solcher

IV. *Philosophie der Philologie*. Philologie als operative Einheit (Friedrich Schlegel und August Boeckh)

Der außerordentliche Erfolg der Wolfschen Enzyklopädie bemißt sich nicht nur an der vielfachen Zustimmung. Mit Wolfs Vorschlag einer Philologie als *Altertumswissenschaft* hat das Fach zum ersten Mal eine Antwort auf die Frage: Was ist Philologie? Gleich wie man es mit ihr im weiteren hält, auf seinen Aufriß haben sich alle nachfolgenden Versuche beziehen können. Daß dies möglich ist, daß es jetzt einen Diskussionsstand gibt, den alle weiteren Fachencyklopädien als bekannt voraussetzen können und dem man in der weiteren Reflexionsgeschichte zustimmen oder aber (nur) *begründet* ablehnen kann, zeigt, wie sehr das Fach bereits an Konturen gewonnen hatte.

Auch Friedrich Schlegel und August Boeckh kannten Wolf, und zwar nicht allein aus seinen Schriften.¹ Zugleich ist die wechselseitige Bekanntschaft selbst wiederum Teil eines weit größeren *Kommunikationsfelds*. Daß Philologen und Theoretiker der Hermeneutik in dieser Zeit nicht nur über die Lektüre ihrer jeweiligen Schriften von einander wissen, ist nicht neu. Interessant an dieser ungewöhnlichen Kommunikationssituation war jedoch lange nur die Frage, auf welchen genialen Kopf eine bestimmte Konzeption letztendlich zurückgeht. So sieht z. B. Josef Körner die zwei von ihm erstmals herausgegebenen Notizhefte Friedrich Schlegels zur Philologie² sowohl im Verhältnis zu Schleiermachers Hermeneutik³ als auch zu Boeckhs *Encyklopädie und Metho-*

Begriff vom Fach nur »ein praktischer sei, worin die Philologie nur als Mittel erscheine, kein theoretischer«. F. Heerdegen, Idee der Philologie (Anm. 1, Kap. II), S. 13.

- 1 Beide waren Schüler Wolfs. Über das nähere Verhältnis zwischen Schlegel und Wolf berichtet Siegfried Reiter, F. A. Wolf und Fr. Schlegel. Mit einem ungedruckten Brief, in: Euphorion XXIII (1921), S. 226–233. Bereits Ende 1796 fährt Schlegel zu dem 13 Jahre älteren Wolf nach Halle und ergreift noch im selben Jahr mit einem eigenen Aufsatz (*Ueber die Homerische Poesie. Mit Rücksicht auf die Wolfischen Untersuchungen*) Partei in der Debatte um dessen *Prolegomena ad Homerum*. Wolf seinerseits scheint Schlegel geschätzt zu haben. Allerdings hat er seinen weiteren Weg (auch) an der Universität eher skeptisch gesehen: »Denn so innig ich ihren tief eindringenden Blick ehre, so scheinen Sie mir doch hier und da weiter zu blicken, als ich die Möglichkeit eines sichern Erfolgs einsehe.« S. 230.
- 2 Friedrich Schlegel, Philosophie der Philologie, mit einem Vorwort hrsg. von Josef Körner, in: Logos 17 (1928), S. 1–72. (Hier wird nach der Kritischen F. Schlegel-Ausgabe zitiert: KA 16, Zur Philologie I/II, S. 33–56 und S. 57–83 [Anm. 35, Kap. 2]. Im folgenden: ZP [Hef] I oder II mit Nummer und Seitenangabe.) Diese Notizensammlungen waren offenbar als Vorarbeit zu einer geplanten Aufsatzreihe gedacht. Schlegel hatte sie dem Philosophischen Journal von F. J. Niethammer bereits im Sommer 1797 versprochen und schließlich auch vom Sommer bis zum Ende des Jahres geschrieben. Vgl. das Vorwort von Hans Eichner zu den Notizen zur Philologie I/II in KA 16, S. XVI f.
- 3 Schleiermacher hat Schlegel als Philologen – der die »Philologie in jenem höheren Sinne, wie sie Schelling nimmt, [...] besser dargestellt« hat als jeder andere – geschätzt und bewundert. (Brief an Brinckmann vom 14. 12. 1803, zitiert nach Hermann Patsch, Friedrich Schlegels »Notizen zur Philologie« und Daniel Schleierma-

dologie der philologischen Wissenschaften⁴ als Original. Schlegel ist für ihn der »eigentliche Beginner«.⁵ Da aber alle Schriften nahezu gleichzeitig entstehen und sich allein von daher ein kausaler Einfluß ausschließt, muß diese ungewöhnliche Innovationsbreite als Hinweis auf eine kollektive Form der Autorschaft verstanden werden. Sie verdankt sich keinem einzigen, originalen Urheber, sondern hat ihre Formulierungschance in einem historisch einmaligen Kommunikationspotential. Ein eng geknüpfted Kontaktnetz aus nicht nur intellektuellen Freundschaften verkürzt die Kommunikationszeiten. Das meint mehr als den Einblick in noch nicht veröffentlichte Manuskripte des (bzw. der) jeweils anderen. Hier ist sogar die aktive Teilnahme an einem gerade laufenden Arbeitsprojekt möglich, ja erwünscht.⁶ In einer solchen Kommunikationsgemeinschaft, die zudem auch für eher Fachfremde wie Novalis oder Goethe offensteht,⁷ wird jene *symphilosophische* Verdichtung er-

chers frühe Entwürfe zur Hermeneutik. Zur Frühgeschichte der romantischen Hermeneutik, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 63 [1966], S. 434–473, hier: S. 463). Daß Schleiermacher hier kein eigener Raum gegeben wird, ist nicht nur eine Frage der Arbeitsökonomie. Seine philosophische Hermeneutik will zuständig sein für alle Bereiche sprachlicher Äußerungen, also für Mündliches wie Schriftliches. Schlegels Hermeneutik steht dagegen auf dem Feld der Philologie, insofern sie, so Patsch, »stets im Hinblick auf Urkunden« vorgeht. Daher sucht sie auch gar nicht den Aufstieg zu einer universalen Hermeneutik, wie ihn die Geschichte der Hermeneutik bei Schleiermacher so gern lobt. Daß sich Schlegel konsequent aus »philologischer« Perspektive mit der interpretierenden Lektüre von *Schriften* beschäftigt, sollte nicht gleich als Mangel seiner Theoriearbeit gegenüber einer angeblich höher zu bewertenden *philosophischen* Hermeneutik gedeutet werden. Unterstützt wird diese Argumentation auch durch H. Patschs vergleichende Untersuchung. Vgl. ebd., S. 439 und das Fazit S. 464.

- 4 Boeckh las seit 1809 (und bis 1865) über *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. Nach Heerdegen hatte Boeckhs Vorlesung in dieser Zeit 1696 eingeschriebene Zuhörer. F. Heerdegen, *Idee der Philologie* (Anm. 1, Kap. 2), S. 5. Veröffentlicht wurde sie erst posthum von Ernst Bratuscheck, Leipzig 1877; im folgenden zitiert nach der 2. Auflage, besorgt v. R. Klusmann, Leipzig 1886.
- 5 J. Körner, Fr. Schlegels *Philosophie der Philologie* (Anm. 2), S. 8: »Kommt man nun von Schlegels Entwurf zur Lektüre der Böckhschen »Enzyklopädie«, so scheinen oft genug die Fragmente des alten Brouillons wie auf einem Palimpsest durch.« Urheberrecht ist für Körner auch im Verhältnis zu Schleiermacher zu sichern. In dessen Akademierede: Über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F.A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch von 1829 sei »ohne allzugroßen Zwang noch ein und das andere Aperçu aus dem Schlegelschen Entwurf durch(zu)hören« (S. 9). H. Patsch, weniger am Ruf Schlegels interessiert, spricht nur von einer »geistige(n) Verwandtschaft der Entwürfe.« H. Patsch, F. Schlegels *Notizen zur Philologie* (Anm. 3), S. 442, Anm. 38.
- 6 Daß die Notizhefte Schlegels zirkulierten, steht fest. Unklar ist, wer genau zum Verteilerkreis zählte. Auf jeden Fall Friedrich Ast und Friedrich D.E. Schleiermacher, vielleicht auch Novalis. Vgl. J. Körner, Einleitung zu Schlegels *Philosophie der Philologie* (Anm. 2), S. 4ff.
- 7 So soll Wolfs *Darstellung der Alterthumswissenschaft* (1807) auf eine Anregung Goethes zurückgehen. Vgl. dazu ausführlich, auch mit überraschenden Einsichten: Manfred Beetz, In den Geist der Alten einzudringen. Altphilologische Hermeneutik als Erkenntnis- und Bildungsinstrument der Weimarer Klassik, in: *Klassik und Moderne*, hrsg. von Karl Richter/Jörg Schönert, Stuttgart 1983, S. 27–55.

reicht, die schließlich als hochproduktive Reflexionsform aus sich heraus eine außergewöhnliche Innovationsdichte freisetzt.⁸

Wolfs Erfolg läßt sich unschwer auch in Schlegels *Notizen* nachweisen. Doch bei allem Lob – »Wolf und Winckelmann sind meine Stützen«⁹ –, bei aller Auszeichnung Wolfs gegenüber dem bis dahin erreichten Reflexionsniveau des Fachs¹⁰, ist noch nicht entschieden, ob Schlegel sich tatsächlich an dessen Enzyklopädie orientiert oder »nur« aus der *Distanz* zu ihr die eigene Konzeption schärft. Unstreitig dagegen ist, daß Schlegel seinen Rückgriff auf die Tradition des Fachs weder auf Wolf noch auf die unmittelbaren Zeitgenossen beschränken wollte.¹¹ Sein Schreibmotiv, das zunächst wenig mehr sein kann als bloße Behauptung, führt nicht einfach das Wolfsche Projekt fort, sondern stellt das eigene Unternehmen ausdrücklich in den ursprünglichen Anspruch der Fachencyklopädie¹²: »Die Philologie ist kein Aggregat von Wissenschaft, sondern ein Ganzes.«¹³ Vollends deutlich wird Schlegels Abstand zu Wolf in seiner Formulierung des enzyklopädischen Programms: »Philologische *Encyklopaedie* ist gar kein guter Name. *Philosophie der Philologie sollte es heißen*«. ¹⁴ Schlegel will demnach nicht einfach die vorliegenden Fachaufrisse ergänzen oder verbessern. Ziel ist nichts weniger als der »Begriff einer Philosophie der Philologie«¹⁵, worin die »Nothwendigkeit der Philologie deducirt«¹⁶

- 8 Es ist daher auch kein Zufall, daß genau aus dieser Konstellation heraus und ausgerechnet durch F. Schlegel unter dem Programmtitel der *Symphilosophie* eine intellektuelle Autorschaft auf den Begriff gebracht wird, die nicht mehr auf das einzelne Originalgenie festgelegt ist. Kurt Röttgers hat diese gesellige Form der wissenschaftlichen Reflexion in einer auch die Schlegelschen *Notizen Zur Philologie* als Fachencyklopädie charakterisierenden Definition wie folgt umschrieben: »Symphilosophieren ist [...] der sozialphilosophische Text, an dem die Wissenschaften teilnehmen, wenn sie sich, ihrer eigenen Partikularität bewußt, interdisziplinär über sich und ihren jeweiligen Ort im Wissenschaftensensemble reflektieren.« Kurt Röttgers, *Symphilosophieren*, in: *Philosophisches Jahrbuch* 88 (1981), S. 90–119, hier: S. 101.
- 9 ZP I, Nr. 196, S. 52.
- 10 Wolf sei »ein Tropfen in den Ocean der Platttheit.« ZP I, Nr. 75, S. 41.
- 11 Basis der eigenen philologischen Enzyklopädie sollte möglichst die gesamte philologische Tradition sein. Selbst noch die antike Philologie will Schlegel – knapp 25 Jahre alt – bei seinem Rückgriff auf die Fachtradition nicht auslassen. Kaum überraschend, daß die gestandenen Fachgrößen Schlegels Anspruch als Arroganz ausgelegt haben. Vgl. Gottfried Hermann in einem Brief an Volkmann: »Is tanta arrogantia est, ut summos in quovis litterarum genere viros spernat, Garvium, Lessingium, Kantium aliosque.« Mitgeteilt von S. Reiter, F.A. Wolf und Fr. Schlegel, (Anm. 1), S. 228, Anm. 4.
- 12 Schlegel (wie Novalis) hat auch eine universale Enzyklopädie konzipiert, die, im Unterschied zur streng philosophischen Enzyklopädie Hegels, auch Kunst und Literatur umfassen sollte. E. Behler weist auf den Einfluss der kritischen Philosophie Kants hin – aber die gesuchte »höhere Art der Philologie« ist damit nicht schon eine aus der Transzendentalphilosophie deduzierte. Ernst Behler, F. Schlegels Enzyklopädie der literarischen Wissenschaften (Anm. 26, Kap. 2), S. 188f.
- 13 ZP I, Nr. 60, S. 40.
- 14 ZP II, Nr. 33, S. 62.
- 15 ZP I, Nr. 118, S. 44.
- 16 ZP I, Nr. 10, S. 35.

und als »philosophische Begründung einer höheren Art der Philologie«¹⁷ die Eigenständigkeit der Philologie im Kreis der Wissenschaften behauptet werden kann. Kurzum: es geht um ein Unterfangen, das die bekannten Versuche bei weitem übersteigt – und dementsprechend weiß Schlegel Wolf weit unter sich: »Bewunderungswürdig an Wolf, wie er seine Gränzen kennt«.¹⁸

Bevor die Rekonstruktion der Schlegelschen Fachencyklopädie beginnen kann, ein Wort zu den Schwierigkeiten. Bekanntlich hat Schlegel nur wenige seiner zahlreichen Vorhaben systematisch ausgearbeitet. Das gilt auch für die *Philosophie der Philologie*, die darüber hinaus nur ein »zufällig erhaltener Rest reichlicherer Aufzeichnungen«¹⁹ darstellt. Bedenkt man bei all dem, daß Schlegel nahezu ausschließlich in Aphorismen schreibt, seine Notizhefte nicht nachträglich von Irrtümern oder Sackgassen gereinigt hat, dann wird die Logik der Argumentation vollends zum Problem. Trotz der wissenschaftshistorischen Kontextualisierung ist es eine heikle Aufgabe, die fast 500 Aphorismen des Konvoluts zu einem tatsächlich repräsentativen Ganzen zu rekombinieren. Im folgenden wird versucht, in diesen »zufällig« erhaltenen Bruchstücken zumindest ein *Problemniveau* herauszuarbeiten. Helfen sollen dabei zum einen die zahlreichen Parallelstellen – gleich ob sie aus den *Notizen*, aus weiteren Schriften Schlegels oder aus der zusätzlich hinzugezogenen *Enzyklopädie* von August Boeckh stammen. Zum anderen wird auf Schlegels experimentelle Schreibweise eingegangen, in der er seine Gedanken zur Philologie *ausprobiert*. Unterschiedliche Argumentationsstärken innerhalb der experimentellen Vielfalt müssen entsprechend bedacht bzw. allererst kenntlich gemacht werden. Darüberhinaus verbietet sich die schnurgerade Lektüre auf eine These auch deshalb, weil Schlegel die Fragmentform auch als Theoriebautechnik benutzt. Das Schreiben in Aphorismen war für ihn eine Möglichkeit, um über das bloße Konstatieren oder einseitige Auflösen von Widersprüchen hinwegzukommen. Auch ohne genuine Techniken der Entparadoxierung wird Schlegel die widerstreitenden Bestimmungen der philologischen Enzyklopädie – wie Philologie vs. Philosophie, Kunst vs. Wissenschaft, formal/technisch vs. materiell/substantiell oder Geist vs. Buchstabe – zu einem *kalkulierten* Widerspruch führen.

Seine ersten Umriss gewinnt das alles andere als bescheidene Projekt in der Abgrenzung zur Tradition wie zur Gegenwart. Abgelehnt, und das kann kaum noch überraschen, wird nicht nur die gelehrte Philologie, deren philologisches »Geschäft« allenfalls zu einer »Totalität von Notizen«²⁰ führen kann.

17 F. Schlegel, KA 18, Philosophische Lehrjahre I, 1796–1806, hrsg. mit Einl. u. Kommentar von E. Behler, München/Paderborn/Wien 1980, Nr. 497, S. 361.

18 ZP I, Nr. 72, S. 40.

19 J. Körner, Einleitung zu Schlegels *Philosophie der Philologie* (Anm. 2), S. 5.

20 ZP I, Nr. 92, S. 42 sowie ZP I, Nr. 103, S. 43. Auch bei Schlegel taucht – mit der üblichen Referenz auf Winckelmann – der Topos von der mangelnden Sensibilität der (gelehrten) Philologie gegenüber der Kunst bzw. dem Künstlerischen auf: »Heil den wahren Philologen! Sie verbreiten Kunstsinn über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker sein«. F. Schlegel, *Ideen*, Nr. 199,

Verworfen werden auch alle Versuche, welche die »neue« Philologie entweder durch die Verabsolutierung eines Teilgebiets oder mit der Vorgabe eines verbindlichen Zwecks begründen wollen. Die gesuchte Fachidentität hat ihre Basis (z. B.) weder in einer exklusiven Beschäftigung mit der Sprache bzw. Textkritik als der *formalen* Seite der Philologie, noch kann sie allein aus ihrem Bezug auf *Bildung* geklärt werden. Damit ist nicht gesagt, daß das Pädagogische an der Philologie Schlegel nicht interessiert.²¹ Kritisiert wird nur dessen Überhöhung zu einer alles weitere festlegenden Zielvorstellung: »Der Zweck der Philologie läßt sich gar nicht bestimmen.«²² Darüber hinaus reklamiert Schlegel die Freiheit von *allen* Zwecksetzungen. Für ihn ist die Philologie, analog zur Kunst und ihrer *Autonomie* gegenüber einem direkten Nutzenkalkül, »Wissenschafts-Kunst«. Entsprechend ist die Rechtfertigung der Disziplin mit Blick auf eine ihr abverlangte oder gar ungeduldig eingeklagte Leistung sekundär. Das eigentliche Thema ist der »philologische Imperativ«.²³

Schlegel verwirft die pädagogische Philologie nicht nur als Beispiel für ein falsches Zweckdenken. Attackiert wird insbesondere deren Gegenstandsverständnis. Zum Gegenstand qualifiziert sich in der bildenden Philologie eines F. A. Wolf ein Objekt bzw. Phänomen kraft der ihm unterstellten wertvollen, eben bildenden bzw. klassischen Wesensnatur. Der adäquate »wissenschaftliche« Bezug auf den derart mit Wertprädikaten aufgeladenen Gegenstand ist *Verehrung*, gleich mehr dem Dienst an der neuhumanistischen »Bildungs-Religion« als einer erkenntnistheoretisch reflektierten Forschung. Schlegel macht nun die Kritik an einer Philologie, die ihre Einheit und Rationalität an äußeren Kriterien ausrichtet und entsprechend sich in ihrer Selbstdefinition auf Wert- und Substratbegriffe wie »Nation«, »Antike« oder »Volksgeist« verläßt, zur *Leitlinie* der eigenen Konzeption.²⁴ In immer wieder neu einsetzenden Klärungsversuchen versucht Schlegel zugleich über die bloße Absage hinauszukommen. Die Kritik an einer Philologie, die ihren Anspruch auf Selbständigkeit leichtfertig aufgibt muß selber konstruktiv wer-

in: KA Bd. 2, Charakteristiken und Kritiken I. Zitiert nach Hans Dierkes, *Literaturgeschichte als Kritik. Untersuchungen zu Theorie und Praxis von F. Schlegels frühromantischer Literaturgeschichtsschreibung*, Tübingen 1980, S. 31.

21 Die Frage nach dem Pädagogischen in der Philologie wird in den uns überlieferten (zwei von fünf) Heften zur Philologie nur aus Gründen der thematischen Konzentration ausgeschlossen. Nach eigenem Bekunden hat ein eigenes Aphorismen-Konvolut sich speziell mit dieser Frage beschäftigt: »Der bestimmte Werth der Philologie, ihr Verhältnis zu andern Bildungsarten erst im IIten Aufsatz.« ZP II, Nr. 51, S. 64.

22 ZP I, Nr. 131, S. 46. Der Grund dafür läßt sich aus der generellen Ausrichtung der *Notizen* erschließen. Im Versuch, die Philologie als »Wissenschafts-Kunst« zu begründen, definiert Schlegel das Fach von der Epistemologie her, da nur so die Philologie als wissenschaftliche und damit auch gegenüber allen Zwecksetzungen wesentlich *autonome* Disziplin bestimmt werden kann.

23 ZP II, Nr. 51, S. 64.

24 Vgl. auch Vittorio Santoli, *Philologie, Geschichte und Philosophie im Denken Friedrich Schlegels*, in: *Ders.*, *Philologie und Kritik. Forschungen und Aufsätze*, Bern u. München 1971, S. 82–101, S. 80.

den. Den zentralen Ansatzpunkt dafür findet Schlegel in der grundsätzlichen, für die Fachbestimmung essentiellen Unterscheidung zwischen einem *gegenstandskonstitutiven Bezug* auf ein erklärungsbedürftiges Phänomen und einem allein bereits *kraft seiner wertvollen Natur als Gegenstand qualifizierten Objekt*. So polemisiert Schlegel einmal – als wolle er Raum für das eigene Unternehmen gewinnen – gegen den »stupiden Eisernen Köhlerglauben ans Alterthum«. ²⁵ An anderer Stelle formuliert er den Einspruch gegen die ideale Natur des philologischen Gegenstands als theoriebautechnischen Imperativ: »Vom positiven Werth und Zweck muß ganz abstrahirt werden in dem Begriff [der Philologie].« ²⁶ Oder, im Klartext und lakonisch kurz: »Künftig auch ohne Rücksicht auf die Alten.« ²⁷

Schlegels Überlegungen sind experimentell, gemessen am zeitgenössischen Reflexionsniveau sogar stellenweise radikal – und zugleich weit zurückreichenden Traditionslinien verpflichtet. So kennt z. B. schon die alte Begriffsgeschichte von »Philologie« (wie von »Gelehrsamkeit«) die Philologie als habituelle Eigenschaft. Doch wenn die *Notizen* von einem philologischen »Affekt«, von einer »Neigung« zur Philologie sprechen, dann folgen sie nicht einfach jenen Elementen der Begriffstopik, in der Wissenschaft als anthropologische Eigenschaft und Haltung gedacht wird. Entscheidend ist der *strategische* Sinn der hier anformulierten Wissenschaftssemantik. Ziel ist die Suprematie der Philologie (wie auch die der »Dichter« und ihr Monopol auf Kreativität): »Man wird zum Philologen gebohren, wie zum Philosophen und zum Dichter.« ²⁸ Spätestens mit der Parallelstelle wird klar, worauf die Argumentation zielt: »Soll die Philologie als strenge Wissenschaft und echte Kunst getrieben werden: so erfordert sie eine ganz eigene Organisation des Geistes, nicht minder als die eigentliche Philosophie.« ²⁹ Schlegel empfiehlt nicht den Rückzug in die Gelehrsamkeit, sondern will das Fach in einem zur Philosophie »gleichursprünglichen Trieb« fundieren. ³⁰ Gemessen an der etablierten Hierarchie der Disziplinen ist das keineswegs ein selbstverständlicher Anspruch!

Will die Philologie ein wirklich eigenständiges Fach werden, reicht es nicht, daß sie die historisch-gelehrte Form der Wissenschaft durch die (neuhumanistische) Bildungsphilosophie ersetzt. Entscheidend ist vielmehr, ob sie die angestrebte Selbständigkeit auch und gerade gegenüber der Philosophie geltend machen kann. Einfach kann das nicht sein, da die theoretische Selbstbegründung der Philologie auf die Reflexionskraft der Philosophie nicht verzichten kann. Aus diesem Argumentationszwang heraus legt Schlegel das

25 ZP II, Nr. 109, S. 70.

26 ZP I, Nr. 36, S. 38.

27 ZP I, Nr. 57, S. 39.

28 ZP I, Nr. 61, S. 40. Vgl. die Parallelstelle in Boeckhs Enzyklopädie S. 87: »Interpres non fit, sed nascitur.« Weitere Belege, u. a. von Schelling, bei J. Körner, Einleitung zur *Philosophie der Philologie* (Anm. 2), S. 67, Anmerkung 20.

29 Friedrich Schlegel, Georg Forster. Fragment einer Charakteristik der deutschen Klassiker (1797), F. Schlegel Studienausgabe Bd. 1, hrsg. v. E. Behler u. H. Eichner, Paderborn/München/Wien 1981, S. 96f.

30 Heinrich Nüsse, Die Sprachtheorie Friedrich Schlegels, Heidelberg 1962, S. 99.

Fundament der Philologie *gleich tief* wie das der Philosophie. Beide Disziplinen sollen auf einen »kognitiven Trieb« zurückgehen. Die Philologie soll wie die Philosophie – wo eine ursprüngliche Anlage sich bis zum richtigen Philosophieren ausbilden läßt – ihrem Anfang und ihrer Herkunft nach eine (angeborene) »Neigung« sein. ³¹ Die weitere Ausbildung ist dann Aufgabe der Fach-encyklopädie bzw. der gleichlautenden Vorlesung im philologischen Universitätsstudium. Als Propädeutik und Ort disziplinärer Modellbildung ist sie ein essentieller Teil des Fachs. Ohne sie bliebe die Philologie auf eher intuitiv gewonnene Ergebnisse begrenzt. Jedenfalls solange, bis nicht eine Antwort auf die Frage gefunden ist: »wie ein Affekt Wissenschaft bedeuten könne.« ³²

Schlegel geht die Aufgabe, wie schon andere vor ihm, über eine Durchsicht der Fachsystematik an. Hier soll sich klären, »wie das Aggregat zusammenkomme«. ³³ Nach der traditionellen Aufgliederung des Fachs bleibt auch seine Systematik im Rahmen der Unterscheidung von »formalen« oder »theoretischen« »Grundwissenschaften« (Wolf), also in der Regel Grammatik, Hermeneutik und Kritik einerseits und Realienfächer andererseits. ³⁴ Das traditionelle Gliederungsschema akzeptiert er allerdings nur mit einer grundsätzlichen Einschränkung: Die gesuchte Systematik darf nicht erkaufte sein mit einer partikularen Zwecksetzung oder einer einseitig gewichtenden Rangfolge. »Es gibt wohl auch eine grammatische, kritische, litterarische, archäologische, interpretierende Philologie nach dem dominirenden Theil. Die Heynesche Schule z. B. vernachlässigt das beyde Erste.« ³⁵ An gleicher Stelle noch bezieht Schlegel auch die fundamentale Unterteilung des Fachs in Hermeneutik und Kritik ein – und gibt implizit zugleich einen ersten Hinweis auf die theoriebautechnischen Probleme, die sich mit der Absage an das hierarchische Ordnungsprinzip stellen: »Die Philologie ist selbst jeder ihrer Bestandtheile ganz, und umgekehrt (Hermeneutik und Kritik)«. ³⁶ Die Prüfung darf andererseits nicht über das Ziel hinausschießen und dazu führen, daß alle Unterscheidungen sich in einem konturenlosen – und damit als Informationsquelle für die gesuchte Fachidentität *wertlosen* – Kontinuum verflüchtigen. Vor allem im Verhältnis von Hermeneutik und Kritik als den essentiellen Teildisziplinen der

31 Nüsse verweist auf die analoge Kant-Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft (*Die Archetontik der reinen Vernunft*); ebd., S. 100.

32 ZP I, Nr. 62, S. 40.

33 Ebd.

34 Auf die Letzteren gehen die *Notizen*, zumindest in ihrer konkreten Materialfülle, nicht ein. Das mag einerseits mit der wenig systematischen, eher auf das Gedankenexperiment als auf Vollständigkeit ausgehenden Schreibweise zusammenhängen. Andererseits aber erscheint es angesichts einer derart theoriegeschärften Reflexion wenig wahrscheinlich, daß es hier doch, auch vor einer Klärung der besonderen Aufgaben und Leistungen der Formal-Teile des Fachs, gesicherte Realienkenntnisse geben (können) soll. Schlegel spricht an einer Stelle von einer für später geplanten Geschichte der materialen Altertumskunde.

35 Schlegel weiter: »Heyne hält die Philologie bloß für *Hermeneutik*, sieht mehr auf den historischen und scientificischen höchsten Endzweck. Andre sehn mehr aufs Wesen kritikoi. Andere mehr auf die Materie [...]« ZP I, Nr. 177, S. 50.

36 ZP I, Nr. 177, S. 50.

Philologie muß möglichst genau differenziert werden: »Es ist wichtig, daß die Gränzen nicht verwirrt werden, wie in der neumodigen Interpretazion auch wohl in der Conjekturazion.«³⁷

Schlegel setzt demnach nicht länger die problemlose Unterscheidbarkeit der einzelnen Subdisziplinen voraus. Dennoch ist auch seine Fachzyklopädie auf ihre wechselseitige Abgrenzung wie auf ihr Zusammenspiel *innerhalb* der Disziplin angewiesen. Scheiden aber »lediglich gliedernde Unterscheidungen«³⁸ als strukturierende Differenzen der Fachsystematik aus, müssen andere, theoretisch anspruchsvollere Architekturen gefunden werden. Kaum geeignet scheint ihm der Vorschlag Wolfs, das formale Organon aus der Sicht des historischen Wissens anzugehen und von den Realien bzw. den für ihre Erfassung notwendigen Anforderungen her zu gliedern. Schlegels *Notizen* haben zwar diese Möglichkeit durchgespielt – »Sollen Kritik, Grammatik und Hermeneutik bis zur Totalität vollendet werden; so erfordern sie eine *historische* Kenntniß des Alterthums«³⁹ –, doch repräsentativ können solche Einlassungen schon deshalb nicht sein, weil sie der beabsichtigten Fundamentalkritik an einer gleichsam natürlichen Dignität des historischen bzw. philologischen Gegenstands widersprechen. Die Hauptlinie der Argumentation zielt in eine andere Richtung. Als eine im Vergleich zu den Vorgängern ungleich stärker *abstrahierende* Fachzyklopädie wollen die *Notizen* das formale *Instrumentarium selbst erkunden*. Boeckhs klare Anweisung gilt so auch für Schlegel: »Das allgemeine Organon des Erkennens muss doch auch vor allen Dingen erkannt werden.«⁴⁰ Daß dies nicht ohne Hilfe der Philosophie gelingen kann, weiß auch Schlegel. Aber solche Unterstützung will mit Bedacht und Vorsicht angenommen werden, da andernfalls die philologische Selbstbestimmung *als Philosophie endet*: »Wenn der Philosoph Philosophie auf Philologie und Historie *anwendet*: so ist das Produkt immer nur Philosophie, nicht Philologie noch Historie.«⁴¹

Schlegel geht auf Distanz zur Philosophie und ihrer Definitionsmacht. Schließlich ist das Beispiel des Neuhumanismus, wo die Bildungsphilosophie der Philologie den Gegenstand in Gestalt einer bildenden Antike vorgibt, Beweis genug, daß in der Frage des Gegenstands *zugleich* über die Disziplinarität des Fachs entschieden wird. Die *Notizen zur Philologie* sichern sich gegen eine solche Vereinnahmung vor allem durch den Rekurs auf die eigene *Fachgeschichte* bzw. auf die überlieferten *praktischen Konventionen* philologischer Arbeit ab. So sucht Schlegel die Berechtigung der Unterscheidung von Kritik

37 ZP I, Nr. 44, S. 38.

38 H. Patsch, Schlegels *Notizen* (Anm. 3), S. 451.

39 ZP I, Nr. 40, S. 38. Vgl. auch A. Boeckh, *Enzyklopädie* (Anm. 4), S. 172.

40 Ebd., S. 12. Auch Schlegel geht diesen Weg. Vgl. nur seine Formulierung vom Reflexivwerden der Philologie: »Heißt über einen Gegenstand philosophiren etwas anders als ihn potenziren.« ZP I, Nr. 225, S. 54.

41 ZP I, Nr. 89, S. 42. Vgl. auch parallel: »Herrschaft des Philosophischen über das Historische würde der Philologie ein Ende machen« (ZP I, Nr. 18, S. 36).

und Hermeneutik nicht in einem a priori geltenden Fundament.⁴² Er verweist nur auf die überkommene Aufgabenstellung der Philologie: »Die Eintheilung in Kritik und Hermeneutik ist von dem *historischen* Zweck entlehnt. *Die Urkunden sollen berichtet und erklärt werden.*«⁴³

Doch der Bezug auf die Tradition darf nicht nur Konvention sein. Wenn sich die Philologie auf ihre Wissenschaftlichkeit prüft, dann muß auch das Altvertraute und Selbstverständliche neu durchdacht und, falls nötig, korrigiert werden. Das gilt selbst dort, wo die Korrekturen auf Kosten einer einmal erreichten Klarheit der Unterscheidung gehen. Schlegel hat diesen typischen Argumentationsgang in zwei aufeinander folgenden Aphorismen festgehalten: »Geht man auf den historischen Endzweck, so ist die restitutio des Textes das Wichtigste [. . .]. Auch in Rücksicht auf Kunst, Virtuosität pp verdient die Kritik den Vorzug vor der Hermeneutik. Nein! Sie haben in Rücksicht wenigstens in der wissenschaftlichen gleichen Rang. Was hilft mir der ächte Text, wenn ich ihn nicht verstehe.«⁴⁴

Wichtiger als die *klassifikatorische* Unterscheidung ist dem epistemologischen Interesse der jeweilige *Bezug* der einen Subdisziplin auf die andere: »Wechselwirkung«⁴⁵ konstatiert Schlegel dazu, aber diese Formel erweist sich spätestens dort als unzureichend, wo man die zentralen Perspektiven auf den Text trennt, sie z. B. in ein zeitliches Nacheinander auflöst, um so ihren jeweiligen Status zu klären. Zwischen dem hermeneutischen und dem textkritischen Gegenstandsbezug läßt sich keine Gewichtung, keine Priorität erkennen. Beide Operationen sind in ihrer Geltung gleich stark – ein Ergebnis, das Schlegel in einem (für die gesuchte Systematik naheliegenden) Begriff aus der Logik festhält: »Ueber den *Primat der Kritik oder der Hermeneutik* findet eine

42 Vgl. zur Tradition dieser Unterscheidung von Kritik und Hermeneutik, allerdings begrenzt auf einen Autor: Günther *Pflug*, *Hermeneutik und Kritik*. August Boeckh in der Tradition des Begriffspaars, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* XIX (1975), S. 138–197. Ist die Unterscheidung der formalen Methodenlehre in zwei Kerndisziplinen für Schlegel oder Boeckh noch unmittelbar aktuelle Tradition, so zeigt die weitere Theoriegeschichte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein anderes Bild. Die Kritik ist als »eigenständige Methode neben der Hermeneutik in eine umfassende philosophische Theorie des Verstehens nicht eigentlich aufgenommen (worden)« und zwar, so Pflug weiter, »ohne daß dieses Ausstoßen der Kritik aus dem Organon des Verstehens jemals begründet wurde.« (S. 142) Diese ganz aus der Sicht der philosophischen Hermeneutik gemachte Beobachtung stellt zugleich eine analoge Frage für die Geschichte der Philologie. Gerade sie wird sich nicht zuletzt an ihrer Fähigkeit messen lassen müssen, wieweit es ihr gelingt, die Unterscheidung von Hermeneutik und Kritik weiterhin produktiv zu machen – oder aber die Tradition an diesem Punkt argumentativ außer kraft zu setzen.

43 ZP II, Nr. 39, S. 63.

44 ZP I, Nr. 180 und Nr. 181, S. 50. Unberührt davon ist jedoch ein Gebrauch des Begriffs *Kritik* bei Schlegel, der nicht in der *Textkritik* aufgeht: Kritik steht auch – ganz auf der Linie einer *höheren Kritik* – für das Inngesamt der philologischen Operationen: »Die gesammte Philologie ist gewissermaassen (sic) nichts andres als Kritik.« ZP I, Nr. 154, S. 47, vgl. auch Nr. 164, S. 49.

45 ZP I, Nr. 44, S. 38.

wahre *Antinomie* statt.«⁴⁶ Eine argumentative Situation, in der gleichstarke Argumente für zwei, wenn nicht genau sich widersprechende, so doch gegenseitig *ausschließende* Behauptungen gelten, mag von der Sache her gerechtfertigt sein, verhindert aber alle weiteren linearen Darstellungen eines einmal als Aporie gefaßten Problems.⁴⁷ Logisch stringente Theorie wird schwer, wenn nicht unmöglich. Statt den Weg zu einer klaren Fachsystematik freizugeben, führt das Aporetische zunächst nur zu immer neuen, das Beobachtete umkreisende Wiederholungen: »*Antinomie*. Sie [die Urkunden] sollen *erst* berichtet und *dann* erklärt werden und umgekehrt.«⁴⁸

In solchen Zirkeln der Paradoxie scheint die gesuchte Theorie der Philologie an ein schnelles Ende gekommen. Schlegel ist jedoch weder gelähmt noch beunruhigt. Eine Darstellung der Philologie, die erkenntnistheoretisch genau sein will, kann Aporien nicht vermeiden: »Antinomien der Philologie. Deren sind wohl sehr viele«, ja für Schlegel sind sie sogar vom »Wesen der Philologie« nicht zu trennen.⁴⁹

Schon in der Reflexionsliteratur von Wolf bis G. Bernhardt⁵⁰ oder Schleiermacher⁵¹ galt eine glatte Trennung von Hermeneutik und Kritik als schwierig,

46 ZP II, Nr. 236, S. 55. Vgl. auch A. Boeckh mit Bezug auf die Gleichzeitigkeit: »Keine von beiden kann der andern in der Zeit voraufgehen«. A. Boeckh, *Encyclopädie* (Anm. 4), S. 178.

47 Im folgenden wird nicht weiter zwischen Antinomie, Aporie und Paradoxie unterschieden. Für den Begriffsinhalt auch bei den Schlegelschen »Notizen zur Philologie« entscheidend ist ein »auswegloses« argumentatives Patt. Dagegen sind die einzelnen Begriffsprägungen mehr durch den Ort bzw. die Tradition ihrer Verwendung bestimmt. So sprechen insbesondere Mathematik und Logik vom Paradox, während andererseits, vor allem bei Kant und in der Kant-Exegese, der Antinomie-Begriff einen eigenen, hier nicht weiter interessierenden Verwendungskontext hat.

48 ZP II, Nr. 39, S. 63.

49 ZP I, Nr. 239, S. 56. Als Kommentar zum eigenen Vorgehen: »Die Antinomien übers Wesen der Philologie über den Primat, Verhältnis und Zahl der Bestandtheile müssen freilich jetzt schon mitgenommen werden.« (ZP II, Nr. 3, S. 59) Die zentralen Paradoxien mit Blick auf eine Fundierung der Disziplin sieht Schlegel einmal im wechselseitigen Verhältnis ihrer wichtigsten Teilgebiete: »Hermeneutik und Kritik sind absolut unzertrennlich ihrem Wesen nach« (ZP I, Nr. 178, S. 50) sowie in der Relation zur wichtigsten Nachbardisziplin: »Die Philosophie kann nicht auf die Philologie angewendet werden. – Erstes Paradoxon. Das zweyte: der Philolog muß Philosoph seyn. Drittes Paradoxon: Die Philologie ist nothwendig.« (ZP I, Nr. 11, S. 35.) W. Michel entschärft diese theoriebautechnische Figur, wenn er sie als »Dominantenspiel« übersetzt. Vgl. Willy Michel, *Ästhetische Hermeneutik und frühromantische Kritik*, Göttingen 1982, S. 50.

50 »Die Kritik schließt viel Erklärungskunst in sich. Auch läßt sie sich von der Erklärung selbst nicht trennen.« F.A. Wolf, *Encyclopädie der Philologie* (Anm. 2, Kap. 3), S. 179.

51 »Hermeneutik und Kritik [...] gehören zusammen, weil die Ausübung einer jeden die andere voraussetzt.« F.D.E. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (Allgemeine Einleitung), hrsg. u. eingel. von Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1977, S. 71. Auch Schleiermacher verlangt in diesem zwischen 1828 und der Veröffentlichung seiner Hermeneutik im Jahre 1838 geschriebenen Text die Trennung von Gegenstandsbezug und Objekt: Wolf und Ast nämlich hätten diese philologischen Unterdisziplinen »zu speziell, nur in Beziehung auf die beiden klassischen Sprachen des

wenn nicht gar unmöglich. Anders als seine Zeitgenossen aber »vergißt« Schlegel die hier bis zur Aporie vorangetriebene Einsicht nicht, um sich letztlich wieder auf die Aufstellung *praktischer* Regeln, getrennt für jede Subdisziplin, zurückzuziehen. Der (zu hohe?) Theorieanspruch läßt sich auch auf andere Weise zurücknehmen. Kann das, was der Theorie verwehrt ist, nicht der genialen philologischen *Intuition* überantwortet werden? Das logisch unzugängliche zugleich von Hermeneutik und Kritik (bei aufrechtzuerhaltender Unterscheidung) ist einer besonderen Begabung, so Schlegel, nicht verwehrt; der intuitive Zugriff auf den Gegenstand scheint hier der theoretischen Reflexion überlegen: »Beydes [Berichtigen und Erklären] *zugleich* thun ist Sache des philologischen GENIES.«⁵²

In der Tat können einmal konstatierte Aporien nur durch den Rückgriff auf einen der logisch-theoretischen Beschreibung *unzugänglichen* Bereich der Intuition zum ›Verschwinden‹ gebracht werden. Doch für Schlegels *Notizen* ist das keine akzeptable Lösung. Keineswegs soll die gesuchte Disziplinarität in einer bloßen Begabung, oder, von Schlegel polemisch gegen die *divina critica* formuliert, in einer »philologischen Magie«⁵³ aufgehoben sein. Zwar machen die konstatierten Aporien (i. e. Disziplinarität als Verhältnis von *Wissenschaft* und *Kunst*, von *Philologie* und *Philosophie* oder von *Hermeneutik* und *Kritik*) Schlegels Entwurf brüchig und lassen die Systematik im paradoxalen Widersinn schweben. Aber die kalkulierten Brüche erhöhen auch die Durchlässigkeit für andere Modelle und Konzepte und provozieren so neue Rekombinationen zwischen traditionellen Begriffen und/oder aktuellen Vorgaben. Diese charakteristische Offenheit des Schlegelschen Texts hat wohl den für alles weitere *wegweisenden Wechsel* der (theoriebautechnischen) Perspektive erleichtert. Wer wissen will, was Philologie ist, der findet die Antwort nicht in einer logisch widersinnigen, letztlich in tautologischen Wiederholungen endenden Systematik: Weitergehende Einsicht in Wesen und Eigenart der Philologie ist nur möglich, wenn die tragenden *Basisoperationen* des Fachs geklärt werden. Anders gesagt: Die erkenntnistheoretische Reflexion beweist erst dort ihre erhellende Kraft, wo sie die *philologische Arbeit* selbst zu ihrem Thema macht, wo sie, so A. Boeckh, die bloße *Tätigkeit* vor die theoretische Reflexion bringt: »Der Werth der Theorie besteht darin, dass sie das, was man sonst bewusstlos treibt, zum Bewusstsein bringt. Das Ziel, wohin Auslegung und Kritik streben, und die Gesichtspunkte, nach welchen sie geleitet werden

Alterthums« gefaßt. Dagegen gelte: »Das Verhältnis dieser [...] Disziplinen ist vielmehr ein allezeit gültiges«. Genügen können der dreifachen (einschließlich der Grammatik) Verweisungsstruktur zwischen den Einzeldisziplinen nur ein »philologisches Zeitalter« und »vollkommene Philologen« – und auch dann ist nur eine »approximative« Lösung möglich. (Ebd.)

52 ZP II, Nr. 39, S. 63.

53 ZP II, Nr. 12, S. 60. Die Einsicht in die Unmöglichkeit einer theoretisch befriedigenden, geschlossenen Konzeption des Fachs führt weder zur Aufteilung des Fachs in Textkritik und Auslegung, noch flüchtet sich Schlegel in die Philosophie, gleich ob als Geschichtsphilosophie (nach dem Muster der literaturwissenschaftlichen Hegel-Schule) oder als universale Verstehenshermeneutik.

müssen, schweben demjenigen, welcher die philologische Tätigkeit rein empirisch betreibt, nur dunkel und unvollständig vor und werden allein durch die Theorie zu wissenschaftlicher Klarheit erhoben.«⁵⁴ Keine Arbeit ist für den Philologen so unvermeidlich und elementar wie das Lesen, geht es doch sowohl der Textkritik wie der Auslegung oder Verstehenshermeneutik voraus. Das Lesen bzw. die Frage, was das Lesen (in der Philologie) eigentlich ist, ist der Weg zum Fundament der Disziplin: »Lesen heißt den philologischen Trieb befriedigen.«⁵⁵ Daß das Lesen für den Philologen wichtig ist, ist so unstrittig wie trivial, und doch hatte sich die Philologie bis dahin kaum mit dieser Operation beschäftigt. Die *Notizen* können daher zunächst nur die enge Zusammengehörigkeit von Lesen und Philologie konstatieren. Alles weitere ist ungeklärt: »Aber was ist denn überhaupt Lesen? Offenbar etwas *Philologisches*.«⁵⁶

Auch August Boeckh interessiert sich an zentraler Stelle seiner Fachencyklopädie für das Lesen. Auch er will hier, wie schon Schlegel, »die erste Äußerung des philologischen Triebes«⁵⁷ erkennen. Als Spezifikum der Philologie ist das Lesen demnach mehr als nur eine allgemeine, für die Gelehrsamkeit wie die (geistes-)wissenschaftlichen Disziplinen ebenso elementare wie undifferenzierte Operation. Weder der Philosoph noch der Künstler bzw. kunstsinnige Kenner können nach Schlegel im »philologischen« Sinne lesen: »Aus reiner Philosophie ohne Philologie kann man wohl nicht lesen. Schwerlich auch aus reinem *Kunstgefühl* und *Kunsttrieb*.«⁵⁸

Was bis dahin weitgehend selbstverständlich schien und entsprechend nicht eigens thematisiert werden mußte, werten Boeckh wie Schlegel erkenntnistheoretisch auf: *Im Lesen unterscheiden sich Philologie und Philosophie* – und zwar ohne die gewohnte Asymmetrie zugunsten der Philosophie. Philologie und Philosophie, so Boeckh, »unterscheiden sich nur durch die Art des Erkennens: Die Philosophie erkennt primitiv, gignoskei, die Philologie erkennt wieder, anagnoskei, ein Wort, welches im Griechischen mit Recht den Sinn des Lesens erhalten hat, indem das Lesen eine hervorragende Tätigkeit, der Lese-trieb die erste Äußerung des Philologischen Triebes ist.«⁵⁹

Die Unterscheidung von Philosophie und Philologie, die die logische Systematik nur in eine Antinomie überführen kann, wird hier in der Differenz zwischen philologischer *Lektüre* und philosophischem *Verstehen* weiter geklärt. Selbst wenn Philosophie und Philologie letztlich den Erkenntnisgegenstand teilen, so kann die Philologie dennoch, dank ihrer *im Lesen operationalisierten Erkenntnisweise*, ein »eigenthümliche(s) Wissen«⁶⁰ behaupten: »Ist die Philologie ihrem Ziele nach eine Wiedererkenntnis und Darstellung des gan-

54 A. Boeckh, Enzyklopädie (Anm. 4), S. 75.

55 ZP II, Nr. 82, S. 68.

56 ZP II, Nr. 74, S. 67.

57 A. Boeckh, Enzyklopädie (Anm. 4), S. 16.

58 ZP II, Nr. 82, S. 68.

59 A. Boeckh, Enzyklopädie (Anm. 4), S. 16.

60 Ebd., S. 20.

zen vorhandenen menschlichen Wissens, so ist sie inwiefern dies Wissen in der Philosophie wurzelt, letzterer in Bezug auf die Erkenntnis des Geistes koordiniert und unterscheidet sich nur von ihr durch die Art des Erkennens.«⁶¹ Die Suche nach einer disziplinären Identität ist demnach auf den (je) facheigenen *Zugriff* auf den Gegenstand verwiesen. *Erst in der Beobachtung der philologischen Lektüre läßt sich erkennen, wie ein der Philologie eigentümliches Wissen im Zusammenspiel verschiedener Dispositionen entsteht.* Mit Blick auf die Begriffstopik von Wissenschaft formuliert: Die Einheit des philologischen Wissens sieht Boeckh – wie Schlegel – weniger in der klassifikatorischen Fachsystematik als im »Hervorbringungszusammenhang« (Riedel) des philologischen Wissens. Alle anderen Definitionskriterien, an erster Stelle die traditionelle pädagogische Funktion der Philologie, treten dagegen zurück, obwohl Boeckh wie schon Schlegel die pädagogische Dimension durchgehend anerkennt.⁶²

Die Philologie *als Wissenschaft* mißt sich demnach zuerst an der Philosophie. In ihrem epistemologischen Ursprung wie ihrem Erkenntnisanspruch steht sie der Philosophie (des Deutschen Idealismus) in nichts nach: »Philologie und Philosophie sind entstanden ohne ursprüngliche praktische Richtung, bloss um der Erkenntnis willen.«⁶³ Daher dann Boeckhs bündige, abschließende Definition der Philologie ihrer Erkenntnisweise nach: »Hiernach scheint die eigentliche Aufgabe der Philologie das Erkennen des vom menschlichen Geist Produzierten, d. h. des Erkannten zu sein.«⁶⁴ Der Philologe erkennt den »menschlichen Geist« aber nicht, wie gesehen, im freien und direkten, d. h. philosophischen Verstehensakt, sondern »nur über die Vermittlung der sprachlichen Manifestation dieses (vergangenen) Wissens, eben im Lesen: »Der menschliche Geist theilt sich in allerlei Zeichen und Symbolen mit, [. . .] der adäquateste Ausdruck der Erkenntnis ist die Sprache.«⁶⁵

61 Ebd., S. 16 (Hervorh. N.W.).

62 Vgl. z.B. Boeckh, ebd., S. 14: »Die Philologie soll den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und alle seine Fähigkeiten ausbilden.« Aber die kognitive Identität der Disziplin wird für Boeckh wie Schlegel nur in der theoretischen Abstraktion sichtbar, in der Klärung der Philologie als eines »absoluten Begriffs« (ebd., S. 21). Der praktische Zweck, so wichtig er auch ist, reicht als Definitionsgrund nicht aus. Philologie, so Boeckh, ist nicht mit »Humanitätsstudien« gleichzusetzen: »Allein auch diese Definition ist unwissenschaftlich und unbestimmt; sie bezieht sich nur auf ihren Nutzen«; das aber wäre die Philologie nur nach ihrem »rein praktischen« Begriff, mithin eine Definition, »worin Philologie [nur] als Mittel erscheint«. Ein anderes Bild ergibt sich jedoch, wenn nach den sozialen Bedingungen für die Karriere der Philologie gefragt wird. Dann kann sehr wohl der Ausweis einer besonderen Leistung der Philologie für (z.B.) das Erziehungssystem entscheidend sein. Vgl. zur Philologie und ihrer erstaunlichen Karriere um 1800: D. Kopp/ N. Wegmann, *Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie. Zur Karriere einer Wissenschaft um 1800* (Anm. 58, Kap. 2)

63 A. Boeckh, Enzyklopädie (Anm. 4), S. 33.

64 Ebd., S. 10. Daß dies gelingt, ist, wie angedeutet, nur Resultat des »Wesens der philologischen Tätigkeit selbst«: Die Identität des Fachs liegt im Vollzug des Lesens.

65 Ebd., S. 11.

In ihrem primären Bezug zur sprachlichen bzw. textuellen Manifestation ist die philologische Erkenntnis kein bloßer Umweg zur unmittelbaren Erkenntnis des Philosophen. Der sprachliche Ausdruck gehört selbst zum Wesen der Erkenntnis, ist daher integraler Bestandteil des (philologischen) Wissens.⁶⁶ Oder, als Fazit im Rückblick auf das Ausgangsproblem der philologischen Selbstreflexion formuliert: Die Philologie entgeht der drohenden Degradierung auf den Rang einer Hilfswissenschaft, indem sie ein eigenständiges, also auch der Philosophie nicht, oder doch nicht im gleichen Maße zugängliches *philologisches Wissen* behauptet.

Im Zuge einer Unterscheidung von Philosophie und Philologie kann das Lesen als ein epistemologisch selbständiger Zugang zu sprachlichen Objekten oder – in Schlegels exakter Formulierung – »semiotischen Werken«⁶⁷ ausgewiesen werden. Als philologische *Methode* jedoch hat die Lektüre kaum Konturen gewonnen. Fest steht wenig mehr als die topologische Bestimmung: In der Lektüre begegnen sich das formale Organon der Philologie und das historische bzw. sprachliche Objekt. Das bleibt sehr allgemein und läßt ungewiß, ob die fundierende Position des Lesens sich in der doppelten Konkurrenz sowohl zur *intuitiven Einsicht* des »philologischen Genies« als auch zur *Verstehenshermeneutik* behaupten kann. Gelingt dies nicht, kann die Lektüre nicht als ein genuin philologisches (Erkenntnis-)Verfahren ausgewiesen werden, so verliert das Fach im ersten Fall den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Im zweiten Fall droht es von einer philosophischen Hermeneutik dominiert zu werden, welche die Textwahrnehmung ausschließlich als Verstehen (und nicht als Lektüre) faßt und das Lesen folgerichtig als *Bewußtseinsakt reformuliert*⁶⁸: Erneut erwiese sich die gesuchte Eigenständigkeit der Philologie nur als eine *geborgte*.

Soll die Begründung des Fachs nicht auf halbem Wege scheitern, muß Schlegel den Gedanken einer wesentlich über die Lektüre vermittelten Fach-

66 Von hier aus liegt auch die Umkehrung nahe: Auch die Philosophie soll »philologieren«: »Ich hoffe eher, daß die Philosophen philologieren werden als umgekehrt.« (ZP II, Nr. 49, S. 64.) Ähnlich Boeckh. Auch bei ihm ist die Engführung bzw. wechselseitige Abhängigkeit von Philologie und Philosophie eine zweifache Kritik. Er argumentiert damit sowohl gegen eine nur spekulative Philosophie als auch gegen eine nur empirisch-positive Philologie. Ausführlich dazu: Axel Horstmann, *Allgemeine Hermeneutik und Hermeneutik als »Organon« der »philologischen« Wissenschaften* bei A. Boeckh, Vortragsmskpt., Lille 10 (1986), S. 13.

67 »Die Interpretationskunst kann sich nur an *semiotischen Werken* in vollem Lichte zeigen.« ZP I, Nr. 139, S. 46.

68 Und wird nicht auch Boeckh als Philosoph, als Klassiker der philosophischen Hermeneutik, rezipiert? Dagegen versuchte noch einer der ersten Historiker der Hermeneutik, Boeckh als *Philologen* gerecht zu werden. Vgl. Joachim Wach, *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert*, Teil 1–3, Nachdruck der Ausgabe Tübingen 1926–33, Hildesheim 1966, z. B. Teil 1, S. 175.

identität weiter begründen.⁶⁹ Seine *Notizen* verlassen sich dabei weder auf empirisch-phänomenologische Beschreibungen realer Lesevorgänge, noch machen sie eine Anleihe bei der popularphilosophischen Lesedebatte, wie sie unter dem Großtitel der *Lesesucht* zwischen Tugendmoral und Nutzenökonomie gegen Ende des 18. Jahrhunderts geführt wird. Den Zugang zu dieser ebenso selbstverständlichen wie unerforschten Operation erhofft er sich vielmehr vom Wissen der Tradition: Schlegel greift auf die seit altersher bekannte Polarität von *Geist und Buchstabe*⁷⁰ zurück, wie sie in der *philologia sacra* entwickelt und praktisch angewandt wurde und projiziert sie als hermeneutische, schon immer auf die Aufgabe der Entzifferung von Schriften bezogene Differenz auf den Vorgang des Lesens. Anhand dieser Unterscheidung soll sich in einem ersten Anlauf das Lesen als philologische Basisoperation erschließen.⁷¹

Schlegels Rekurs auf die Differenz von *Geist und Buchstabe* kommt nicht von ungefähr. Schließlich hatte schon die (idealistische) Philosophie der Zeit den Topos wiederaufgenommen und ihm so neue Anerkennung auch in nicht-theologischen Kontexten verschafft.⁷² Wichtiger sind jedoch Schlegels eigene Argumente. In der Formel *Geist und Buchstabe* sieht er eine Möglichkeit, um das für alle Definitionsversuche der Philologie entscheidende Verhältnis von

69 Auch das ist ein Grund, warum im folgenden Belege aufgenommen werden, die über die Grenze der *Notizen zur Philologie* hinaus auch das zeitnahe Umfeld der Schlegelschen Reflexionen über eine philologische Theorie des Lesens aufgenommen wurden. Gleichwohl bleiben die Notizen als *Enzyklopädie der Philologie* auch hier der zentrale Bezugspunkt.

70 Erste Ausprägungen dieses Begriffspaares gehen zurück bis in die christliche Antike. In einem vergleichbaren Kontext wurde es vielleicht zuerst in Jacob Böhmes Theosophie formuliert. So jedenfalls der auch hier gut informierte H. Nüsse, *Sprachtheorie* (Anm. 30), S. 88, Anm. 1. Zur Begriffsgeschichte: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2, ³1958, Sp. 1290–1296. Charakteristisch ist der zweifache Kontext, innerhalb dessen sich jeweils das Begriffspaar klären soll: *Geist und Buchstabe* ist eine sowohl hermeneutische wie *heilsökonomische* Formel.

71 H. Nüsses Behauptung, daß innerhalb dieses Gegensatzes von Geist und Buchstabe »sich der Schlegelsche Begriff der Philologie klären« werde, ist zwar einerseits richtungsweisend und bestätigt einmal mehr die umfassende Kenntnis Schlegels, bleibt aber andererseits ungenau, weil unvollständig. Wenn es richtig ist, daß sich Schlegels Konzept der Philologie nur über seine Vorstellungen über das Lesen als der basalen philologischen Operation erschließt, dann muß dieser »Theorie« des Lesens auch in Richtung der von Schlegel an entscheidender Stelle eingeführten »zyklischen Methode« einschließlich deren Verhältnis zum Begriff des Klassischen nachgegangen werden.

72 Vgl. Johann G. Fichte, Ueber Geist und Buchstabe in der Philosophie, in: *Ders., Gesamtausgabe*, Bd. I, 6, Stuttgart 1981, S. 333–361. Fichte allerdings gesteht nur eine »negative Unverzichtbarkeit von Darstellung als Mittel und Repräsentation zu. Nach wie vor bleibt die Darstellung dem philosophischen Denken des »Geistes« nachgeordnet. Zur Unterscheidung von Geist und Buchstabe im Kontext einer frühromantischen Theorie der Darstellung vgl. Winfried Menninghaus, *Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion*, Frankfurt a. M. 1987, S. 81–85, hier: S. 84. Auch in der Gegenwart ist die Attraktivität des Topos zu spüren; vgl. Schrift und Gedächtnis, hrsg. v. Aleida u. Jan Assmann/Christian Hardmeier, München 1983, S. 266.

Philologie und Philosophie weiter klären zu können: »Die Lehre vom Geist und Buchstaben ist unter andern auch darum so interessant, weil sie die Philosophie mit der Philologie in Verbindung setzen kann.«⁷³ Die jeweilige Zuordnung – *Geist* zur Philosophie und *Buchstabe* zur Philologie – ist offensichtlich. Ausschlaggebend ist jedoch, daß das im Topos enthaltene Verhältnis nicht wieder nur die Philosophie über die Philologie setzt. Vielmehr scheint das erkenntnistheoretische Potential, das diese altbekannte Formel in sich einschließt, genau jenen *kontrollierten* Gebrauch der philosophischen Reflexion zu ermöglichen, den Schlegel für den Philologen fordert: »Der Philolog soll (als solcher) *philosophieren*.«⁷⁴

Zugleich scheint die Unterscheidung von *Geist* und *Buchstabe* geeignet, um auch die Aporie zwischen Kritik und Hermeneutik produktiv zu wenden. Soll der (theologische) Sinn im Text erkannt werden können, muß einerseits der Text bzw. der Buchstabe selbst zurücktreten. Andererseits gilt weiterhin, daß der *Geist* sich nur in der Schrift, im *Buchstaben* realisiert hat, so daß schließlich (wieder) größte Sorgfalt und Genauigkeit im Umgang mit dem Buchstaben gefordert ist.⁷⁵ Dieses Prinzip theologischer Textauslegung fasziniert Schlegel gerade mit Blick auf die gesuchte Ordnung der Philologie: Was auf der Ebene der klassifikatorischen Fachsystematik nur als Aporie *konstatiert* werden kann, scheint hier in eine *bearbeitbare* Problemstellung gebracht. Ein Werk ist dann – und nur dann – zu entziffern, wenn auf *Geist* und *Buchstabe* *zugleich* geachtet wird, wenn im Bezug auf das textuelle Objekt Hermeneutik und Kritik so zusammengehen, daß das eine nicht über dem anderen steht.⁷⁶ Knapp zusammengefaßt: Im endlichen Buchstaben ist der unendliche Geist fixiert.

Freisetzen kann den *Geist* – und zwar auf die *einzig adäquate* Weise – allein das Lesen. Die Lektüre ist der genuine Zugang zu einem (bedeutenden) Text:

73 Friedrich Schlegel, KA 2, Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801), Athenäumsfragment 93, S. 179.

74 ZP I, Nr. 87 S. 42. Vgl. auch die Parallelstelle: »Jeder Philolog muß ein Philosoph seyn – dies gehört schon zu den *Gesetzen* der Philologie.« (ZP I, Nr. 153, S. 47). Aber es geht nicht einfach um eine Umkehrung: Philologisch philosophieren ist in Fragen des Textumgangs gegen die einseitige Dominanz der Philosophie gerichtet: »(Ganz etwas anders sagt der Satz: Der Philosoph soll die Philosophie auch auf die Philologie anwenden.) Der Philosoph weiß vielleicht, was Philologie ist: dann greift er fehl.« (ZP I, Nr. 87, S. 42). Daher steht als Forderung an: »Der Beweis, daß jeder Philosoph auch ein Philolog seyn müsse« (ZP I, Nr. 127, S. 45).

75 Vgl. zu dieser Anwendung der theologischen Differenz von Geist und Buchstabe auch H. Nüsse, Sprachtheorie (Anm. 30), Kap. 8.

76 Es liegt nahe, hier einen Hinweis auf den hermeneutischen Zirkel und seine beginnende Konjunktur innerhalb der Philologie und zeitgenössischen Philosophie zu sehen. Diese Perspektive ist legitim – und auch bereits bearbeitet worden. Vgl. nur Klaus Weimar, Historische Einleitung zur literaturwissenschaftlichen Hermeneutik, Tübingen 1975. Versucht werden soll hier aber weniger eine »philosophische« als philologische, d. h. über die Frage einer theoretisch aufgeklärten Praxis des Lesens geführte Rekonstruktion der Schlegelschen Philologiekonzeption. Zum hermeneutischen Zirkel in der Philologie, auch schon vor Schleiermacher, vgl. H. Nüsse, Sprachtheorie (Anm. 30), S. 95, Anm. 18.

»Lesen heißt, gebundenen Geist freimachen.«⁷⁷ Ein derart *philologisierender* Textzugriff zielt nicht auf ein absolutes Wissen, das, einmal erreicht, die Arbeit am Buchstaben vergessen macht. Philologisches Wissen, und das liegt auf der gleichen Linie wie Boeckhs Absetzung zur Philosophie, ist seinem Wesen nach *bedingtes Wissen*. Es trennt nicht zwischen dem zu Erkennenden und seinem Ausdruck, sondern akzeptiert die sprachliche bzw. textuelle Gestalt als ebenso unabdingbare wie folgenreiche Voraussetzung für die Erkenntnis selber. Der philologische Textbezug ist demnach eine *Praxis des Lesens*, die sowohl den *Geist* als auch den *Buchstaben* realisiert, die sowohl das Philosophisch-Spekulative des (Text-)Sinns wie die unhintergehbare Buchstäblichkeit des Textes in *einem* Kalkül zur Anwendung bringt: »Man liest nur aus Langeweile oder aus Philologie. Unterschied zwischen Lesen und Etwas lesen.«⁷⁸

Demnach kann es kein philologisches Wissen geben, das nicht über die Differenz von *Geist* und *Buchstabe* gewonnen ist. *Geist* und *Buchstabe* sind nicht, wie es das naive Gegenstandsverständnis will, je für sich erkennbare, dem Gegenstand selbst zurechenbare Größen. Der philologische Gegenstand zeigt sich vielmehr erst in der paradoxalen Unterscheidung und ist so auch nur im kunstfertigen Vollzug der Differenz von Geist und Buchstabe als Praxis des Lesens zugänglich. Hier zeigt die logisch schwierige, auf der Ebene der Fachsystematik zwischen Hermeneutik und Kritik unvermeidbare Figur der Aporie ihre konzeptionelle Kraft: Gerade ihre Unentscheidbarkeit garantiert, daß schriftlicher Ausdruck und wesentlich »körperlose« Bedeutung nicht auseinanderfallen. Nur die Aporie kann scheinbar Unvereinbares zusammenhalten bzw. jene ideale »Mitte zwischen Geist und Buchstaben« markieren, wo sich die »Einheit« und der »Zusammenhang« zwischen beiden Polen klären soll – und wo schließlich, jedenfalls nach Schlegels »Philosophie der Charakteristik«, »Wesen« respektive »Sinn« als eigentliches Erkenntnisziel zu finden sind.⁷⁹

Wie aber läßt sich diese »Mitte zwischen Geist und Buchstaben« erreichen? Gibt es eine klare Anleitung, mit der die paradoxe Aufgabe des Lesens anhand sicherer Regeln jeweils gelöst werden kann? Athenäumsfragment Nr. 93 umschreibt noch einmal den Vorgang des Lesens. Zunächst wird der disziplinäre Gegenstand erneut als eine *prinzipiell unauflöslche Verhältnisbestimmung definiert*, die *allein die Lektüre verflüssigen kann*: »Buchstabe ist fixierter Geist. Lesen heißt, gebundenen Geist freimachen.« Dieser Vorgang, so fährt Schlegel fort, sei »eine magische Handlung.«⁸⁰ Ein Wissen, das sich

77 KA 18, Nr. 1229, S. 297.

78 ZP II, Nr. 83, S. 68.

79 Friedrich Schlegel, Literarische Notizen/ Literary Notebooks 1797–1801, hrsg. u. eingel. von Hans Eichner, Frankfurt/Berlin/Wien 1980, Nr. 563, S. 73. Die *Charakteristik* ist demnach eine *vorbildliche*, schriftlich fixierte Lektüre und ist als philologische Operation gleichfalls durch die Antinomie von Philosophie und Philologie gekennzeichnet. Im folgenden zitiert als LNB.

80 KA 18, Nr. 1229, S. 297; vgl. auch H. Patsch, Friedrich Schlegels »Notizen zur Philologie« (Anm. 3), S. 456.

einer magischen Handlung verdankt, ist jedoch schwerlich begründungsfähig. Es fehlt die klare Abgrenzung zu weniger harten Formen der Wissensgewinnung, wie Glauben, Meinen oder gar übernatürliche Erleuchtung. Verliert sich hier das Lesen im Dunkel eines undurchschaubaren und geheimnisvollen bloßen Könnens? Bleibt dem philologischen Wissen der Status der Wissenschaftlichkeit wiederum verwehrt? Vielleicht spielt hier Schlegel, der nach eigenem Bekunden sich ausführlich mit der Geschichte des Fachs beschäftigt hat, auf Sprachvorstellungen und Auslegungstechniken der Renaissancephilologie an.⁸¹ Magie verwies dort auf die (spekulative) Identität von Zeichen und Bezeichnetem, von Wort und Sache.⁸² Schlegel läßt diese Vorstellung mehr als einmal anklingen – so etwa auch in der Rede vom »Buchstaben« als dem »wahre(n) Zauberstab«.⁸³ Es ist möglicherweise mehr als ein Spiel mit der Tradition, daß Schlegel den aus der Schriftauslegung bekannten Gedanken von einer tieferen Sympathie von *Geist* und *Buchstabe* zitiert. Immerhin hat die philologische Lektüre als facheigene Operation seit jeher etwas mit einem »magischen« Sinn gemein – jedenfalls dann, wenn das Magische von Cicero bis in die Gegenwart unter dem Begriff der *divinatio* legitimiert wird.⁸⁴ Sollte Schlegel tatsächlich eine solche »divinatorische« Wissensdisposition voraussetzen, dann unterscheidet sie sich sowohl von der textkritischen Konjekture wie vom ausprobierenden Erraten der Schleiermacherschen Hermeneutik: Als ein Moment der interpretatorischen Lektüre eröffnet sie den verschlungenen Weg zum »geistbegabten Wort«. Der Buchstabe (jedenfalls der des gelungenen Werkes) wäre in seiner aporetischen Existenz nur mittels einer magischen Begrifflichkeit in genau jener Qualität darstellbar, in der er einerseits mehr ist

81 Schlegels Einschätzung ist eher verhalten: »Hermeneutik der kritisierten Mystiker ein merkwürdiges Stück in der Geschichte der Philologie.« ZP I, Nr. 134, S. 46

82 Vgl. Geneviève Demerson, *Dorat et son temps*, Genf 1983, bes. das mit *Interpretatio* überschriebene Kap. IV. Was Demerson bei dem Philologen Dorat unter dem Sammelbegriff *La Divination* rekonstruiert, läßt sich als magische Techniken der Textauslegung (*Etymologie, Anagrammatismus, Kabbalistik etc.*) in der Philologie der Renaissance verstehen. Gemeinsam ist diesen Techniken die zeichentheoretische Voraussetzung, daß der »Name« – sofern man ihn nach den angeführten Verfahren zu lesen weiß – auch den (in der Sprache der hier diskutierten Differenz) *Geist* erkennen läßt: »le nom peut rendre compte non seulement des qualités apparentes des choses, mais aussi de leur essence fondamentale, de l'énergie de leur être« (S. 201f.).

83 Vgl. die Parallelstellen aus den *Ideen*: »Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen was man sagt. Es ist Zeit daß es Ernst damit werde, daß der Geist erwache und den verlorenen Zauberstab wieder ergreife.« KA 2, Nr. 61, S. 262. Weitere Belege bei H. Nüsse, *Sprachtheorie* (Anm. 30), S. 91.

84 Schlegel an anderer Stelle zur Frage nach einem methodisch nicht weiter überprüfbareren Verstehen mit apodiktischer Klarheit: »Alle Kritik ist divinatorisch.« (KA 18, Nr. 308, S. 49) Zur Begriffsgeschichte vgl. Heinz Schaefer, *Divinatio*. Die antike Bedeutung des Begriffs und sein Gebrauch in der neuzeitlichen Philologie, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 21 (1977), S. 188–223, bes. S. 190. Zur Verwendung des Begriffs bei Schleiermacher vgl. Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1975, bes. S. 177ff.

als ein bloß »toter« Buchstabe, ohne sich andererseits in der spekulativen Philosophie zu verlieren.⁸⁵

Die einmal gesetzte Aporie von *Geist* und *Buchstabe* als Kernbestimmung philologischer Lektüre steht sicheren Aussagen über das Lesen entgegen. Keinesfalls nämlich endet die in der *Philosophie der Philologie* gesuchte Beschreibung des Lesens bei einem exakten Wissen. Das Lesen setzt hier (auch) eine besondere Begabung voraus, ist darüber hinaus eine lehr- und lernbare Technik, die durch Übung – und weniger durch begrifflich-logische Analyse – zu einer immer virtuosereren *Kunst* entwickelt werden kann. Ist damit schon die Grenze erreicht, über die hinweg die philologische Basisoperation des Lesens nicht weiter erkannt werden kann? Schlegels Haltung dazu ist zumindest als Programm klar: »Lectüre als Kunst und als Wissenschaft.«⁸⁶ Doch die Formel *Geist* und *Buchstabe* scheint das Lesen nicht weiter aufklären zu können. Selbst das bislang Erreichte gilt nur eingeschränkt. Schließlich ist diese Unterscheidung keineswegs, wie oft zu lesen, bereits Ende des 18. Jahrhunderts säkularisiert. Zumindest nicht vollständig.⁸⁷ Mit der Übertragung der aus der theologischen Schriftauslegung stammenden Differenz von *Geist* und *Buchstabe*⁸⁸ auf das Feld der Philologie wird nämlich zugleich die zentrale Prämisse einer jeden *philologia sacra* mitgeschleppt. Für den Theologen wie den Gläubigen steht bereits vor der Lektüre fest, daß sein Text eine Heilige Schrift – eine Bibel – ist. Eine eigene Prüfung, ob der unterstellte tiefere Bedeutung Gehalt auch tatsächlich vorhanden ist, ist überflüssig – oder Blasphemie. Wie verträgt sich das theologische *Vorurteil* mit Schlegels Plan einer Kritik am idealistischen Gegenstandsverständnis? Offensichtlich wird auch seine Fach-encyklopädie das Kritisierte nicht so leicht los. Zwar ist der Gegenstand seiner Philologie nicht einfach das repräsentative Werk nach dem Muster eines durchweg (oder auf bestimmte Manifestationen eingeschränkten) *klassischen* Altertums. Erst in einem Bezug auf das Objekt, wie er in der Hermeneutik und Kritik unauflöslich verbindenden und zugleich gegeneinander differenzierenden Formel *Geist* und *Buchstabe* umschrieben und im Lesen operationalisiert ist, soll sich die Frage nach dem Gegenstand der Philologie klären.

Kraft theoretischer Abstraktion kann die *Philosophie der Philologie* so die

85 Vgl. auch Norbert W. Bolz, *Der Geist und die Buchstaben*. F. Schlegels hermeneutische Postulate, in: *Texthermeneutik, Aktualität, Geschichte, Kritik*, hrsg. von Ulrich Nassen, Paderborn 1979, S. 79–113, hier: S. 85: »Es geht Schlegel demnach nicht um eine Annihilation der Buchstaben, sondern um deren Aufhebung in magischer Terminologie. Dennoch soll hier versucht werden, auch dieser Annäherung an ein kaum noch begründungsfähiges Begriffsinstrumentarium nachzugehen.«

86 KA 18, Nr. 859, S. 266.

87 E. Behler sieht in Schlegels Theorie des Text-Verstehens eine »völlig ins Säkulare umgebogene Interpretation einer Schrift »nach dem Geist« und nicht nach ihrem Buchstaben«. E. Behler, *F. Schlegels Theorie des Verstehens. Hermeneutik oder Dekonstruktion?* In: *Die Aktualität der Frühromantik*, hrsg. von Ernst Behler/Jochen Hörisch, Paderborn 1987, S. 141–161, hier: S. 146f.

88 Als gleichwertige Formulierung findet sich, so Nüsses Bericht, in den Jahren 1798 und 1799 auch die Opposition von *Geist* und *Wort*. Übersicht bei Nüsse, *Sprachtheorie* (Anm. 30), Anm. 1, S. 87.

Strukturen des Gegenstands mit fachspezifischen Operationen korrelieren. Eine Perspektive auf den Gegenstand ist erreicht, die ungleich tiefer geht als das bis dahin Bekannte. Und doch bleibt eine Lücke: Bei welchen Texten ist eine Lektüre nach dieser Formel überhaupt gerechtfertigt? Oder sollten etwa alle überlieferten Zeugnisse gleichermaßen der philologischen Arbeit lohnen?⁸⁹ Das Dilemma zeigt, wie problematisch eine unkontrollierte Übernahme des theologischen Lektüremodells ist. Für die Theologie ist die Geltung des Buchstabens allein durch seinen Gehalt, durch die Behauptung einer ihm eingelegten *Offenbarung* begründet. Übernimmt die Philologie dieses Modell eines idealen Sinns, so hätte auch diesmal die Suche nach einer eigenständigen Philologie ihr Ende – jetzt nicht in der Philosophie, sondern in der Theologie.⁹⁰

Schlegels *Notizen zur Philologie* nehmen noch einen zweiten Anlauf, um das Verhältnis von Philologie und Lektüre zu klären. Zentrales Bindeglied wie auch entscheidendes Problemfeld ist dabei die Frage nach dem Klassischen. Den Einstieg kann eine Provokation freilegen: Könnte es nicht sein, daß sich auch das ›Klassische‹ als Resultat der philologischen Lektüre darstellt? Erste Formulierungen deuten eher auf das Gegenteil. Ganz analog (wiederum) zum Begriff des ›Heiligen‹ in der *philologia sacra* scheint auch bei Schlegel der Begriff des ›Klassischen‹ auf ein epistemologisch naives und im übrigen *dogmatisches* Gegenstandsverständnis hinauszulaufen: »Nur classische Werke sollen kritisiert und philologisirt werden.«⁹¹ Eine weitere Formulierung könnte die dazu passende umfangslogische und wertorientierte Definition des Fachs, wie sie etwa F. Ast und F. A. Wolf vertreten, bestätigen: »Die classische Alterthumskunde [ist] der Sitz und das Vaterland der Philologie.«⁹² Historische Epoche und substantielle Dignität des Gegenstands scheinen sich zu decken. Doch wenig später zeichnet sich der Bruch mit dieser Konvention ab: »Postulat: *Es soll classische Werke geben.*«⁹³ Klassische Werke existieren demnach nicht einfach als fixe, der Beschreibung oder Interpretation *direkt* zugängliche Objekte. Ihrem Status nach sind sie ›nur‹ ein *Postulat* – ein Postulat, das nicht die materiale Altertumslehre, sondern nur die Philologie als theore-

89 Vgl. Schlegel in einer Formulierung, welche die hier aufgedeckte Frage nur im ersten Halbsatz andeutet. Der Kontext ist das Begriffspaar *Geist und Buchstabe*: »Ist welcher drin, so ist er unendlich.« KA 18, Nr. 1044, S. 115.

90 Schlegels Verdikt über die Unvereinbarkeit von Theologie und Philologie müßte so auf sein eigenes Konzept zurückfallen: »Die Offenbarung würde der eigentlichen Philologie ein Ende machen. Gott ist über die Grammatik und Kritik.« (ZP I, Nr. 82, S. 41.) Noch klarer spricht eine weitere Einlassung dazu den Zusammenhang zwischen der *Dignität* des Gegenstands und einem ihr angemessenen Gegenstandsbezug: »Die religiöse (heilige) Schrift muß auch religiös gelesen werden [...]. Die kritisch-philologische Exegesis ist ganz zu verwerfen.« F. Schlegel's Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804–1806, hrsg. aus dem Nachlass, Bd. II, S. 449; zitiert nach H. Patsch, Fr. Schlegels *Philosophie der Philologie* (Anm. 3), S. 449.

91 ZP I, Nr. 140, S. 46.

92 ZP I, Nr. 12, S. 36.

93 ZP I, Nr. 143, S. 47.

tisch reflektierte Disziplin (ein-)lösen kann, ja lösen muß, da sie nur über diese Arbeit ihre Identität finden kann. Indem sie selbst sich ihren Gegenstand ›Klassizität‹ definiert, gewinnt sie ihr eigenes Profil: »Interpretation verdient nicht jede gute historische Quelle sondern nur classische Werke. Der *classische Werth und allgemeine* der alten Schriftsteller muß also in der *Theorie der Philologie postulirt werden.*«⁹⁴

Damit steht (auch) in Schlegels Fachencyklopädie das Problem des Klassischen an entscheidender Stelle.⁹⁵ Auch in den *Notizen* gilt die »innig nahe Verwandtschaft der Klassik und der Kritik«⁹⁶, wie sie Schlegel für die Tradition der Philologie konstatiert hatte. Aber die hier erklärte »Verwandtschaft« setzt gerade *nicht* das Altertum mit dem Klassischen gleich und macht so die Werke der Alten zum fraglos gültigen, ›klassischen‹ Objekt philologischer Lektüre. *Das Klassische ist vielmehr selber (erst) Resultat einer eigenen Operation, die analog zu »romantisiren« mit »klassifiziren«* umschrieben wird.⁹⁷ Will man Genaueres über dieses Verfahren wissen, ist man schnell – und das kann kaum überraschen – wiederum beim Lesen und dem Problem einer genuin philologischen Lektüre angelangt. Am Beispiel des *Lesens auf Klassik* wird offensichtlich, daß das Lesen nicht gleichbedeutend ist mit der Aufnahme eines historischen, d. h. bereits *vor* der erkennenden Operation feststehenden Wissens. Lesen ist für Schlegel mehr als ein bloßer Wissenstransfer: »*Belesenheit* ist noch gänzlich verschieden von Litteratur und Polyhistorie.«⁹⁸ Die philologische Lektüre – im unmittelbaren Anschluß heißt sie auch »kritische« oder »klassische« Lektüre – hat mit Blick auf ihr Objekt einen größeren Eigenwert. Im Fall des Klassischen – essentielles Erkenntnisobjekt wie Titel der paradigmatischen Lektüre – ist sie selbst *gegenstandskonstitutiv*. Näher umschrieben wird sie als »cyclische Methode« und/oder als »absichtsloses Lesen«, wobei beide Bestimmungen sich wiederum treffen im Begriff des »Studiums« als der adäquaten Rezeption der Werke: »Alles kritische Lesen, alles Lesen mit Rücksicht auf Klassizität [...] ist *cyclisch* [...] *Studium* verdient nur das Lesen genannt zu werden, was cyclisch ist.«⁹⁹

94 ZP I, Nr. 86, S. 41. [Hervorhebung N.W.].

95 In einer Formulierung aus dem 20. Jahrhundert: »Die klassischen Werke sind die ursprünglichen und reinen Gegenstände der klassischen Philologie.« Harald Patzer, *Der Humanismus als Methodenproblem der Klassischen Philologie* (1948), in: *Humanismus*, hrsg. von Hans Oppermann, Darmstadt 1970 (= *Wege der Forschung* Bd. XVII), S. 259–279, hier: S. 273.

96 ›Kritik‹ meint hier nicht *restitutio*, da die Philologie – sie ist hier mit Kritik gemeint – erst in der *gleichberechtigten* Anwendung von Hermeneutik und Kritik, von *Geist und Buchstabe* sich als eigenständige Disziplin definiert. Vgl. dazu H. Nüsse, *Sprachtheorie* (Anm. 30), S. 106, Anm. 20.

97 ZP II, Nr. 110, S. 70. An dieser Stelle heißt es über Winckelmann: »Er klassifizirt alles.« Der Kontext der Stelle macht nicht klar, wieweit Winckelmann diese Operation auch tatsächlich gelingt und worin sie genau besteht: ein »Sinn fürs Klassische« wird ihm unterstellt, aber andererseits heißt es auch kritisch über ihn: »Keine Abstraktion. [Er lag wie Bley, wo er einmal haftete].« (Ebd.)

98 ZP II, Nr. 5, S. 59.

99 ZP II, Nr. 73, S. 67.

Ein »zyklisches« Lesen ist eine wiederholte, vielleicht nie an einem definitiven Endpunkt ankommende Lektüre. Zugleich geht das Lesen »mit Rücksicht auf Klassizität« auf keinen bestimmten Zweck. Es ist wesentlich ein »absichtsloses Lesen«¹⁰⁰, das den »unendlichen Geist« (in) der als Objekt vorliegenden Schrift in immer neuen Lektüren als einen »unendlich interessant(en)« zeigt.¹⁰¹ Eine solche Leseanleitung, und das wäre ein weiteres Moment aus der überlieferten Begriffstopik von Wissenschaft, bringt das Lesen in die Nähe der *kontemplativen Versenkung*: Erst in der verweilenden Anschauung des Gegenstands erfährt der Leser, was er liest.

»Studium« meint demnach weniger die Praxis exakter Methoden oder rationaler Prinzipien. In ihm entfaltet sich stets auch ein *emphatisches Verhältnis* zum (jetzt nicht mehr theologischen, sondern ästhetischen) Gegenstand.¹⁰² Ohne diesen »historischen Enthusiasmus« zwischen Werk und philologischem Leser kann Schlegel das Problem der Selektion offensichtlich nicht lösen.¹⁰³ Die Suche nach einer eigenständigen Definition des Gegenstands muß so ihren Weg über die zyklische Methode des Lesens nehmen, die Schlegel, wenn auch noch mit einem (kleinen) Fragezeichen als »ausschließlich die philologische?«¹⁰⁴ bezeichnet: »Klassisch ist alles, was zyklisch studiert werden muß.«¹⁰⁵ Die schon aus dem Kontext der Unterscheidung von *Geist* und *Buchstabe* her

100 LNB, Nr. 640, S. 81. Beide Prädikate bedingen sich: »ein absichtsloses Lesen, welches notwendig zyklisch wird«; ebd.

101 LNB., Nr. 673, S. 82. Eine breitere Umschreibung zyklischen Lesens gibt Schlegel in seiner Schrift *Über Lessing* (1797): »Ein unaufhörliches, stets von neuem wiederholtes Lesen der klassischen Schriften, ein immer wieder von vorn angefangenes Durchgehen des ganzen Zyklus: nur das heißt wirklich lesen: nur so können reife Resultate entstehen und ein Kunstgenuß, und ein Kunsturteil, welches allein durch das Verständnis des Ganzen und der Bildung selbst möglich ist.« Friedrich Schlegel, *Über Lessing, Charakteristiken und Kritiken*, in: KA, Bd 3, hrsg. u. eingel. von H. Eichner, München/Paderborn/Wien 1975, S. 148. Unschwer ist zu sehen, daß die Frage nach dem richtigen Lesen hier in die Begriffe »Ganzheit« und »Bildung« proliferiert. Vgl. auch die Parallelstelle aus *Über die Unverständlichkeit* (1800): »Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen.« Friedrich Schlegel, *Kritische Schriften und Fragmente*, in: Friedrich Schlegel-Studienausgabe, Bd. 2, S. 241. Und: »alle klassischen Schriften werden nie ganz verstanden, müssen daher ewig wieder kritisiert und interpretiert werden.« (KA 16, Nr. 141, S. 160).

102 Schlegel gibt unter dem Stichwort »philologischer Sinn« die entsprechenden Prädikate: »Geist, Begeisterung, Empfänglichkeit« (ZP I, Nr. 148, S. 47).

103 Die Emphase scheint für Schlegel nichts weniger als eine Kernbestimmung der Disziplin: »Das subjektive Fundament der Philologie ist die Philologie d. h. historischer Enthusiasmus« (ZP I, Nr. 52, S. 39).

104 ZP II, Nr. 61, S. 66. Das Nähere zur »zyklischen Methode« sollte »bis auf EIGNEN AUFSATZ VON DER PHILOGISCHEN METHODE verspart werden.« (ZP II, Nr. 62, S. 66) Was man von einer solchen Methodenschrift zu erwarten (gehabt) hätte, zeigt möglicherweise die folgende, an den hermeneutischen Zirkel von Ganzem und Teil erinnernde Stelle: »Die Zyklisierung ist wie eine Totalisierung von unten herauf« (ZP II, Nr. 84, S. 68). Oder auch: Die »Ahndung des Ganzen« soll sich sehr bald durch die »Anwendung der zyklischen Methode« einstellen (ZP II, Nr. 105, S. 70).

105 LNB, Nr. 636, S. 81.

bekannte Schwierigkeit, daß der Philologe, der sich doch nur mit erstrangigen Werken abgeben soll, erst wissen muß, welches Werk die »wiederholte« Lektüre verdient¹⁰⁶, scheint sich auch hier wieder einzustellen.

Im Begriff der »zyklischen« Lektüre klingen aber noch weitere Bezüge durch. Einmal spielt er auf die Zirkelstruktur des (philosophischen) Verstehens an. Das Ganze kann nur aus den Teilen – und umgekehrt – verstanden werden. Noch elementarer ist die im Begriff des »Zyklus« steckende Bedeutung von *Wiederholung*. Klassische – und d. h. wesentlich zeitüberdauernde – Werke wären nach dieser technischen Anleitung »Lesen« Texte, die immer schon mehrfach gelesen werden. Erst im Wiedergebrauch entgeht der Gegenstand dem Vergessen, werden aus bloßen historischen Quellen »klassische« Werke. Umgekehrt formuliert: Beim Lesen mit »Rücksicht auf Klassik« ist, so Friedrich A. Kittlers lesetechnische Relektüre der Schleiermacherschen Hermeneutik, »einmal keinmal«.¹⁰⁷

Mit der mnemotechnischen Deutung der »zyklischen Lektüre« ist zunächst einmal nur eine Antwort gefunden für das im Begriff der Klassizität stehende Problem, eine »Form des Bleibens«¹⁰⁸ zu finden. Aber nach welchen Kriterien sollen diejenigen Texte ausgewählt werden, die tatsächlich der Wiederholungslektüre würdig sind? Oder, noch grundsätzlicher gefragt, kann es überhaupt eine *Theorie* der Wiederholungslektüre geben – oder bleibt es letztlich beim Verweis auf das letztlich eben *emphatische* Verhältnis zwischen Leser und Text?¹⁰⁹ Fest steht nur, daß das Klassische zum einen nicht zureichend verstanden ist, wenn es als eine eindeutig dem Gegenstand – sei es als metaphysische Dignität oder als textuelle, und so prinzipiell überprüfbare Qualität – zurechenbare Größe gedacht wird. Andererseits bleibt die Entscheidung über das Klassische nicht einfach der Rezeption und ihrem Bezug auf einen wertneutral oder leer gedachten Text überlassen. Das Entweder-Oder ist auch bei dieser Antinomie nicht möglich: »Damit das Klassische verstanden und interpretiert werden kann, muß es bereits – als solches anerkannt – vorliegen. Andererseits hat die Kritik erst das Urteil über seine Klassizität zu fällen.«¹¹⁰

Mehr als einmal haben die *Notizen* bei zirkulären Problemen die Intuition ins Spiel gebracht. So auch hier. Diesmal soll sie in Gestalt eines »klassischen Sinns«¹¹¹ die Unentscheidbarkeit in der *Theorie* des philologischen Gegen-

106 Vgl. zum Problemfeld *Kanon* und (wiederholter) Lektüre Georg Stanitzek, »0/1«, »einmal/zweimal« – der Kanon in der Kommunikation, Mskpt. Bielefeld 1990.

107 Friedrich A. Kittler, *Vergessen*, in: U. Nassen (Hrsg.), *Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik* (Anm. 85), S. 195–222, hier: S. 205.

108 Ebd., S. 205.

109 Th. M. Leitch ist hier (ohne auf F. Schlegel einzugehen) eindeutig: »a general theory of rereading is impossible«. Thomas M. Leitch, *For (Against) a Theory of Rereading*, in: *Modern Fiction Studies* 33 (1987), S. 491–508, hier: S. 507.

110 So Annelen Grosse-Brockhoff, *Das Konzept des Klassischen bei Friedrich und August W. Schlegel*, Köln/Wien 1981, S. 72.

111 Vollständig zitiert: »Braucht ein Philologe klassischen Sinn? – Freylich kann er ohne diesen nicht interpretieren« (ZP I, Nr. 153, S. 47). Schlegel hat sich schweigen, den Anteil der Intuition in der Philologie genau zu bestimmen. So deutet er an

stands auflösen. An dieser zweifellos schwierigen Stelle philologischer Theoriebildung hat Schlegel mit mehreren Varianten zugleich experimentiert.¹¹² Dazu zählt auch die Idee einer eigenen Disziplin, die der Philologie vorgeschaltet ist und im Vergleich zu ihr einerseits noch grundsätzlicher ist und andererseits die Philologie unterstützen soll. Es ist eine Disziplin – in der sich analog zum »philologischen Trieb« und seiner weiteren Ausbildung in der Philologie – auch der »klassische Sinn« vervollkommenet. Schlegel nennt diese »vors Erste rein praktisch(e)« Disziplin mit Blick auf die ihr zugeordnete Funktion selbst »Klassik«: »Die Klassik als eigne Wissenschaft, die vielleicht Grundlage der materialen Alterthumslehre ist.«¹¹³ Als eine »Urbildungslehre«¹¹⁴ soll sie die Philologie von der Entscheidung entlasten, ob eine Schrift klassisch ist oder nicht. Ihr Resultat hat sie im Kanon der klassischen Werke, im *delectus classicorum*, als dem (auch seiner Extension nach gesicherten) eigentlichen Gegenstand der Philologie. Der Kanon als Inbegriff der klassischen Werke ist für die Philologie der Maßstab, an dem sie die Wahl ihrer Erkenntnisgegenstände ausrichten kann. »Klassik« als Wissenschaft ist das in einer *vorbildlichen* Textauswahl enthaltene »Prinzip« oder »Widerlager« – so Klaus Weimar über Schlegel als Theoretiker der Hermeneutik –, auf das sich die Philologie stützen kann. Sie überläßt das »Philologisieren« (potentiell) klassischer Werke nicht einfach der Intuition, sondern gibt dem Philologen eine sichere Orientierung vor und bewahrt ihn so vor der Beschäftigung mit Minderwertigem.¹¹⁵ Damit ist aber auch das Feld der Philologie bereits überschritten: Schlegels Vorschlag für eine Disziplin der »Klassik« hat das Problem des Klassischen weniger löst als an einen Ort *außerhalb* der Philologie verlagert.

Schlegel hat die philologische Lektüre nicht immer in der Unentscheidbarkeit gehalten zwischen der bloßen Bestätigung bereits vorhandener Objektqualität(en) und der Konstruktion des Klassischen in einer gegenüber der Schrift eigenmächtigen Rezeption. Zumindest in den zeitgleich zu den *Notizen* entstandenen *Fragmenten zur Litteratur und Poesie I* scheint auch für ihn die Antike von einzigartigem Rang. Wieder fallen Epoche und Wertbegriff zusammen: »Man kann die alte Poesie nur im Ganzen kritisieren, nicht im Einzel-

einer Stelle die absolut zentrale Stellung einer *Theorie des Klassischen* an – um dann seiner Enzyklopädie die Frage zu stellen: »Wie soll aber der Begriff von Genie herein kommen?« (ZP II, Nr. 136, S. 73).

112 Die Probleme der textkritischen wie interpretierenden Philologie erscheinen aus dieser Perspektive alle zum Begriff des Klassischen zu führen: »In die Frage vom Klassischen läuft die ganze Kritik, die poetische und die über die Aechtheit zusammen.« (ZP I, Nr. 204, S. 52).

113 ZP II, Nr. 128, S. 72.

114 ZP II, Nr. 130, S. 72.

115 Ausführlicher K. Weimar, *Historische Einleitung zur literaturwissenschaftlichen Hermeneutik* (Anm. 76), S. 104f. Hier soll Schlegel jedoch nicht weiter gefolgt werden. Die Charakteristiken, in denen sich in einer produktiven Kritik die Klassizität bestätigen soll, sind Gegenstand der Literaturkritik: Der »delectus classicorum enthält und gründet sich auf ein System von Charakteristiken.« (LNB,

nen, weil Geist und Buchstabe identisch sind.«¹¹⁶ Gibt es also doch vor aller produktiven Kritik vollkommene, »klassische« Werke? Die Antinomien von *Geist* und *Buchstabe*, von konstruktiver Lektüre und einem kraft seiner produktionsästhetischen Vollkommenheit bereits »klassischen« Objekt scheinen hier in einer idealen Totalität aufgehoben, die das Lesen nur noch zu *bestätigen* hat. Sollte das zutreffen, ist die Philologie auch ihrer Extension nach – und nicht nur in der *konstruktiven* Reichweite ihrer Basisoperation – eingeschränkt. Da die Philologie an das Gegenstandsparadigma des Klassischen gebunden ist – »Nur classische Werke sind der eigentliche Gegenstand der Kritik«¹¹⁷ –, solche Gegenstände aber nur in der Antike als einer selbst »klassischen« Epoche zu finden sind, bliebe die Philologie immer und ausschließlich Alt-Philologie. Wo dagegen solche »von Natur aus« (klassischen) Werke fehlen – gleich ob bei anderen Nationen oder zu anderen Zeiten – hätte die Philologie keinen Ort.

Eine Lösung, wie sie sich hier angedeutet hat, wäre der Rückfall in ein weit weniger reflektiertes Fachverständnis – sofern sie repräsentativ ist für das Schlegelsche Konzept. Doch in diesem Punkt zeigt sich schnell, daß Schlegels experimentierendes Denken auch *schlichte* Widersprüche kennt. Widersprüche, die *nicht* in der »höheren« Form einer Antinomie ihre Rechtfertigung finden. Das beweist gerade diese *Querelle*: »Auch an Classicität im Einzelnen, im Grade der Classicität können wir die Alten unendlich übertreffen d.h. an der Zahl der Maxima in Einem Werke.«¹¹⁸ Demnach findet sich Klassizität auch in anderen Kulturen und Zeiten, vielleicht sogar in einem größeren Maß. Mit Blick auf die Frage einer modernen, auch »deutschen« Philologie kann und will der Begriff der Philologie, wie ihn die *Notizen* aufstellen, als ein *allgemeingültiger* verstanden werden. Die »philologische Kunst« hat im »Alterthum« »nur« ihre »Arena«¹¹⁹ – und nicht, wie es die geschichtsphilosophische Spekulation behauptet, eine *einzigartige* Epoche in der Geschichte der Menschheit. Das spitzt Schlegel an anderer Stelle bis zur Aufforderung zu, die engen Grenzen der bislang allein existierenden Alt-Philologie zu überwinden: »Es scheint endlich Zeit zu sein, jene enge Sphäre des gewöhnlichen philologischen Wesens über die Griechen und Römer einmal zu verlassen, oder vielmehr zu einer wahrhaft allgemeinen Philologie zu erweitern.«¹²⁰

Zurück zur Ausgangsfrage. Schlegels Enzyklopädie zwingt sich nicht zur logischen Kohärenz und Übersichtlichkeit. Die »vielspältige« Philologie (Nietzsche) geht nicht in der Einheit einer logisch stringenten Fachsystematik auf.

Nr. 663, S. 83) Als philologische Operation ist auch die Charakteristik Philosophie und Philologie zugleich: »Charakteristik = Philosophie und Philologie.« (LNB, Nr. 687, S. 85).

116 LNB, Nr. 996, S. 112.

117 LNB, Nr. 662, S. 83.

118 LNB, Nr. 243, S. 44f.

119 ZP I, Nr. 29, S. 37.

120 F. Schlegel in seiner Rezension der Heyne-Biographie von Heeren (1813), in: KA 3, Charakteristiken und Kritiken II (1802–1829), S. 294–301, hier: S. 300.

Sie fügt sich nicht den exakten Begriffen einer streng rationalen oder gar deduktiven Methode. Weder haben sich Zentralbegriffe der Philologie, allen voran Hermeneutik und Kritik, eindeutig voneinander trennen lassen, noch sind die fundierenden Grundsätze widerspruchsfrei formuliert. Können Eigenart und innerer Zusammenhalt jedoch nur in den Antinomien von Philologie und Philosophie, von »Geist und Buchstabe« oder von konstruktiver Rezeption in Gestalt der »zyklischen« Lektüre einerseits und (bereits) gelungenem Objekt als Resultat künstlerischer Produktion andererseits fixiert werden, dann muß sich das auch in der *Form* der Enzyklopädie zeigen – ist sie doch die wissenschaftliche Gattung, in der die Einheit der Disziplin zur Darstellung kommen soll. An die Stelle einer klaren, sukzessiv verfahrenen (Kapitel-) Ordnung tritt das Fragment als eine Schreibweise, die bereits kraft ihrer Form dem Systematisierungszwang entgeht. Schlegel nutzt ihre Option des »freien Abbrechens«¹²¹ für seine »Fachsystematik«. Statt beim bloß Zirkulären stehenbleiben zu müssen, kann er die einmal auf eine Aporie gelenkte Reflexion unterbrechen – um sie an *anderer Stelle* und in einer möglicherweise gesteigerten Intensität wieder einsetzen zu lassen.¹²² Damit weist auch die *Form* der philologischen Fachencyklopädie auf die *problematische Einheit* verschiedener Wissens- und Wissenschaftskonzeptionen: *Die Philologie ist sowohl eine systematische, in theoretischer Abstraktion gegründete Wissenschaft wie die allgemeine Praxis (Schlegel sagt »Kunst« im Sinne von »Kunsthierarchie«) philologischer Lektüre.* Sie ist ihrem Begriff nach, so Schlegel, »Wissenschaftskunst«¹²³

Aus dieser Konstellation heraus, in der Kognitives wie Praktisches, theoretische Reflexion wie intuitive Erkenntnis und virtuose Fertigkeiten zusammengehen, muß die Philologie ihr Verhältnis zum Gegenstand bestimmen. Einen anderen, geradlinigeren und leichteren Weg hat Schlegels Enzyklopädie nicht finden können. Nur so kann die Philologie die Erwartungen und Zumutungen der gesellschaftlichen Umwelt auf Distanz halten und alle Versuche aus der Bildungsphilosophie, Theologie oder (nationalen) Kulturpolitik, ihr den Gegenstand vorzuschreiben, abwehren. Umgekehrt nutzt sie ihr neu gewonnenes Selbstverständnis, um jetzt Vergangenheit wie Gegenwart, griechische und lateinische Antike wie die Moderne oder eben auch die deutsche Kulturgeschichte *gleichermaßen* in ihrer Arbeit zu berücksichtigen.¹²⁴ Als universale Disziplin ist die Philologie weder auf eine in ihrem Rang

121 N. W. Bolz, *Der Geist und die Buchstaben* (Anm. 85), S. 111.

122 »Im Fragment unterbricht sich die unendlich sich potenzierende hermeneutische Reflexion selber, um darstellungsfähig zu werden«. Ebd., S. 111.

123 ZP I, Nr. 31, S. 66.

124 Je bewußter sich die Disziplin der facheigenen Operationen wird, desto näher liegt die Einsicht, daß der facheigene Gegenstandsbezug als bloße »Funktion« – so A. Boeckh – an keinen bestimmten Gegenstand gebunden ist: »Da alle Kritik und Auslegung factisch philologisch ist, und in diesen das formale Thun des Philologen [...] ganz aufgeht, so kann die Philologie nicht auf das Alterthumsstudium beschränkt sein, weil jene Funktionen auch alles Moderne berühren«. A. Boeckh, *Enzyklopädie* (Anm. 4), S. 5 f.

angeblich unüberbietbare Epoche noch an eine besondere nationale Tradition festgelegt. Ihr Erkenntniskalkül ist allein gebunden an einen allgemeinen, *von ihr selbst zu klärenden* Begriff des Klassischen.¹²⁵

Das läßt sich auch unter der Perspektive einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft(en) zusammenfassen: Die *Notizen zur Philologie* zeigen ein Fach, das auf dem Weg ist, eine externe Bestimmung des Gegenstands durch den Bezug auf die fachspezifische Erkenntnis-Operation – d. i. das philologische *Lesen auf Klassik* – zu ersetzen. Nicht-philologische, und das heißt auch nicht-wissenschaftliche Instanzen wie Pädagogik, Theologie oder Politik verlieren an Einfluß und werden mehr und mehr durch den Bezug auf Wissenschaft selbst ersetzt. Das Fach akzeptiert nur das als Gegenstand, was rückgekoppelt ist an facheigene Problemlagen: Die philologische Lektüre ist kraft der in ihr praktizierten Unterscheidung von *klassischen und nicht-klassischen Texten nicht länger an prinzipiell privilegierte Objekte gebundenen, sondern kann nach Maßgabe der variierenden Problemstellung auf immer neue Gegenstandsfelder ausgreifen.*

Mit der Aufwertung des Lesens zur Basis des philologischen Wissens distanziert sich Schlegels Fachencyklopädie zugleich von traditionellen Erkenntnisformen. Schlegels Reflexionsschärfe hat die naive Sicherheit einer vormodernen Wissenschaft¹²⁶, wo der Philologe in seinen Texten eine ihm als Objekt gegenüberliegende Welt entdeckt, aufgelöst. Seine Philologie referiert nicht mehr umstandslos auf ein »selbstbedeutendes« Objekt.¹²⁷ Das könnte zugleich erklären, warum Schlegel in seinen (uns erhaltenen) *Notizen zur Philologie* so wenig über die alte Zuordnung der Philologie zu den *Humaniora* gesagt hat. Je stärker das Fach am Gedanken einer grundsätzlich problemlosen Referenz auf die klassische Welt (z. B.) der Antike zweifelt, desto problematischer wird auch der alte pädagogische Anspruch, mittels dieser Weltkenntnis andere belehren zu können. Realität, so die moderne, in Schlegels Konzeption der Philologie zumindest angelegte Position, hat jetzt die Operation des Referierens selbst. Die Aufwertung des Lesens hat hier ihren Endpunkt erreicht: Ohne tiefere Kenntnis der Lektüre als *dem »klassifizierenden« Verfahren* kann es kein Wissen über (bzw. vom) Klassischen geben.

Demnach hat Schlegel den zeittypischen Anspruch: »Die Philologie ist kein

125 Wenn für die Disziplin noch gar nicht feststeht, ja vielleicht auch gar nicht feststellen kann, was das Klassische ist, dann kann die Behauptung von den fehlenden deutschen Klassikern, wie sie z. B. aus der Debatte zwischen Daniel Jenisch und Johann W. v. Goethe bekannt geworden ist, nicht entschieden werden: »Es soll Philosophen geben, welche glauben: wir wüßten noch gar nicht, was Poesie eigentlich sei: [...] Vielleicht auch nicht was klassisch. Und jenes unbesonnene Todesurteil über den Genius deutscher Prosa wäre also um vieles zu voreilig«. F. Schlegel, Georg Forster (Anm. 29), S. 193.

126 Oder einer Wissenschaft, die aus der Nähe zu Alltagswelt formuliert ist.

127 »Wissenschaft ist nicht Entdeckung, sondern Konstruktion«. Vgl. dazu, auch im folgenden, N. Luhmann über die *Modernität der Wissenschaft*, in: N. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (Anm. 12, Kap. 2), S. 714.

*Aggregat*¹²⁸ eingelöst, allerdings ohne daß es ihm gelungen wäre, die aufgefundenen Kernbestimmungen wie *Enthusiasmus*, *Wissenschaft* oder *Kunst* in ein logisch exakt hierarchisierendes System zu bringen. In Schlegels Entwurf sind sie »nur« die Koordinaten für ausgewählte, aber für jede Philologie essentielle Problemstellungen. Damit hat seine *Philosophie der Philologie* nicht nur den zeitgenössischen Erwartungen widersprochen. Auch die aktuellen Hoffnungen, bei einem so originellen Denker wie Friedrich Schlegel endlich lang gesuchte Antworten zu finden, werden nur auf eine wenig spektakuläre Weise erfüllt: Schlegels Fachzyklopädie beweist nicht nur, daß die gewünschte Eindeutigkeit und Homogenität des Fachs weder durch theologisch gefärbte Spekulationen noch durch zweckgerichtete Zumutungen erreicht werden kann. Sie zeigt zugleich das Illusionäre an der Vorstellung, überhaupt eine ihrem »Inhalt« nach gültige und verbindliche Fachkonzeption finden zu wollen: *Die aporetischen Leitdifferenzen des Fachs schließen »den großen Wurf« im Sinne einer definitiven Lösung aus*. Schlegels Problembegriff ist weder der einer anwendungsorientierten, auf außerwissenschaftliche Erwartungen ausgerichteten Disziplin noch ähnelt er der transzendentalen Reflexion und ihrer Suche nach den unbeweglichen Aprioris der (philologischen) Erkenntnis. Statt der *einen* Lösung gibt es nur die prinzipiell unabschließbare Begründungsarbeit – und das (implizite) Wissen, daß die »Evolution von Wissenschaft vor allem [...] eine Evolution ihrer Probleme (ist)«.¹²⁹ Das philologische Wissen läßt sich weder in einer einfachen Klassifikation noch in einer definitiven Theorie fixieren, da es untrennbar verwoben ist mit der Reflexion des Philologen auf seine Arbeit am Text: Das Wissen der Philologie ist die (theoretisch aufgeklärte) *Praxis der philologischen Lektüre*.

Trifft dies zu, dann wird die Philologie als kognitive Disziplin sich selbst erst im *Vollzug* der philologischen Operation des Lesens zugänglich, also dort, wo begrifflich unlösbare Aporien *entschieden* werden müssen.¹³⁰ Das, so läßt sich resümieren, ist die Antwort auf die Identitätsfrage, die Schlegels *Philosophie der Philologie* als Fachzyklopädie geben. Eine Antwort, die das Fach weder über normative Setzungen noch über klassifikatorische Systematisierungen fundieren will, sondern die *Wissenschaft der Philologie als operative Einheit antinomischer Relationen* bestimmt. Noch einmal Friedrich Schlegel: »Die Philologie ist kein *Aggregat* von Wissenschaft, sondern ein *Ganzes*: aber kein logisches sondern ein *technisches*.«¹³¹

128 ZP I, Nr. 60, S. 40. Vgl. auch ZP I, Nr. 14, S. 36.

129 Rudolf *Stichweh*, Differenzierung der Wissenschaft, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 8, Heft 1 (1979), S. 82–101, hier: S. 98.

130 Die in die Lektüre eingebundene *Entscheidung* ist demnach die letzte Basis einer sich selbst als *Kritik* verstehenden Philologie.

131 ZP I, Nr. 60, S. 40.

V. Selbstreflexion als Klassiker-Philologie? Philologische Lektüre zwischen Moral und Epistemologie (Karl Lachmann)

Friedrich Schlegels *Notizen zur Philologie* sind für das 19. Jahrhundert nicht bestimmend geworden. Warum das so gekommen ist, erklären Schlegels Biographie oder die verspätete Publikation seiner Notizhefte nur zum Teil. Der Verlust eines einmal erreichten Reflexionsniveaus stellt grundsätzlichere Fragen. Schlegels *Philosophie der Philologie* ist kein Einzelfall.

Die Zeit um 1800, in der F.A. Wolf oder A. Boeckh ihre enzyklopädischen Vorlesungen bzw. Schriften zur Philologie konzipiert haben, erscheint dem Fach selbst schon wenig später als eine vergangene Sternstunde, als eine »Glanzperiode« der eigenen Geschichte: »Das goldne Zeitalter der Philologie ist vorbei, die classische Periode der Alterthumswissenschaft gehört der Vergangenheit an«,² schreibt z.B. eine ausdrücklich als Gegenwartsdiagnose gedachte Fachgeschichte von 1852. Noch die gegenwärtige Fachgeschichtsschreibung schließt sich dem an: »Die Geschichte der klassischen Philologie bis Wilamowitz ist die Geschichte steigender Forschungsproduktivität bei ständig wachsender Theoriearmut.«³

So stimmen Zeitgenossen wie Wissenschaftshistoriker darin überein, daß nicht nur die übergreifenden Fachkonzepte ausbleiben, sondern auch das Reflexionsniveau insgesamt sinkt – obwohl es keineswegs an professionellen, durch die *Universität geprägten* Philologen fehlt. Seit den 20er Jahren, zur Mitte des Jahrhunderts dann mit zunehmender Geschwindigkeit, werden für das neue Universitätsfach der Deutschen Philologie neue Lehrstühle eingerichtet. Allein von 1835 bis 1850 sind das 28 Ordinariate bzw. Extraordinariate.⁴ Doch die neuen Lehrstuhlinhaber, anders als ihre Kollegen in der Altphilologie⁵, schreiben für ihr Fach keine Enzyklopädie, auch wenn man

1 Wilhelm *Herbst*, Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung, Leipzig 1852, S. 99.

2 Ebd., S. 13f. Die Diagnose geht weiter: »Auch sie [die Philologie] leidet an den Mängeln und Gebrechen unsrer Epigonenzeit, vor allem an dem Übergewicht des Materials und der Gelehrsamkeit im Gegensatz zu der an Kenntnis des Details zwar ärmern, aber an frischer Kraft und lebendiger Begeisterung reichern Vergangenheit.«

3 Axel *Horstmann*, Die Forschung in der klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts (Anm. 47, Kap. 3), S. 27–57, hier: S. 48f.

4 Nach den ersten Lehrstühlen in Göttingen (Benecke) und Berlin (v. d. Hagen) gibt es bis zur Mitte des Jahrhunderts fast an allen Universitäten des deutschen Sprachraums Lehrstühle für das neue Fach. Vollständige Übersicht bei K. *Weimar*, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft (Anm. 1, Kap. 1), S. 244–246.

5 Die philologische Fachzyklopädie hat dort bis in die 30er Jahre hinein Konjunktur. Vgl. Julius *Mützell*, Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft, Berlin 1835; August *Matthiae*, Encyklopädie und Methodologie der Philologie, Leipzig 1835 oder Ottfried *Müller*, Der heutige Begriff der altclassischen Philologie, in: *Göttingische gelehrte Anzeigen* (1836) Nr. 169f. Als originell gelten diese Versuche jedoch nicht: »diejenigen unter diesen Versuchen, die der Gesamtauffassung der Wissenschaft [...] förderlich geworden sind gehen

durchaus ihren Nutzen für die Disziplin wie insbesondere für die Studenten sieht. Nach Karl Müllenhoff z. B. darf »eine Vorlesung über Encyclopädie der deutschen Philologie [...] an keiner Universität fehlen.«⁶ Aber die positiven Wirkungen, die man sich von einer solchen Vorlesung verspricht, sind auch noch um die Jahrhundertmitte mehr Wunsch denn Realität: »Der Hörende würde wenigstens erfahren, daß bis zur wissenschaftlichen Kenntnis seiner Muttersprache ein ziemlich weiter Weg ist, und daß zu einer wissenschaftlichen Behandlung und Auffassung unserer Sprache und Litteratur nothwendig die Kenntnis unseres Alterthums gehört.«⁷

An Bedarf fehlt es also nicht. Doch die Fachencyklopädie, gleich ob als Wissenschaftsklassifikation oder als Theorie der Philologie, hat nicht mehr das Monopol. Derselbe Müllenhoff, der eben noch für eine eigene Enzyklopädie votiert hat, rät dem Studierenden letztlich zu einem anderen, ungleich direkteren Weg, um sich über das Fach und seine Spezifika zu orientieren: Da es der Enzyklopädie ohnehin mehr auf Grammatik (»wissenschaftliche Kenntnis der Muttersprache«) und einen deutlich abgegrenzten Gegenstandsbereich (»unser Alterthum«) ankomme, soll der Student gleich die philologische »Praxis, wie sie sich durch Grimm und durch Lachmann innerhalb unserer Wissenschaft festgestellt hat [...] kennenlernen.«⁸ Noch bis weit in die zweiten Hälfte des Jahrhunderts gibt es keine Enzyklopädie für das neue Fach. Manche halten sie ohnehin für nicht machbar. Erst in der Zukunft, so Rudolf von Raumer, wird diese »neue Wissenschaft sich eine Encyclopaedie der germanisch-romanischen Philologie als Ziel setzen.«⁹ Und in der Tat hat es bis Ende des 19. Jahrhunderts gedauert, ehe mit Scherers *Poetik*¹⁰ oder mit Pauls *Grundriss der germanischen Philologie*¹¹ eine umfassende Reflexionschrift vorliegt.¹²

auf Boeckh und in zweiter Linie auf Wolf zurück. In den letzten drei Jahrzehnten ist meines Wissens kaum etwas Nennenswerthes hinzugekommen«, so Martin Hertz, Zur Enzyklopädie der Philologie, in: *Commentationes philologiae in honorem Theodori Mommseni*, Berlin 1877, S. 510; als Ausnahme angeführt werden allein (Johann) Ludwig Döderleins Vorlesungen über philologische Enzyklopädie.

6 Karl Müllenhoff, Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie, in: *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 8 (1854), S. 177–199; hier zitiert nach der Quellensammlung: J. Janota, Eine Wissenschaft etabliert sich (Anm. 1, Kap. 2), S. 277–302, hier: S. 292.

7 Ebd., S. 292.

8 Ebd.

9 Rudolf von Raumer, Über den Begriff der deutschen Philologie, in: *Zeitschrift für die öffentlichen Gymnasien* 11 (1860), S. 93.

10 Wilhelm Scherer, *Poetik*, Berlin 1888.

11 Hermann Paul, Begriff und Aufgabe der germanischen Philologie/ Geschichte der germanischen Philologie/ Methodenlehre, in: *Ders.*, *Grundriss der germanischen Philologie* (1891), Strassburg 1901 f., S. 1–223.

12 Auch Theodor Heinsius, *Germanologie auf deutschen Lehrstühlen*, Berlin 1848, erfüllt trotz des vielversprechenden Titels kaum den Anspruch einer Fachencyklopädie. Heinsius plädiert zwar »für die Nothwendigkeit der verbesserten Stellung unserer vaterländischen Sprache aus wissenschaftlichen und politischen Gründen« (S. 1), konzipiert aber weniger einen Fachaufriß als »nur« ein allgemeines Schulpro-

Warum die Tradition der philologischen Fachencyklopädie im Bereich der deutschen oder germanischen Philologie nicht oder erst so spät fortgesetzt wird, läßt sich kaum eindeutig entscheiden. Gleich mehrere Erklärungen bieten sich an. So könnte die Altphilologie mit ihren Enzyklopädien den Reflexionsbedarf des neuen Fachs gleichsam miterledigen. Zum anderen hält die Emphase, mit der man sich der praktischen philologischen Arbeit verschreibt, den Bedarf an abstrakteren Facharchitekturen oder generellen Problemstellungen klein. All das spielt sicherlich eine Rolle, aber selbst die Hinwendung zur Praxis sagt ohne nähere Erklärung wenig aus. Zu berücksichtigen ist nämlich, daß die Interessen des neuen Fachs sich von denen der Altphilologie unterscheiden. Hier gibt es neue Prioritäten. Noch wichtiger ist, und das liegt auf der generellen Ebene des Wissenschaftssystems, daß die disziplinäre Selbstreflexion nicht an die Fachencyklopädie gebunden ist. Die Deutsche Philologie, und das wird zu zeigen sein, kann sich auch in *anderen Formen als disziplinäre Einheit thematisieren*.

Selbstredend interessiert man sich auch im Bereich der Deutschen Philologie für die disziplinäre Einheit des eigenen Fachs. Über bloße Gelegenheitsreden oder kurze Einlassungen kommt man jedoch nicht hinaus. Ungleich intensiver arbeitet das Fach an seiner Institutionalisierung als *Universitätsdisziplin*. Hier gilt es aufzuholen gegenüber einer bereits längst etablierten Altphilologie – und entsprechend gehen Institutionalisierung und kognitive Selbstreflexion getrennte Wege: Die Identitätsfrage der Philologie, wie sie sich mit der Krise der Gelehrsamkeit und ihrer Transformation in ein System wissenschaftlicher Disziplinen stellt, nimmt die neu aufkommende Germanistik zunächst weniger als ein *kognitives* denn als ein *institutionelles* Problem wahr. Disziplinäre Selbstständigkeit, nach wie vor *das* Ziel des Fachs¹³, wird zur Aufgabe einer *sozialen bzw. organisatorischen Selbstreflexion*. Seminargründungen, neue Lehrstühle und wissenschaftstrategische Schulbildung geben dem Fach auch dann eine institutionelle Präsenz, wenn die kognitive Disziplinarität noch weitgehend fehlt oder ungeklärt ist.¹⁴ An diesem Bild ändert auch die steigende *Forschungsproduktivität* nichts. Zwar wächst bereits mit den neuen

gramm. Gleichsam als Auskopplung aus der stets auch als Propädeutik verstandenen Fachencyklopädie entsteht ein Studienführer für das Fach: Steinmeyer, Wie studiert man neuere Philologie und Germanistik?, Leipzig 1884.

13 Jede Zurücknahme oder auch nur Einschränkung gilt zur Mitte des Jahrhunderts als Bedrohung und wird entsprechend heftig zurückgewiesen: »Was (wird) aus der philologie, wenn sie ihre pricipien, ihre methode und ihr ziel auszer sich sucht (...) wovor uns Gott in gnade bewahren wolle!« Campe, Zur charakteristik der falschen philologie, in: *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 10 (1856), Bd. 1, S. 27–38, hier: S. 38.

14 Vgl. R. Kolk, Berlin oder Leipzig? (Anm. 69, Kap. 3), bes. Kap II: *Zum Prozeß der Gruppenbildung* in der Germanistik, S. 22–76.

Fachzeitschriften die Zahl der Veröffentlichungen¹⁵, aber das jeweils Publierte beschränkt sich im Vergleich zu den umfassenden Entwürfen und philosophieträchtigen Konzepten der vorausgegangenen ›Epoche‹ auf wesentlich *kleinförmigere Unternehmungen*.

Bei all dem wird jedoch der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht aufgegeben oder auch nur vernachlässigt. Eher das Gegenteil scheint der Fall. Gerade in der *Beschränkung* und *Reduzierung*, so heißt es jetzt, bewiese sich die Wissenschaftlichkeit der Philologie, da am Ende der ›Gesundschumpfung‹ eine auf den disziplinären Kern begrenzte Spezialisierung der philologischen Arbeit herauskommen soll. Dabei sieht man sich selbst als Teil einer fortschreitenden, schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzenden Konzentration auf das *Wesentliche*. An ihrem Anfang steht der Übergang von der gelehrten Polymathie zur *Alterthumswissenschaft* F.A. Wolfs – mit ihren über 20 Subdisziplinen. Gleichwohl behauptet Müllenhoff: »Die klassische Philologie ward durch scharfe Begrenzung ihres Gebietes groß.«¹⁶ Der bis auf weiteres letzte Schritt verengt schließlich das ehemals unüberschaubare Arbeitsfeld auf die *Textkritik*. Hier scheint die eigentliche *raison d'être* des Fachs gefunden und damit zugleich ein neues und höheres Niveau an Wissenschaftlichkeit erreicht. Die ›Theorie‹ und Praxis der Textkritik avancieren zur ureigenen, die Disziplin selbst fundierende Fachkompetenz. Zur Parole verkürzt: »Die Grammatik macht den Philologen.«¹⁷

Die textkritische Wende ist weniger das Resultat eines großen *Programms* als eine gleichsam ›natürliche‹ Reaktion auf die mit der ›*Sache selbst*‹ gegebenen Anforderungen – schließlich kann ohne gründliche Kenntnis vergangener Sprachen und Sprachstufen, ohne Grammatik oder metrischer Schemata der richtige respektive echte Text nicht wiederhergestellt werden. Als professionelle Kompetenz markieren die derart unverzichtbaren *Spezial-Kenntnisse* zugleich eine *unüberwindliche Zugangsschwelle*, die den gelehrten Sammler wie den bloßen »Liebhaber« alter Texte von der neuen Disziplin fernhalten. Damit wird die Textkritik gleich in doppelter Hinsicht zur zentralen Größe: sie ist sowohl eine *unmittelbar von der ›Sache‹ selbst legitimierte philologische Praxis* als auch ein *exklusives Anforderungsprofil*. Was zuvor nur eine Subdis-

15 Um nur die wichtigsten (der deutschen Philologie) zu nennen: *Germania* (1836–1853) und *Zeitschrift für deutsches Alterthum* (1841–1853). Vgl. K. Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (Anm. 1, Kap. 1), S. 248f. Mitte der 40er Jahre hat die Altphilologie bereits vier hochspezialisierte Zeitschriften. Vgl. R. Steven Turner, *The Prussian Universities and the Concept of Research in: IASL 5* (1980) S. 68–93, hier: S. 87f.

16 K. Müllenhoff, *Die deutsche Philologie* (Anm. 6), S. 292.

17 Ebd., S. 291. Zwar finden sich immer wieder Äußerungen, die diese Spezialisierung zurückzunehmen scheinen, wie etwa hier von Moritz Haupt, dem Herausgeber der *Zeitschrift für deutsches Altertum*: »Auf deutsches in der eigentlichen Bedeutung des Namens ist diese Zeitschrift gerichtet.« Und doch verspricht Haupt den künftigen Lesern zugleich, daß in seiner Zeitschrift »die Betrachtung grammatischer Dinge bis in das genaueste und feinste getrieben« wird. Moritz Haupt, *Zeitschrift für deutsches Altertum*, Vorwort zum ersten Hefte, Bd. 1 (1841); zitiert nach: J. Janota, *Eine Wissenschaft etabliert sich* (Anm. 1, Kap. 2), S. 212–216, hier: S. 215.

ziplin *innerhalb* einer größeren Ordnung war, wird nun selbst zur eigentlichen, eben wissenschaftlichen Philologie.¹⁸

Nur folgerichtig, wenn sich das Fach weniger an übergreifenden, die Disziplin insgesamt thematisierenden Programmen oder systematisierenden Fachencyklopädien als am *Gegeneinander zweier Schulen* orientiert. Schließlich verbindet der Gedanke einer wissenschaftlichen Schule kognitive Positionen mit Fragen der institutionellen Organisation. Zur Schulbildung selbst kommt es längs der alten Unterscheidung von *res* und *verba*, jetzt reformuliert als Gegensatz von *Sach-* und *Formalphilologie*. Zwar rechtfertigt die Sachlage eine derart eindeutige Opposition kaum¹⁹, aber das ist zweitrangig angesichts ihrer strukturbildenden Funktion für das Fach: »und gerade dieser Streit [. . .] hatte wenigstens den Vortheil, dass dadurch eine gewisse Gesetzmässigkeit und Bestimmtheit in die einzuschlagende Richtung kam.«²⁰

Der Gegensatz selbst ist keineswegs gleichwertig bzw. gleichwertig.²¹ So galt die Sachphilologie zwar generell als »unerlässliche Ergänzung der grammatisch-kritischen Richtung«,²² aber was für einen Friedrich Schlegel noch zum essentiellen, aus dem Insgesamt des Fachs nicht heraustrennbaren Bestand zählte, gilt jetzt nur noch als *Ergänzung* der Formalphilologie. Die

18 Rigoros wie kaum ein anderer hat Karl Lachmann an dieser Bereinigung des Felds mitgewirkt. Beliebter Schauplatz für die öffentlichen Ausschlüsse sind seine umfangreichen Rezensionen zu den Editionen der offensichtlich nicht ganz auf der Höhe seines Spezialistentums stehenden Kollegen, wie etwa August Zeune oder Friedrich H. von der Hagen. Zu Zeunes Ausgabe mittelalterlicher Texte kommt das Aus bereits in den ersten Zeilen: »Allein gleich der Anfang der Vorrede [. . .] läßt wieder nichts anderes, als die ungründlichen(!) Bemühungen eines Liebhabers erwarten.« Karl Lachmann, *Rezension zu Der Krieg auf Wartburg nach Geschichten und Gedichten des Mittelalters*, hrsg. von A. Zeune (1818), in: *Jenaische Allgemeine Literatur Zeitung*, Bd. 1 (1820), Num. 96–97, S. 297–310, hier: S. 297. Ähnlich entschieden setzt sich Lachmann auch von einem »nur« interessierten, gebildeten Publikum ab: In der Kritik an v.d. Hagens Nibelungen-Ausgabe heißt es bereits auf der zweiten Seite, noch vor Beginn der von Detail zu Detail schreitenden eigentlichen Beurteilung: »Wir nehmen also hiemit von den meisten unserer Leser nun Abschied.« K. Lachmann, *Rezension der v.d. Hagenschen Nibelungen-Ausgabe*, in: *Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* (1820), Num. 70, S. 169–224, hier: S. 170. Zur Spezialisierung des Fachs vgl. ausführlich Holger Dainat/R. Kolk, »Geselliges Arbeiten«. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in den Anfängen der Deutschen Philologie, in: *Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft* (Anm. 3, Kap. 2), S. 7*–42*.

19 Vgl. Ernst Vogt, *Der Methodenstreit zwischen Hermann und Boeckh*, in: *Hermeneutik und Philologie im 19. Jahrhundert* (Anm. 4, Kap. 2), S. 103–121, hier: Anm. 52 und Kap. III.

20 W. Herbst, *Das classische Alterthum* (Anm. 1), S. 98. Entsprechend werden Karrieren an den richtigen Umgang mit dieser Differenz gebunden: »Denn wer ganz ausserhalb des Dualismus der beiden Schulen stand, der entbehrte in der Regel des Ansehns und der Bestätigung.« (Ebd.)

21 Außerhalb Berlins überwog eindeutig die Textkritik. Vgl. R. Steven Turner, *The Prussian Universities and the Concept of Research* (Anm. 15), bes.: S. 85.

22 Wilhelm Siegmund Teuffel, *Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen classischen Alterthumswissenschaft* (1858), in: *Ders., Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen sowie zur deutschen Literaturgeschichte*, Leipzig 1871.

Zeiten der Generalisten, die nach Wolfs Prospekt zu einer *Alterthumswissenschaft* das gesamte Altertum als ihren Gegenstand begreifen und ein »lebendiges Verständnis« der gesamten Epoche als Erkenntnisziel vor Augen haben, sind vorbei. Die Gegenwart, so Wilhelm S. Teuffel, gehört den Spezialisten der Textkritik.²³

Die fachinterne Opposition zielt über die alte Unterscheidung von *res* und *verba* hinaus auch auf moderne Konzepte der Wissenschaft. Besonders deutlich wird das, wenn August Boeckh der Sachphilologie zugeschlagen wird. Sachphilologie meint jetzt auch eine Philologie, die schon aufgrund ihrer stärkeren Gewichtung der Realien hermeneutischen Problemstellungen näher steht. Teuffel stellt dagegen unmißverständlich klar, daß die textkritische Arbeit keineswegs mit Blick auf ein Textverstehen betrieben werden soll, das den berichtigten Text nur voraussetzt.²⁴ Der hier als Textkritik operationalisierte Wissenschaftsbegriff begründet das Fach *gerade nicht* in einem etwa an Schlegel oder Boeckh anknüpfenden hermeneutischen Verstehensbegriff. Basis ist vielmehr jene *empirische Erfahrung*, die in der gelehrten Form der Wissenschaft sich nur auf die bloße Faktenkenntnis zu begrenzen hatte und so aus der Vernunftkenntnis als dem eigentlichen, von Philosophie und Mathematik besetzten Bereich der Wissenschaftlichkeit ausgegrenzt war. Aufgewertet wird die empirische Erkenntnis weniger durch eine allgemeine Wissenschaftstheorie als durch die ständig wiederholte *Maxime*, wonach ohne eine exakte empirische Deskription jede weitere Erkenntnis scheitern müsse.²⁵ Entsprechend wird das empirische Wissen vom Text auch nur in den eher allgemeinen Begriffen wie »Strenge« und »Exaktheit« umschrieben.²⁶ Eine eigene Theorie- und Methodenreflexion bleibt aus. Als Begründung reicht die Formel von der »exakten Quellenmäßigkeit«: Aus akribischer Beobachtung gewonnen, ist es *objektiv* und *verifizierbar* und kann dank dieser Qualitäten dem Fach den Status einer modernen, und das heißt naturwissenschaftlich-positiven Wissenschaftlichkeit verschaffen. Der textkritischen Philologie, so faßt Teuffel zusammen, sei genau das »eigenthümlich«, was die »ganze moderne Wissenschaft« auszeichne, nämlich »das Streben nach objectiver Wahrheit,

23 Ebd., S. 464.

24 Und noch weniger geht es um die alte, lange Zeit mit der Vorstellung einer Formal- oder Sprachphilologie verbundene lateinischsprachige Eloquenz, wie sie die Gelehrtenschule praktiziert.

25 Vgl. zu diesem Zusammenkommen von Empirie und Wissenschaft in der Topik des neuzeitlichen Wissenschaftsbegriffs M. Riedel, Die Universalität der europäischen Wissenschaft (Anm. 63, Kap. 2), hier: S. 242.

26 Kolks Arbeit zum Berufsethos der Germanisten aus dem 19. Jahrhundert streicht dieses Ethos allerdings so stark heraus, daß seine These, es gehe hier eben nicht um Wissen oder Wissensakkumulation, sondern zuerst und vor allem um »Verhaltensdisposition(en)« polemisch überzeichnet. Die *exemplarischen Philologenbiographien* gelten ihm nur noch als *soziale Selbstreflexion*. Dagegen interessieren Fragen der Semantik oder auch Praxis von Wissenschaft bzw. Wissenschaftlichkeit nur noch am Rande. Vgl. R. Kolk, Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhunderts, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 13 (1988), S. 50–73, hier: S. 61.

nach dem rein und unzweifelhaft Thatsächlichen, Positiven, also auf unserem Gebiete nach exacter Quellenmäßigkeit.«²⁷

Die Textphilologie erlaubt demnach auch ohne den Nachweis einer das ganze Feld übergreifenden Kompetenz je individuelle *Reputationskarrieren*. Wie es zu einer solchen allseits anerkannten Reputation kommt und welche Rolle sie für die disziplinäre Identität des Fachs spielen kann, zeigt sich nirgends deutlicher als bei Karl Lachmann. Lachmann tritt 1818 eine Professur mit dem vielversprechenden Titel *Theorie, Kritik und Litteratur der schönen Künste* in Königsberg an, macht aber unstreitig allein als Spezialist für altdeutsche Poesie und insbesondere als Fachmann für deren kritische Edition in der deutschen Philologie Karriere.²⁸ Eine Karriere, die so außerordentlich ist, daß sie nicht nur in der Institutionsgeschichte des Fachs Gewicht hat. Sie spielt auch eine Schlüsselrolle in der *Reflexionsgeschichte*. Erst sie gibt dem Bild, das sich das Fach über weite Strecken des 19. Jahrhunderts von sich gemacht hat, die wesentlichen Konturen.²⁹

Selbstredend war die Textkritik schon immer Teil der Philologie und schon im 18. Jahrhundert hatte ein Richard Bentley hier neue Standards gesetzt. Aber erst mit Karl Lachmann wird die Textkritik so bedeutend und wichtig, daß sie für das Fach selbst stehen kann. Mit Lachmann, da stimmte man überein, nimmt die Geschichte des Fachs eine Wende: »Er wurde für die Weiterentwicklung der Philologie, und zwar nicht nur der classischen und deutschen, sondern der Philologie jeder Art [!], epochemachend.«³⁰ Lachmann wird zur zentralen Figur, der allenfalls der »Gründungsvater« Jacob Grimm gleichkommt.³¹

Der außergewöhnlichen Reputation entspricht jedoch nicht eine ebenso

27 W.S. Teuffel, Ueber die Hauptrichtungen (Anm. 22), S. 464.

28 Vgl. K. Weimar, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft (Anm. 1, Kap. 1), S. 236.

29 Organisatorische Voraussetzung für diese außergewöhnliche Karriere war die Doppelprofessur für klassische und deutsche Philologie. Beide Felder hat Lachmann nahezu gleichberechtigt bearbeitet. Lachmann hat gelegentlich die klassische Philologie als sein *Hauptfeld* angegeben – die Publikationsverteilung bestätigt das jedoch nicht. Vgl. Martin Hertz, Uebersicht der litterarischen Thätigkeit Lachmanns, in: *Ders.*, Karl Lachmann. Eine Biographie, Berlin 1851, Beilage C, S. XXIVff.

30 Julius und Konrad Zacher, Artikel: »Karl Lachmann«, in: J.S. Ersch/J.G. Gruber, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Teil 41, 2. Sektion, Leipzig 1887, S. 105–126, hier: S. 123. (J. Zacher kam nur bis S. 118 – »als der Tod ihn abrief« [S. 118]. Sein Sohn Konrad hat den Artikel fertiggestellt.)

31 Auch gegen Ende des Jahrhunderts ist Lachmann (zusammen mit J. Grimm) der unerreichte »Held der Wissenschaft«. Seine Leistung gilt als unerreicht, ja das mit ihm erreichte Niveau ist offensichtlich nicht einmal gehalten worden: »es lebt keiner, der Lachmanns wissenschaftliche Thätigkeit an allen Punkten nacharbeitend und wahrhaft kritisch zu würdigen im Stande wäre«. So Friedrich Leo, Rede zur Säcularfeier *Karl Lachmanns* am 4. März 1893, in: *Ders.*, Ausgewählte Kleine Schriften, hrsg. u. eingel. von E. Fraenkel, 2. Bd., Roma 1960, S. 415–431, hier: S. 416.

ungewöhnliche Originalität. Hier macht man durchaus Abstriche.³² Doch selbst wenn z. B. Teuffels Fachgeschichte einschränkt, Lachmann habe das »Streben nach objectiver Wahrheit« nicht »entdeckt«³³, sondern die Leistungen seiner Zeitgenossen Ritschl, Madvig oder Saupé nur aufgegriffen und zusammenfaßt, so hat Lachmann mit der ihm zugeschriebenen *Lachmannschen Methode* der Textkritik schließlich doch die wissenschaftliche Anerkennung auf sich vereinigen können – eine »Überschätzung«, die noch über die unmittelbaren Zeitgenossen hinaus z. B. auch für Wilhelm Scherer *erklärungsbedürftig* war: »Wie kommt es [. . .], daß man ihm gleichsam nach seinem Tode noch das [. . .] Amt eines verantwortlichen Ministers der Philologie in Deutschland aufnöthigen möchte?«³⁴

Die Antworten fallen erstaunlich einstimmig aus. Was an originärer wissenschaftlicher Leistung gefehlt hat, ersetzt nach allgemeiner Überzeugung die *Haltung*, mit der Lachmann seine textkritische Arbeit dargestellt hat bzw. die man in ihr zu sehen glaubte. Im offiziellen Bild ist er »der Erste«, der die in der Empirie gründende »objective Wahrheit« mit »klarem Bewusstsein erfasst, in sich verkörpert« und »zu seinem persönlichen Pathos und seinem wissenschaftlichen Lebensprinzip gemacht« hat.³⁵

Scherer sieht das nicht anders. Auch er begreift die außergewöhnliche Reputation als Folge der »geglückten« Kongruenz von Wissenschaft und Leben. »Etwas erschreckend Makelloses« sieht Scherer bei dieser alles andere als privaten Existenz. Andere, und das war die große Mehrzahl, wollten von der Kritik an einer geradezu *gewaltsamen Stilisierung* wenig wissen und sahen in Lachmann einfach nur die »hohe und reine Gestalt«.³⁶ Die fachinterne Charakteristik der (Privat-)Person Lachmann geht so weit über das hinaus, was vielleicht tatsächlich an biographisch nachweisbaren Eigentümlichkeiten vorhanden ist. *Aus dem grotesk stilisierten Fachgelehrten wird ein »lebendes« Wissenschaftskonzept*: Indem Kriterien, die nach einer modernen Auffassung von Wissenschaft *ausschließlich die Disziplin selbst* beschreiben, der individuellen Person zugerechnet werden, lebt die alte Vorstellung von der *Philologie als*

32 Genau das ist auch ein Ergebnis von Timpanaros Studie über Lachmann. Die Rede von der *Lachmannschen Methode* sei zwar insofern ungenau, als der Anteil der keinesfalls weniger innovativen Philologen wie Madvig oder Ritschl nicht mehr ausgewiesen wird. Dennoch sei die in diesem Begriff steckende Auszeichnung aus wissenschaftshistorischer Sicht gerechtfertigt, »auch wenn dieser Ausdruck als Zusammenfassung verstanden werden muß, sozusagen mehr symbolisch als exakt.« Sebastiano Timpanaro, *Die Entstehung der Lachmannschen Methode*, 2. erw. u. überarb. Aufl., Hamburg 1971, S. 72.

33 Und zwar eben auch auf dem Gebiet der *germanischen Philologie*, wodurch er endgültig für die Historiker speziell der deutschen Philologie zu einer der zentralen Figuren in der Philologie des 19. Jahrhunderts wird. W. S. Teuffel, *Ueber die Hauptrichtungen* (Anm. 22), S. 465.

34 Wilhelm Scherer, Rezension von K. Lachmann, *Kleinere Schriften*, 2 Bde., Berlin 1876, in: W. Scherer, *Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie*, hrsg. von Konrad Burdach, Berlin 1893, S. 92–99, hier: S. 93.

35 W. S. Teuffel, *Ueber die Hauptrichtungen* (Anm. 22), S. 464.

36 F. Leo, *Rede zur Säcularfeier* (Anm. 31), S. 431.

einer *habituellen Eigenschaft* wieder auf. Zwar ist hier weder die alte »Humanitätsbildung« gemeint, noch deckt sich dieser philologische Habitus mit dem von Schlegel postulierten »philologischen Genie«. Gleichwohl geht es auch hier um ein angeborenes philologisches Talent, genauer: um einen Charakter, der vollkommen im Objektivitätsideal empirischer Wissenschaften aufgeht. Ein solcher Begriff von Wissenschaft bzw. Wissenschaftlichkeit liegt quer zu den Darstellungsmöglichkeiten einer systematischen Wissenschaftsklassifikation oder gar Wissenschaftstheorie. An deren Stelle tritt folgerichtig ein biographisches *Charakterprofil*, das sich wie ein Katalog »wissenschaftlicher« Anforderungen liest: »Objektivität und feines Urteil, Scharfsinn und argwöhnischer Sinn, größte Genauigkeit, Bescheidenheit.«³⁷

Niemand hat diesen Katalog vollkommener erfüllt als Lachmann. Daher auch seine *Aura* als Hohe-Priester der Wissenschaft.³⁸ Woher diese Aura kommt, ob sie ihm zuwächst, weil er in allen Streitfragen die letzte Instanz ist, oder aber ihm umgekehrt erst verliehen wird aufgrund seiner Macht zu entscheiden und zu verurteilen, ist kaum zu klären. Offensichtlich aber besitzt er jene *Autorität*, die die Fachgenossen dazu bringt, das ihm als »wissenschaftliches Lebensprinzip« zugeschriebene Ethos als eine für die wissenschaftliche Philologie insgesamt *bindende Norm anzuerkennen*.

Lachmann ist nicht nur der Inbegriff einer (erneut) als Habitus gedachten Disziplin. Lachmann ist auch *der* Textkritiker schlechthin. Außer textkritischen Editionen hat er, im Unterschied zu anderen großen Namen der zeitgenössischen Philologie, tatsächlich fast nichts veröffentlicht.³⁹ Und keiner hat so konsequent wie er zugleich die eigene Arbeit als Ergebnis einer möglichst genauen Textbeobachtung stilisiert. Graphemische Besonderheiten, metrische Schemata, lexikalische oder grammatikalische Eigentümlichkeiten gelten als Phänomene, die sich gleichsam gegenständlich auf der Oberfläche des jeweils untersuchten Textes zeigen. Der Textkritiker braucht sie nur aufzunehmen und auf ihren *Unterschied* zu entsprechenden Funden bei anderen Texten zu befragen. *Beobachten meint so ein auf Abweichendes hin sensibilisiertes Vergleichen*. Für Müllenhoff ist die »Methode und Kritik Lachmanns« dann auch nichts anderes als die konsequente Anwendung eines »vergleichenden Standpunkts«.⁴⁰ Umgekehrt will eine an der empirischen Beobachtung orientierte

37 Günther Pflug, *Hermeneutik und Kritik*. August Boeckh in der Tradition des Begriffspaars, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* XIX (1975), S. 138–197, hier: S. 160. Alle Prädikate sind Boeckhs *Enzyklopädie* entnommen.

38 Selbst Scherer ist nicht frei von dieser Verehrung, wenn er von Lachmann sagt, es »war ihm heiliger Ernst um die Wahrheit«. W. Scherer, *Rezension* (Anm. 34), S. 93.

39 Auch die Textphilologie belegt einmal mehr, daß die Unterscheidung in National- oder Bereichsphilologien zumindest in einer problemgeschichtlich orientierten Wissenschaftsgeschichte wenig sinnvoll ist. Bekanntlich hat Lachmann Texte aus der Antike und dem Mittelalter, aus der christlichen Theologie wie der neueren Literaturgeschichte ediert.

40 K. Müllenhoff, *Die deutsche Philologie* (Anm. 6), S. 302. Müllenhoff unterscheidet in seinem Fazit kaum zwischen einem bloßen Pathos positivistischer Objektivität und der textkritischen Methode selber: Was die deutsche Philologie »durch Lach-

Wissenschaftlichkeit jedes *ingenium* bei der Textkritik möglichst ausgeschaltet wissen, so daß es nur folgerichtig ist, daß die *Lachmannsche Methode* letztlich in einem bis hin zur Quantifizierung formalisierten Verfahren gipfeln soll.⁴¹ Die mehr als direkte Arbeitsanweisung denn als begrifflich ausgefaltete Verfahren gedachte Methode⁴² stellt sich als ein stilbildender Gestus der Bescheidenheit dar: *Bescheidenheit fungiert als ein epistemologisches Minimalprogramm* – und ist vielleicht gerade deshalb erfolgreicher als jede begrifflich ausgebaute Theorie. Positiv fordert sie den unbedingten Vorrang für einen »Standpunkt philologischer Empirie«.⁴³ Andererseits verbietet eine solche Bescheidenheit alles, was nur irgendwie nach spekulativer Interpretation aussieht. Bescheidenheit in der Philologie heißt, sich noch der kleinsten Details anzunehmen und sich bei allen Schlußfolgerungen auf das allein Faktische zu beschränken – was Lachmann so konsequent befolgt hat, daß ihm ironischerweise vor einem ordentlichen Gericht (!) gleich *jede* Kreativität und damit das *Urheberrecht* am eigenen Editionscommentar abgesprochen wurde.⁴⁴ Die Bescheidenheit hat allerdings dort ihr Ende, wo es um die eigene Position geht. Hier war Lachmanns polemische Schärfe gefürchtet: »Wer von der Sache nichts versteht, der spricht von der Methode«⁴⁵ – diesem G. Hermann zugeschriebenen Wort hätte auch Lachmann zugestimmt.

Methode hat nur der konkrete Fall. Generalisierende Abstraktion scheint

mann der klassischen Philologie schulde« sei eben, »daß er vorurteilsfrei und unbeirrt von angeblichen Vorfragen stäts unmittelbar auf die Sache, die Ermittlung des Tatsächlichen eingeht, zufrieden dies festzustellen und vorläufig selbst unbekümmert um die Erklärung oder die Folgerungen: »das übrige wird sich finden.« Ebd.

41 Vgl. S. Timpanaro, Die Entstehung der Lachmannschen Methode (Anm. 32), S. 69f. Ob die Methode diesem Anspruch tatsächlich genügt, soll die editionsphilologische Fachdebatte klären. Hier interessiert mehr der Wissens- und Wissenschaftsbegriff und seine nach der empirischen *Erklärung* modellierte Form.

42 Demnach wäre auch diese »Methode« wesentlich Praxis und fielen nach der alteuropäischen Unterteilung der Wissenschaftssemantik in den Bereich der *artes*.

43 F. Heerdegen, Idee der Philologie (Anm. 1, Kap. 2), S. 10.

44 Textkritik ist *bescheiden*, weil sie nicht wirklich kreativ ist – ganz im Gegensatz, so jedenfalls das vorherrschende Urteil der Zeit, zur Interpretation oder Literaturgeschichte. Lachmann hat das am Ende leidvoll selber erfahren. Das Gericht (20.7. 1841), gestützt auf das Votum von Sachverständigen, macht das »vergleichende Verfahren« zum Kern seiner Argumentation: So »hat er [Lachmann] nicht frei geschaffen, sondern durch Prüfung und Vergleichung verschiedener vorhandener Handschriften und Ausgaben das Passende und Richtige ausgesucht und in frühere Drucke hineincorrigirt«. Lachmanns Kommentar fällt wie erwartet aus: »Fleiß, Sorgfalt, Urtheil, Scharfsinn, sind dem Verein nicht schöpferisch genug: was ist ihnen denn genug?« Alle Zitate aus: Karl Lachmann, Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber, Berlin 1841, hier zitiert nach: K. Lachmann, Kleinere Schriften (Anm. 34), Bd. 1., S. 563 u. S. 567.

45 Hermann G. Koechly zitiert – die noch immer gern gebrauchte Formel – als Ohrenzeuge: »mit dem Worte welches ich selbst einmal aus seinem Munde gehört habe: wer Nichts über die Sache versteht, schreibt über die Methode!« Hermann G. Koechly, Zu seinem Hundertjährigen Geburtstage, Heidelberg 1874, S. 85. Im übrigen war Hermann, wenn auch nur kurz, tatsächlich Lachmanns Lehrer.

unnötig, da man das eigene Vorgehen als wesentlich *problemlose* Operation begreift. Der Text ist (auch) als philologischer Gegenstand eine empirisch wahrnehmbare, unabhängig von einem Beobachter existierende Größe, die entsprechend »von allen Beobachtern, sofern sie nicht irren, gleichsinnig erfaßt wird«.⁴⁶ Erkenntnisprobleme reduzieren sich auf eine Frage von genauer bzw. ungenauer Beobachtung. Zu einem *beobachterabhängigen Gegenstandsverständnis* dringt man hier, im Unterschied zu Schlegels *Philosophie der Philologie*, nicht vor. Eher hält man sich an das Lachmannsche Vorbild und behauptet eine von allem und jedem unbeeindruckte erkenntnistheoretische Naivität: »Ich will von der einfachen Beobachtung ausgehen, die vielleicht schon viele gemacht haben und die gewiß jeder zugeben wird.«⁴⁷

Das »philologische Verständnis« als letztes Ziel textkritischer Lektüre hat wenig mit einem hermeneutischen Verstehen zu tun.⁴⁸ Selbst die implizite Hermeneutik, der unvermeidliche »Schatten des Herausgebers«, wird im edierten Text übersehen.⁴⁹ Verstanden ist ein Text⁵⁰, wenn der empirische Befund in einem objektivierbaren Schluß auf allgemein gültige Regeln aus Grammatik oder Metrik zurückgeführt werden kann.⁵¹

Gleichwohl ist es kein Zufall oder schlichtes Unverständnis, daß die textkritische Philologie sich in der Frage ihres Gegenstands grundsätzlicheren Überlegungen enthält: Lachmann selbst, sein auratischer Wissenschaftscharakter, deckt mögliche Lücken ab und läßt so eine auf den Gegenstand selbst gerich-

46 So Luhmanns Charakteristik dieser Position; in: N. Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft (Anm. 12, Kap. 2), S. 78.

47 Karl Lachmann, Einleitung zu: Betrachtungen über Homers Illias. Mit Zusätzen von Moritz Haupt (1837), Berlin 1847.

48 Selbst noch der Übergang von der induktiven Beobachtung in die logische Verarbeitung wird nicht eigens als ein prinzipielles Problem gesehen. Ein einmal gefundenes Detail soll sich durch den Rekurs auf eine allgemeine Regel oder gar ein Gesetz erklären lassen. Wie eine solche Regel gefunden werden kann, bleibt dagegen im unklaren.

49 Um nur ein Beispiel zu nennen: In seiner Parzival-Ausgabe unterteilt Lachmann den – in der Handschrift ungeordneten – Text in 16 Bücher. Für diesen Eingriff, der zwangsläufig jede weitere Interpretation beeinflussen muß, fehlt die (hermeneutische) Begründung. Vgl. dazu Ursula Rautenberg, Germanistik als Wissenschaft. Aspekte zur Geschichte des Fachs im 19. Jahrhundert, in: Die Grimms, die Germanistik und die Gegenwart, hrsg. von Volker Mertens, Wien 1988, S. 25–49, hier: S. 35.

50 Vgl. Karl-Otto Apel, Das Verstehen. Eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte, in: Archiv für Begriffsgeschichte I (1955), S. 142–199, hier: S. 143f. Dieser Begriff des Verstehens deckt sich mit der erst von Dilthey explizit vollzogenen Unterscheidung zwischen dem (*Sinn-*)Verstehen und einem in seiner pathetischen Objektivität zum naturwissenschaftlichen Positivismus tendierenden *Erklären*.

51 Pünktlich zu seinem Todestag hat Karl Lachmann »aus der Unterwelt« die induktive Vorgehensweise jedoch widerrufen . . . So jedenfalls die Wissenschaftssatire von K. G. J. Foerster, Sendschreiben Karl Lachmanns an die deutschen Philologen und deutschen Sprachforscher ausgegeben an dessen Todestage, Berlin 1852, bes.: S. 14f. Vgl. auch Magdalene Lutz-Hensel, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Eine methodenkritische Untersuchung, Berlin 1975, S. 440, Anm. 1.

tete Theorie und Abstraktion überflüssig werden.⁵² Auf eine gleichsam *natürliche* Weise spezifiziert die ›Reflexionsfigur‹ Lachmann die richtigen Arbeitsschritte. Zugleich wird in diesem Vokabular, das Person und wissenschaftliche Arbeitsweise nach gleichen Kriterien beschreibt und zu einem unentwirrbaren Konstrukt verdichtet, das Fach auf *eine* Linie eingeschworen. In vollem Ornat zeigt es sich typischerweise bei repräsentativen Anlässen, wie hier in der *Eröffnungsrede* bei den *Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner* von 1867. Die aufgelisteten Superlative haben so gesehen System: »Karl Lachmann [...] hat mit der festesten Konsequenz, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und der vollendetsten Sauberkeit und Genauigkeit eine Reihe von [...] kaum erreichbaren Mustern philologischer Werke hingestellt.«⁵³ Lachmann bringt kraft seiner Autorität als Leitfigur scheinbar Unvereinbares zusammen: Die traditionelle Vorstellung von der Philologie als einer gleichsam anthropologischen Eigenschaft schließt ein modernes Wissenschaftsverständnis, das auf die exakte empirische Wahrnehmung abhebt, nicht länger aus. *Als personaler Fixpunkt der philologischen Selbstreflexion übernimmt ›Lachmann‹ eine identitätsstiftende Funktion*: Er fungiert als *Klassiker* der Disziplin,⁵⁴ da in seiner Gestalt das Profil des Fachs für jeden Philologen greifbar vorliegt und jederzeit als eine vorbildliche Norm abgerufen werden kann. Die philologische Selbstreflexion hat so eine neue Form gefunden: *Die ehrfurchtsvolle Referenz auf eine Biographie gewordenes Ideal tritt an die Stelle der Fachencyklopädie*. Die argumentative Auseinandersetzung mit einer begrifflich gefaßten Position fällt aus.

Wo so viel und so sehr gelobt wird, fällt jede Kritik um so mehr auf. Jacob Grimm hatte in seinem Nekrolog auf Lachmann das enthusiastische Urteil über ihn gleichsam *kanonisiert*. Zugleich aber hat er auch einen Gegensatz zwischen Lachmann und der eigenen Karriere formuliert, der nicht nur als Ergänzung der beiden Dioskuren der deutschen Philologie zur höheren Einheit des Fachs verstanden werden konnte.⁵⁵ Wenn es, so Grimm über sich selbst, Philologen gibt, welche die Worte um der Sachen willen betreiben, so sei Lachmann denen zuzurechnen, die die Sachen wegen der Worte behan-

52 Lachmanns Ansprüche und Selbstdarstellungen haben die Schüler in ihrer Verehrung des Meisters übernommen. Moritz Haupt hält bezeichnenderweise seine Antrittsvorlesung unter dem Titel *De Lachmanno critico*. Mit seinem Tod avanciert der zur Wissenschaft selber gewordene ›Lachmann‹ zum unwidersprochenen Maßstab der philologischen Arbeit.

53 Julius Zacher, *Eröffnungsrede*, in: *Verhandlungen der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner* (1867), Leipzig 1868, S. 146. Hier zitiert nach R. Kolk, *Wahrheit – Methode – Charakter* (Anm. 26), S. 68.

54 Schon deshalb kann die Wissenschaftsgeschichtsschreibung, auch wenn sie Wissenschaft als ein soziales System begreift, nicht auf individuelle Personen verzichten.

55 Jacob Grimm, *Rede auf Lachmann*, gehalten in der öffentlichen Sitzung der (Berliner) Academie der Wissenschaften, am 3. Juli 1851, jetzt wiederabgedruckt in: J. Grimm, *Selbstbiographie*. *Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen*, hrsg. u. eingel. von Ulrich Wyss, München 1984, S. 78–93, hier: S. 82f.

deln.⁵⁶ Das ist auch eine Kritik an einem Fach, das all das, was nicht zum engeren Bereich der Editionsphilologie zählt, ausschließt. Moniert wird einmal, daß eigenständige, d. h. auch unabhängig von bloß konkreten Einzelfragen durchgeführte Arbeiten zur Grammatik oder vergleichenden Sprachwissenschaft fehlen. Zum anderen aber sah man durchaus, daß die hohe Spezialisierung zwar für ein klares Fachprofil sorgt, andererseits aber das *Grundverständnis des Fachs als Einheit der Differenz von Wissenschaft und Bildung gefährdet*.⁵⁷

Eine Philologie, deren erstrebte Wissenschaftlichkeit mit einem offensichtlichen *Desinteresse* am Pädagogischen einhergeht, bricht jedoch nicht nur mit der alten Tradition der Philologie als Teil der *Humaniora*. Über solche klassifikatorischen Brüche hinaus steht der *institutionelle Erfolg* des Fachs auf dem Spiel, denn ohne Lehrerausbildung, ohne den »notwendigen Zusammenhang [...] mit der Aufgabe des Schulmanns«⁵⁸ kann das Fach schwerlich mit ausreichenden staatlichen Ressourcen rechnen. Vor allem Franz Pfeiffer, der gleichfalls an Editionsprojekten arbeitet, formuliert das als Kritik an den (zu hohen) Kosten der Lachmannschen Spezialisierung. Statt weiterhin die alten neuhumanistischen Ideale zu pflegen, produziere die neue »[Editions-]Weise, die man im Gegensatz zu jener frühern [...] die wissenschaftliche, die methodische zu nennen liebt«, so Pfeiffer weiter, »nur einen Schwall an ungenießbaren Lesarten«, ohne Rücksicht darauf, daß derart regelgerecht edierte Texte schwerlich noch einen bildenden Wert entfalten können.⁵⁹ Lachmann selbst hat sich dazu nicht geäußert. Er scheint die Distanz zur Pädagogik als unvermeidliche Kehrseite einer an der Empirie ausgerichteten Wissenschaftlichkeit in Kauf genommen zu haben – eine Position, die nicht nur dem überkommenen Selbstverständnis der Philologie widersprach, sondern zugleich den weiteren institutionellen Ausbau einer nun auch deutschen Philologie gefährden mußte. Das hat die Biographen bzw. Wissenschaftshistoriker auf den Plan gerufen. Gottfried Hermann und Karl Lachmann, unstreitig die repräsentati-

56 Wie lange sich dieser Topos hielt, zeigen die Reden zu seinem 100jährigen Geburtstag. Vgl. die Sammelrezension von Ivo Bruns, *Lachmanniana*, in: *Preussisches Jahrbuch* 77 (1894), S. 172–176, hier: S. 172.

57 Vgl. Kap. 2.

58 K. Müllenhoff, *Die deutsche Philologie* (Anm. 6), S. 289.

59 Walther von der Vogelweide, Vorwort zur 1. Auflage, hrsg. von Franz Pfeiffer (= *Deutsche Classiker des Mittelalters*. Mit Wort und Sacherklärungen), Leipzig 1864, zitiert nach J. Janota, *Eine Wissenschaft etabliert sich* (Anm. 1, Kap. 2), S. 236–243, hier: S. 238. An anderer Stelle bleibt Pfeiffer ganz in der charakterologischen Fach-Polemik befangen: Spezialisierung als disziplinäre Strategie wird hier nur als »Dünkel« und »Verunglimpfung« begriffen. Sein Plädoyer für einen emphatischen Adressatenbezug kommt über einen bloßen Appell an den »guten Willen« nicht hinaus. Der darunterliegende systematische Konflikt wird nicht gesehen: »ich wiederhole, daß die alteutsche Litteratur nicht bloß für einige Studenten und Professoren gewachsen, sondern daß sie ein Gemeingut für alle Gebildeten unseres Volkes ist und werden soll«. Franz Pfeiffer, *Zum Erech*. Anhang, in: *Germania* 4 (1859) S. 185–232, hier zitiert nach J. Janota, *Eine Wissenschaft etabliert sich* (Anm. 1, Kap. 2), S. 224–231, hier: S. 229.

ven Vertreter dieser Philologie⁶⁰, sollen gegenüber dem nur zu berechtigten Vorwurf der »Einseitigkeit« verteidigt werden.⁶¹ Das gilt insbesondere im Fall Hermann. Was damit zusammenhängen mag, daß die Altphilologie aufgrund ihrer Herkunft aus der bildenden Philologie noch stärker als die Germanistik⁶² darauf angewiesen ist, den *bildenden Wert der Gegenstände* des Fachs oder des Fachs selbst auszuweisen.⁶³

Aber das Ergebnis fällt auch hier dürftig aus, jedenfalls gemessen am Vorhaben. Auf 120 Seiten weiß ein Karl F. Ameis über *Gottfried Hermanns pädagogischen Einfluß* wenig mehr zu sagen, als daß er eine »edle und charaktervolle Persönlichkeit« und so eben ein großes Vorbild gewesen sei. Und im übrigen habe Hermann eben auch in der »gymnasialen Lectüre Klarheit und Schärfe des Denkens befördern« wollen.⁶⁴

Der Gegensatz zur pädagogischen Philologie eines F.A. Wolf scheint fundamental. Die Philologie des Neuhumanismus hatte ihre Einheit als wissenschaftliche Disziplin aus dem finalen Zusammenhang vieler und teils sehr heterogener Elemente gedacht. Ihr Selbstverständnis hat sie wesentlich von

60 Auch hier werden die Heroen nicht einfach gleichgesetzt: Hermann galt als (zu) »divinatorisch« und »künstlerisch«, während Lachmann ohne Abstriche als Inkarnation wissenschaftlicher Korrektheit dargestellt wurde. (Vgl. M. Hertz, Karl Lachmann [Anm. 29], S. 189) Allerdings fungieren beide als *biographische Klassiker* des Fachs, insofern ihre wissenschaftliche Leistung – und das wird immer wieder herausgestellt – auch Ergebnis der besonderen *sittlichen* Qualifikation der jeweiligen (Privat-)Personen ist. Oder, wie Otto Jahn in seiner Gedächtnisrede auf G. Hermann klar herausstellt: »Was Hermann zu einer wahrhaft grossen Erscheinung macht, [...] dass seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist.« Und M. Hertz, der Jahn hier zitiert, setzt hinzu: »Dasselbe gilt in nicht geringerem Masse von Lachmann.« M. Hertz, Karl Lachmann (Anm. 29), S. 199f. Demnach manifestiert sich in der Charakterisierung dieser beiden Philologen *innerhalb* der fachinternen Kommunikation eine doppelt codierte Bewertung: Das Streben nach objektiver Richtigkeit (sei es in allgemeinen Gesetzen oder Regeln) korrespondiert exakt mit dem ethisch-moralischen Charakter der Forscher.

61 Hertz geht zwar nicht gleich soweit, daß er Lachmann (auch) als grossen *Pädagogen* inthronisieren will. Aber er nimmt ihn doch gegen den Verdacht in Schutz, er sei gegenüber der Exegese bzw. deren pädagogische Interessen blind gewesen. Freilich fällt die Verteidigung wenig überzeugend aus. Es bleibt beim abgegriffenen Gemeinplatz, auch Lachmann sei »von der engen und nothwendigen Verbindung der Kritik und Exegese [...] nicht minder überzeugt gewesen« als seine Kritiker. M. Hertz, Karl Lachmann (Anm. 29), S. 178.

62 Die Germanistik sah ihre wissenschaftliche Legitimationsurkunde (ganz nach dem Urteil der Textkritik) in der Grimmschen Grammatik (1818).

63 Umgekehrt kann die deutsche Philologie sich selbst über die Reputation der Altphilologie legitimieren.

64 K. F. Ameis, G. Hermann's pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten, Jena 1850, S. 52ff. und S. 17ff. Auch Koechly will gegen den Verdacht, für Hermann sei die Pädagogik ein »Anathema« gewesen, anschreiben, endet aber dabei bei einem – allerdings ins Positive gewendeten – Zugeständnis an die Kritik, wenn er eingesteht, daß Hermann die »nothwendigen Schranken zwischen Schule und Universität [...] klar erkannt und ausgesprochen« habe. H. G. Koechly, Zu seinem Hundertjährigen Geburtstage (Anm. 45), S. 86.

jenen Bedürfnissen und Erwartungen her formuliert, die mit der Abwertung der Theologie sich jetzt auf die Wissenschaft als der neuen *Autoritätsgrundlage* für das Erziehungssystem richteten. Einheit wie Wissenschaftlichkeit wird dagegen in der »Lachmannschen Philologie« in einer empirisch-deduktiv verfahrenen und sich so als objektiv verstehenden Textkritik begründet. Gleichwohl ist der Erfolg der Textphilologie nur die Totalisierung *eines* Elements aus dem philologischen Arbeitsfeld. Das zeigt sich vor allem dort, wo sich die Frage nach dem Besonderen des philologischen Gegenstands, nach seiner Qualität als eines »klassischen« Texts stellt. Offensichtlich hat man diese Seite des Gegenstands nicht eigens bearbeitet oder gar in einen eigenen, möglicherweise auch kritischen Begründungszusammenhang gestellt. Sie scheint *ausgeblendet*, obwohl es auch für Lachmann selbstverständlich gewesen sein dürfte, daß die edierten Texte (bzw. ihre Autoren) zu den »Klassikern« zählen.⁶⁵ Offensichtlich wirkt die *Distanz zur (philosophischen) Theorie* nach. Nach Müllenhoff z. B. brauchen »Geschmack« und »Kunsturtheil« des Philologen »niemals ästhetischer Theorien«, da sie »doch nur trügen«.⁶⁶ Die Polemik gegen jede philosophische Begrifflichkeit paßt in das selbstinszenierte Bild einer ausschließlich auf Empirie gegründeten Wissenschaftlichkeit. Die Emphase gilt mehr der empirisch überprüfbareren Exaktheit als dem Gegenstand. Weder die griechische Antike noch das deutsche Hochmittelalter soll sich vor dem strengen Blick des Philologen als »ideale Musterwelt« behaupten können: »Das ist jetzt anders geworden«, so der ebenso selbstbewußte wie konsequente Bruch mit einem idealistischen Gegenstandsverständnis: »Wir wollen jetzt die reine, objective historische Erkenntnis und denken nicht daran uns an die Fremde zu verlieren.«⁶⁷

Aus all dem wäre nur der Schluß zu ziehen, daß der Gegenstand der textkritischen Philologie tatsächlich objektiv und (sprach-)historisch und damit wesentlich *wertneutral* ist. Aber schon die Selbstauskunft ist in dieser Frage weniger eindeutig und entschieden, als das Pathos der positiven Erkenntnis vermuten läßt. Zwar weiß Moritz Haupt die deutsche Philologie hier auf gleicher Linie mit der nach wie vor als Richtschnur geltenden Altphilologie. Auch sie kritisiert inzwischen das nur emphatische Gegenstandsverständnis der neuhumanistischen Bildungsphilologie und hat »der abergläubischen

65 Auch W. Scherer hebt hervor, daß Lachmann nicht einfach ein bloßer Techniker der Edition ist – und zitiert daher Lachmann als Kulturkritiker, der die großen Werke bzw. Werte feiert: »sie [die dekadenten Franzosen] kennen nicht einmal die Werke, die nach dem Willen des Schicksals das Palladium aller wahren geistigen Cultur ewig sein sollen.« K. Lachmann, Rezension zu einer franz. Tibull-Übersetzung (1815), zitiert nach W. Scherer, Rezension zu *Kleinere Schriften* v. K. Lachmann (Anm. 34), S. 94.

66 K. Müllenhoff, Die deutsche Philologie (Anm. 6), S. 286.

67 Ebd., S. 295f. Offensichtlich will man hier keineswegs nur *eine* Epoche der deutschen (Literatur-)Geschichte zur »Klassik« kanonisieren. Die deutsche Philologie beschäftigt sich mit dem »Deutschen«, sie ist die »Wissenschaft von deutscher Volksthümlichkeit überhaupt und nicht von einzelnen Perioden unserer Geschichte« (S. 280).

Bewunderung jedes griechischen oder lateinischen Verses längst entsagt.«⁶⁸ Das »Alterthum und seine Werke«, so Otto Jahn mit gleicher Stoßrichtung, wird jetzt nur noch als »Object der prüfenden Forschung anerkannt.«⁶⁹ Vor den Konsequenzen eines derart neutralisierenden Gegenstandsverständnisses schreckt man gleichwohl zurück. Jedenfalls formuliert Haupt an gleicher Stelle letztlich wieder einen vom *Gegenstand abgeleiteten Sonderstatus für die Disziplin*. Als »Wissenschaft von der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums« erfasse sie nämlich nichts weniger als das »Bewusstsein des innersten Wesens des deutschen Geistes.«⁷⁰

Was sich hier als Widerspruch abzeichnet, ist für die unmittelbar Beteiligten kein Problem. Klärungsbedarf scheint es nicht zu geben, und entsprechend fehlen die programmatischen Aussagen oder gar systematischen Arbeiten, die das Verhältnis von *Deskription und Normativität* näher regeln. Hier kann nur der *disziplinäre Textumgang selbst befragt werden*. Die Boeckh wie Schlegel bekannte Einsicht, daß sich die Wissenschaftlichkeit der Philologie in ihrem eigentlichen Profil erst im *Vollzug* zeigt, wird auch hier zur Leitfrage: *Wie liest die Textkritik?*

Das Paradigma der textkritischen Lektüre liegt nicht in der *Sinnhermeneutik*, sondern in der *Grammatik*. Die Gewichtung selbst ist nicht neu. In der langen Tradition der Philologie galt Grammatik über Jahrhunderte hinweg als die Kunst des Lesens und Schreibens.⁷¹ Noch die philologische Fachencyklopädie tradiert die Grammatik als Schlüssel zum Textverständnis, wenn sie das formale Organon in Kritik, Hermeneutik und (fast immer) auch Grammatik unterteilt.⁷² Hat jedoch das alte grammatische Textverständnis früher sowohl Deskriptives wie Normatives vereint, so werden in der neuen, historisch-genetischen Grammatik die alten Verbindungen zu einer *grammatica philosophica* oder *grammatica speculativa* gekappt und damit auch Fragen der Exegese und Bewertung weitgehend ausgeschlossen. Das aber bringt Probleme: Kann eine am Modell der empirischen Forschung ausgerichtete Lektüre zu-

68 Moritz Haupt, Festrede, in: Berichte über die Verhandlungen der Königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Leipzig 1848, S. 90–106, hier: S. 99.

69 Otto Jahn, Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland, in: *Ders.*, Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze, Bonn 1868, S. 1–51, hier: S. 31.

70 M. Haupt, Festrede (Anm. 68), S. 105.

71 Wilhelm Koller, Philosophie der Grammatik, Stuttgart 1988.

72 Anders A. Boeckh. Gegen alle Positionen, welche die (niedere) Kritik mit der Grammatik selbst verbinden, sucht er die streng logische Unterscheidung zwischen Gegenstand und Methode. Dabei erweist sich die Grammatik erst als »Product der philologischen Tätigkeit« und widerspricht so allen Versuchen, die Grammatik analog zur Logik in der Philosophie zum Kern des formalen Organons zu erklären. Nach Boeckh hat die Grammatik demnach nur als *Theorie* des grammatischen Verstehens ihren Platz. Vgl. A. Boeckh, Enzyklopädie (Anm. 4, Kap.4), S. 54f.; sowie G. Pflug, Hermeneutik und Kritik (Anm. 37), S. 145.

gleich den besonderen *Wert* ihres Gegenstands ausweisen? Oder sind *Empirie* und *Normativität* unvereinbare Größen?

Die Textkritik hat sich nicht auf *eine* Antwort festgelegt. Gleich mehrere Strategien lassen sich in der Praxis textkritischer Lektüre beobachten. Einmal werden die Texte weniger nach ihrem »klassischen« Gehalt als nach der *technischen Schwierigkeit* ausgewählt, welche die Edition dem Kritiker bietet. Das jedenfalls legt Grimm im Fall Lachmann nahe: »Unter den Texten waren ihm am liebsten die schwersten und die dem Kritiker die vielseitigsten handhaben darböten.«⁷³ Wäre demnach ein »großer« Text nichts anderes als eine Herausforderung an das wissenschaftliche Können? Immerhin, wenn auch nur einmal, hat Lachmann mit den *Schriften der römischen Feldvermesser*⁷⁴ einen weder »klassischen« noch »heiligen« Text ediert. Klassizität fiele so mit einer *exemplarischen* Wissenschaftsleistung zusammen. Das »Bildende« ergibt sich nach dieser technischen – und in diesem Sinn radikalen – Variante mehr aus dem hochspezialisierten *Vollzug der Textkritik* selbst als aus der Aneignung eines wie immer definierten klassischen (Werk-)Gehalts.

Natürlich läßt sich auch das gesamte Problem als ein immer schon gelöstes ausgeben. Der Textphilologie delegiert dann das Problem einfach an den *Kanon*: Entweder er übernimmt die an anderer Stelle, etwa in der Literaturkritik oder Literaturgeschichte, aufgestellte Liste der vorzüglichen Werke oder er hält sich an das Muster der ihrerseits »kanonischen« Altphilologie und schmarrotzt an deren Reputation: Wird das Klassische des *Nibelungen* Epos zum Problem, muß man nur auf die »Parallele des Nibelungenliedes mit den homerischen Dichtungen«⁷⁵ verweisen.

Solche Strategien waren sicherlich erfolgreich. Dabei gab es durchaus eine eigene, für die textkritische und sprachkundige Philologie zumindest naheliegende Begründung für den (klassischen) Wert der Texte: Die sprachlich-formale Vollkommenheit eines überlieferten Textes galt schon immer als unbezweifelbare Größe. Paradigma hierfür ist z. B. die Vorstellung einer *goldenen Latinität*. In Ansätzen findet sich diese Argumentation auch hier. Entsprechende Hinweise finden sich z. B. in der Vorrede von Beneckes *Wigalois*-Ausgabe: »Das Werk selbst ist aus der besten Zeit«⁷⁶, und Müllenhoff sieht in der jetzt edierten altdeutschen Literatur »die vollkommene Sicherheit, Fein-

73 J. Grimm, Rede auf Lachmann (Anm. 55), S. 84.

74 Zusammen mit F. Blume und A. Rudorff, Berlin 1848.

75 August Haackh, Ueber den heutigen Stand der classischen Alterthumswissenschaft in ihrem Verhältnis zum Leben, zu den übrigen Wissenschaften und zur Schule, Jahrbücher der Gegenwart, Tübingen 1844, S. 790–807, hier: S. 803.

76 Georg Friedrich Benecke, Vorrede zur kritischen Ausgabe des Wigalois, Berlin 1819, S. VII–LIV, hier: S. XV. Messe man den Wigalois an dem im *Iwein* überkommenen Ideal, so zeige sich auch hier »dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfach und Anmuth, die einen so lieblichen Zauber verbreiten.« All das aber erschließe sich nur dem »vollendeten Kenner Alt-Deutscher Sprache und Kunst« (S. XXXIX).

heit und Sorgfalt in allem Formalen.«⁷⁷ Doch das bleibt eher marginal. Was am Ende als Ergebnis einer *strengen* textkritischen Lektüre stehen soll, geht jedenfalls für Lachmann über die *bloße Bestätigung eines »klassischen« Sprach- bzw. Formniveaus weit hinaus*. Die Grammatik soll letztlich doch ein *umfassendes Textverständnis* ermöglichen: »Das philologische Verständnis«, so Lachmann, zielt auf nichts weniger als »die ganze dichterische und menschliche Gestalt des Dichters«; ihn mit »seiner gesamten Umgebung sich in allen Zügen genau vorzustellen ist die Vollendung des wahren Verstehens, ist das Ziel der Philologischen Auffassung.«⁷⁸

Der angezeigte Widerspruch wird deutlicher: Einerseits ist ein Textverständnis, welches das literarische Werk als *originalen Ausdruck dichterischer Kreativität begreift, eine hermeneutische Aufgabe*. Andererseits hat die philologische Arbeit, ohne die dieses Ziel gar nicht erreicht werden kann, als ihr *Ergebnis nur einen textkritischen Apparat, der ohne jeden verbindenden und didaktisierenden Kommentar allein den Text begleitet*.⁷⁹ Wie kann sich der dichterische Sinn zeigen, wenn die adäquate Lektüre als *Forschung* konzipiert wird und Lachmann, so sein erster Biograph, »überall nur prüfende, mitforschende Leser«⁸⁰ vorsieht? Plausibel wird das nur, wenn die empirische Beobachtung, die nur quantitative und »objektiv« gegebene Kriterien wahrnehmen kann und so den Text als ein *wertneutrales sprachliches Gebilde* festlegt, letztlich doch über den bloßen Wortlaut *hinausgeht*. Wie das Unmögliche gelingen soll, macht Lachmann mit seiner überraschenden Wende zu einer Lektüre des *kongenialen Nachvollzugs* deutlich⁸¹: Das philologische Verstehen »[sucht] mit

77 K. Müllenhoff, Die deutsche Philologie (Anm. 6), S. 283. Johann A. Schlüter hat bereits um die Jahrhundertwende die Frage, ob Autoren wie z. B. Johann J. Engel oder Gotthold E. Lessing zu Klassikern erhoben werden können, an deren Sprachmeisterschaft bemessen – und negativ entschieden. Vgl. Johann A. Schlüter, Ueber die Classicität Deutscher Schriftsteller, besonders Deutscher Prosaisten. Aus einer öffentlichen Vorlesung. Ein Fragment, in: Der Freimüthige oder Ernst und Scherz, Nr. 207 (17. Oktober 1805), S. 309–310, und Nr. 208, (18. Oktober 1805), S. 303.

78 Karl Lachmann, Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein (zus. mit G. F. Benecke, Berlin 1843), hier zitiert nach M. Hertz, Karl Lachmann (Anm. 29), S. 179f. Ähnlich auch die Definition von Otto Jahn: »Das philologische Verständniß aber begnügt sich nicht im Allgemeinen Wort und Sinn zu begreifen und den Inhalt einer Schrift kennen zu lernen, es will vielmehr durch strenge Rechenschaft über jede sprachliche oder sachliche Einzelheit dahin gelangen, die Individualität des Schriftstellers im Ausdruck, im Stil [...] sich zu vergegenwärtigen.« Otto Jahn, Bedeutung und Stellung der Alterthumswissenschaften (Anm. 69), S. 33.

79 Franz Pfeiffer formuliert die Gegenposition: »Wer ist zu einem Commentar mehr berufen, ja, nicht bloß das, sondern verpflichtet, wenn nicht der kritische Bearbeiter, der eben bei der Bearbeitung weit tiefer in den Sinn und Geist der alten Texte einzudringen hat, als der Leser.« Franz Pfeiffer, Rezension von *Des Minnesangs Frühling*, in: Germania 3 (1858), S. 484–508, hier zitiert nach: J. Janota, Eine Wissenschaft etabliert sich (Anm. 1, Kap. 2), S. 223.

80 M. Hertz, Karl Lachmann (Anm. 29), S. 198.

81 Karl Maurer hat diese Wende bei H. Usener wie W. Dilthey herausgestellt, Lachmann dagegen ganz beim Wort genommen und nur als »Gegner« der Hermeneutik dargestellt. Vgl. Karl Maurer, Textkritik und Interpretation, in: Poetica 16 (1984), S. 324–355, hier: S. 334ff.

folgsamer hingebung die gedanken, absichten und empfindungen des dichters [...] rein und voll zu wiederholen.«⁸²

Eine solche Lektüre ist weniger bescheiden als hypertroph. Zugleich wird sie in dem Maße, wie sie alle hermeneutischen Schwierigkeiten ignoriert, die der nachvollziehenden Wiederholung des Werks entgegenstehen, epistemologisch naiv: einzig die exakte lektüretechnische Wahrnehmung des textkritisch geprüften und somit authentischen Textes soll das ideale »philologische Verständnis« zustandebringen. Das *buchstabengenaue* Lesen als Inbegriff empirischer Textwahrnehmung wird damit unter der Hand zu einem »magischen« Instrument: Der textkritischen Lektüre soll der Sprung aus der *Materialität der Sprache* gelingen, auf daß aus dem (einfachen) empirischen Objekt »Text« ein *bedeutendes Werk* wird.

Wie eine buchstäbliche Lektüre das anstellt, wie sie zur Subjektivität und Individualität des Autors vordringt, das bleibt im dunkeln. Empfohlen wird immer wieder eine geradezu maßlose Akribie – und im übrigen braucht es nur jenen Lachmannschen Charakter, um den *Autorwillen*⁸³ als Maßstab für die korrekte Lektüre auch ohne eine eigens ausgewiesene hermeneutische Anstrengung zu erkennen. Der Textkritiker selber ist der *erste Leser*, der gleichsam stellvertretend für den Autor den originalen Text vor Augen hat und so jene *authentische Lektüre* praktizieren kann, in welcher der Text für die »gedanken und empfindungen des dichters« durchsichtig wird.⁸⁴ Die wiederherstellende Textkorrektur, wie sie die Edition fixiert, ist die notwendige Anleitung, um den *Autor* des Werks lesen zu können. Sie führt auch den gewöhnlichen Leser zum eigentlichen »wort« des Dichters, »so daß«, jedenfalls nach Lachmanns Credo, ein »leser nur lesen darf was gedruckt steht, um den eindruck [der dichterworte] rein zu empfangen.«⁸⁵

Schlegel hatte das Verhältnis zwischen der Materialität des Buchstabens und dessen potentiellem Sinngehalt in der aporetischen Unterscheidung von *Geist* und *Buchstabe* gefaßt und die philologische Lektüre konsequent als den Vollzug dieser unentscheidbaren Differenz bestimmt. Hier jedoch wird die zwischen Kritik und Hermeneutik eingespannte Lektüre als ein eigenes Problem ignoriert – um schließlich in Gestalt einer *idealistischen Hermeneutik*

82 K. Lachmann, Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein (Anm. 78), S. III-X, hier: S. III. Vgl. auch Ulrich Hunger, Romantische Germanistik und Textphilologie: Konzepte zur Erforschung mittelalterlicher Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Deutsche Vierteljahrsschrift, Sonderheft, Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft (Anm. 3, Kap. 2), S. 42*–69*, hier: S. 62*.

83 In der Frage der Autorschaft zeigt sich demnach die (als solche meist nicht explizierte) Hermeneutik des Textkritikers. Vgl. Klaus Hurlbusch, Deutungen literarischer Arbeitsweise, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 105 (1986), Sonderheft, S. 4–27, bes.: S. 14.

84 Richtig ist, daß die tradierten Manipulationen am »originalen« Text nicht nur als Verfälschungen eines ersten, authentischen Textes gesehen werden dürfen, sondern als »eine Art Fixierung des Lesens« gewichtet werden müssen. Vgl. Karl-Heinz Göttert, Die Spiegelung der Leserwartung in den Varianten mittelalterlicher Texte, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 48 (1974), S. 93–121, hier S. 95.

85 K. Lachmann, Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein (Anm. 78), S. V.

wieder aufzutauchen. Der dem naturwissenschaftlichen Ideal angenäherte Begriff von Wissenschaftlichkeit verkehrt sich in sein Gegenteil. Der Sprung von einer empirischen Sprach- und Textbeobachtung zur Sinnauslegung mißlingt, ja muß mißlingen, da in einer Lektüre, die allein dem Anspruch »recensere [...] sine interpretatione et possumus et debemus«⁸⁶ genügen soll, Sinnfragen sich gleichsam von selbst erledigen sollen. Eine Lektüre jedoch, die sich vorgeblich allein auf die objektiven Teile des philologischen Organons, auf Grammatik und Kritik beschränkt und die Interpretation als ein eigenes, ebenso unvermeidliches wie komplexes Verfahren übergeht, droht zu einer *Metaphysik des Buchstabens zu werden, da sie die Autorität des exakten Wortlauts überzieht*. Die als Frage des richtigen Charakters bzw. einer »Genauigkeitsmoral« entschiedene Wendung zum Wortlaut *macht den Buchstaben gegenüber dem Interpretieren übermächtig*. Keine Interpretation kann sich je gegenüber dem einzig als *Wissenschaft* ausgegebenen Exaktheitsideal behaupten.

Worin diese Erkenntnis bestehen soll, bleibt über die Formel von den »reinen dichterworten« hinaus weitgehend offen. Einmal mehr fehlt eine explizite Begründung für das Klassische als dem entscheidenden Selektionskriterium bei der Wahl der Texte. Die Rekonstruktion der *textkritischen* Lektüre deckt an dieser Stelle nur ein beträchtliches Begründungsdefizit auf. Je näher diese Art der philologischen Lektüre ihrem Gegenstand kommt, desto mehr erweist sie sich als ein *emphatischer Akt*: Die Erkenntnis der Literatur gelingt allein als kongeniale, von keiner Interpretationsarbeit belastete Kommunikation. Entsprechend zählen Einbildungskraft oder Sensibilität letztlich mehr als die so oft beschworene Genauigkeit oder logische Schärfe. Wie anders soll sich die Essenz der Dichterworte mitteilen können?

Daß man all dies nicht gesehen hat, daß man das eigene Vorgehen nicht in einer begleitenden und kontrollierenden Reflexion verfolgt hat, mag es in der Tat rechtfertigen, von einem Niveauverlust in der philologischen Selbstreflexion zu sprechen. Umgekehrt zeichnet sich an diesem Punkt bereits die Ausnahmestellung zweier Philologen des 19. Jahrhunderts ab. Gerade dort, wo die philologische Disziplinarität nach allgemeinem Zeugnis endlich den Status der Wissenschaftlichkeit erreicht zu haben scheint, zeigen sie sich skeptisch. So hat zwar auch Wilhelm Scherer das Ethos des Philologen emphatisch bejaht, genauso entschieden hat er jedoch jeden Versuch kritisiert, die methodische Reflexion durch eine professionelle Moral *ersetzen* zu wollen. Denn was in der Theorie nicht gesichert ist, kann, auch gegen die ursprüngliche Intention, ins Gegenteil mutieren: Die berufsständische Ethik eines Lachmann wird in der

86 Karl Lachmann (Hg.), *Novum Testamentum Graece et Latine*, Bd. I, Berlin 1842, S. V, hier zitiert nach: Ursula Rautenberg, *Germanistik als Wissenschaft* (Anm. 49), S. 33. Textkritische Richtigkeit geht vor Sinn – jedenfalls soll die Philologie nur Texte erstellen, »wie sie sich allein aus den Handschriften nach der strengsten Prüfung des Werthes jeder einzelnen ergeben, ohne die mindeste Rücksicht auf den Sinn oder die Vorschriften der Grammatik«. Karl Lachmann, *Ueber G. Hermanns Ausgabe von Sophokles Ajax*, in: *Jenaische Allgemeine Literatur Zeitung* (Nov. 1818), zitiert nach: *Ders.*, *Kleinere Schriften zur classischen Philologie*, hrsg. von J. Vahlen, Berlin 1876, S. 1–17, hier: S. 2.

textkritischen Lektüre unbemerkt zur *idealistischen Lesemoral, die das Fach für eine letztendlich spekulative Philologie öffnet*. Davor, so Scherer 1878 mit einem in eine rhetorische Frage gekleideten Imperativ, kann nur die *permanente Selbstreflexion* schützen: »Sollte es nicht auch zur Berufsmoral des Gelehrten gehören, daß er über die Berechtigung der Methode theoretisch im Klaren sei, mit denen er zu arbeiten versucht?«⁸⁷ Der damit zugleich konstatierte Mangel an theoretischem Bewußtsein ist für Scherer Folge des untauglichen Versuchs, die Fachidentität ohne Rekurs auf die Philosophie als *der* Nachbardisziplin schlechthin bestimmen zu wollen. Nur mit der Philosophie und ihrer Kompetenz in Fragen der Wissenschaftstheorie ließe sich nach Scherer »das weiße Blatt endlich füllen, welches die Logik und Wissenschaftslehre für uns offen hält.«⁸⁸ Ob diese Orientierung an der Philosophie tatsächlich in einer über-disziplinären, allgemeinen Wissenschaftstheorie münden muß (oder kann), bleibt jedoch vage. *Notwendig* dagegen war für Scherer, daß das Fach seine Identität, ganz wie in den Enzyklopädiën von Schlegel und Boeckh, in der Auseinandersetzung mit der Philosophie suchen müsse und die Philologie »sich über die sogenannte exacte Feststellung einzelner Thatsachen [...] erheben und etwas mehr philosophische Neigungen mitzubringen [habe], als unter den Philologen jetzt üblich ist.«⁸⁹

Die zweite Ausnahme, und ihr ist das letzte Kapitel vorbehalten, ist ein Philologe, der bei seiner Kritik am Fach so weit geht, daß er sich aus dem Fach *herausschreibt*: Friedrich Nietzsche ist als Philosoph, nicht als Philologe berühmt geworden.

VI. »Wissenschaft« vs. »Bildung«. Selbstreflexion als disziplinäre Selbstkritik (Friedrich Nietzsche)

»Der classische Philolog [...] spricht [...] ein *Urtheil*.«¹

Daß eine Philologie, die nur noch (niedere) Kritik und Grammatik kennt und sich selbst als eine »charakterologisch« kontrollierte Praxis definiert, die *eigentliche* Bestimmung der Disziplin verfehlen muß – auch diese Einsicht hat die Philologie des 19. Jahrhunderts formuliert. Allerdings durch einen Vertreter, den die Fachgemeinschaft nicht als einen der ihren akzeptieren wollte, ob schon er, anders als Friedrich Schlegel, zumindest für einige Zeit einen ordentlichen Lehrstuhl für (klassische) Philologie innehatte, ja sogar zum Zeitpunkt

87 W. Scherer, *Rezension* (Anm. 34), S. 98.

88 Ebd., S. 99.

89 Ebd.

¹ Friedrich Nietzsche, *Einleitung in das Studium der classischen Philologie* (Vorlesung Sommer 1871, dreistündig), in: F. Nietzsche, *Musarionausgabe*, Bd. 2, S. 337–365, hier: S. 344f. Im folgenden zitiert als: *Einleitung und Seitenangabe*.

seiner Berufung – im Alter von 24 Jahren! – als eine der großen Hoffnungen des Fachs galt²: Auch Friedrich Nietzsche ist nicht schulbildend geworden.³ Und auch hier kann die Biographie wie die Publikationsgeschichte seiner Schriften viel erklären, ohne daß damit bereits gesagt wäre, warum das Fach auf seine philologischen Schriften, insbesondere im Fall der *Geburt der Tragödie* (1871), nur mit Schweigen reagierte.⁴ Unstreitig dagegen ist, daß die Altphilologie Nietzsche lediglich als *Außenseiter* und die deutsche Philologie⁵ ihn (anders als die deutsche Literatur) offenbar überhaupt nicht wahrgenommen hat.⁶

Im folgenden kann der *Philologe* Nietzsche nicht erschöpfend dargestellt werden. Der Grund dafür ist weniger eine unüberschaubare Zahl an Einlassungen Nietzsches zur Philologie als vielmehr der gegenwärtige Stand der (allgemeinen) Nietzsche-Diskussion. Eine von Frankreich ausgehende und dann in den USA aufgenommene poststrukturalistische Rezeption hat den Philosophen Nietzsche *philologisiert*. An die Stelle wohlbekannter Themen und Fragen, die um Politik, Moral oder auch Geschichte kreisten – Stichwort

2 Nietzsche erhielt in Basel im Februar 1869 eine ausserordentliche, ab März 1870 dann schon eine ordentliche Professur für Altphilologie.

3 Vgl. ausführlich James *Whitman*, Nietzsche in the Magisterial Tradition of German Classical Philology, in: *Journal of the History of Ideas* 47 (1986), S. 453–468, sowie die dort auf S. 453, Anm. 1, verzeichnete Literatur zum Thema Nietzsche und die (klassische) Philologie. Nietzsches Tragödien-Schrift wurde – mit der gewichtigen Ausnahme der Wilamowitzschen Polemik »Zukunftsphilologie!« Erstes und Zweites Stück, Berlin 1872/73 – mit Schweigen übergangen.

4 Whitman hat diese Frage mit der These von zwei sich widerstrebenden Traditionssträngen innerhalb der klassischen Philologie beantwortet. Nietzsche, für Whitman Vertreter der »magisterial tradition«, sei von der damals dominierenden Real-Philologie und ihrer positivistischen Wertschätzung des Faktischen bewußt übergangen und so aus dem Fach selbst ausgegrenzt worden. J. *Whitman*, Nietzsche in the Magisterial Tradition (Anm. 3).

5 Deren Interesse an kognitiven Fragen war gering. Scherers Einsicht, dass »alle Streitfragen, welche wir jetzt [1876] mit Lachmanns Namen vorzugsweise verknüpft sehen, ganz allgemeiner Natur und keineswegs der klassischen oder deutschen Philologie eigentümlich« seien, ging an den meisten der deutschen Philologen vorbei. Ihnen fehle es, so Scherer, nur zu oft an der dafür notwendigen philosophischen Grundkompetenz. W. *Scherer*, Rezension (Anm. 34, Kap. 5), S. 98.

6 Von Schlegel wie Nietzsche hat man sich andere Bilder gemacht. Schlegel konzediert man zwar das »Genie«, hält ihn aber andererseits für unfähig, ein einmal skizziertes Projekt zu einem vollständigen Werk auszuarbeiten. Die Nietzsche-Rezeption verdiente eine eigene Darstellung. Selbstbeschreibungen Nietzsches, etwa wie hier aus dem Jahr 1877, ist man kaum nachgegangen: »Ich weiss es [. . .], daß es eine höhere Bestimmung für mich giebt, als sie sich in meiner Baseler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann.« Brief an Frau Baumgartner-Köchlin, zitiert nach Max *Oehler*/Richard *Oehler*, F. *Nietzsche*, Musarionausgabe, Nachbericht zu Bd. 2, München 1923, S. 389–405, hier: S. 391. Daß Nietzsche als singuläre Doppelbegabung sowohl in der Philologie wie der Philosophie kompetent war, also wie kaum ein anderer Fragen der Fachidentität bearbeiten konnte, wird gewöhnlich übersehen. Immerhin schließt Elrud *Kunne-Ibsch* ihre Arbeit über *Die Stellung*

»Nietzscheanismus« –, dominiert heute eine Diskussion, die sich auf einen erkenntnistheoretischen *Textualismus* bzw. auf eine grundsätzliche *Rhetorizität der Sprache* konzentriert. Unter diesem »philologischen« Vorzeichen werden gegenwärtig die alten Probleme und Fragen neu interpretiert.⁷ Hier dagegen ist der Focus ungleich enger. Thema bleibt eine problemorientierte Wissenschaftsgeschichte der Philologie⁸, und entsprechend hält sich das Folgende, trotz einer weitausgreifenden Parallelstellensuche, zunächst einmal an Nietzsches *Einleitung in das Studium der klassischen Philologie*⁹ als dem Kern seiner »philologischen Propädeutik«¹⁰. Sie ist, zusammen mit den Skizzen zu einem ungeschriebenen Buch *Wir Philologen* (1874) sein expliziter Beitrag zur Tradition der philologischen Fachencyklopädie – und so nach eigenem Bekunden nichts geringeres als ein Versuch, den »idealen Philologen«¹¹ zu zeichnen.

Der Abstand zwischen Nietzsche und der in Lachmann »verkörperten« textkritischen Philologie scheint auf den ersten Blick nicht groß, ja es überrascht, wie entschieden auch der philosophisch ungleich sachverständigere Nietzsche die akribisch-genaue Lektüre ins Zentrum seiner Fachkonzeption stellt. Sitzfleisch, Exaktheit und unbestechliche Schärfe des Urteils zählen auch für ihn zu den unabdingbaren Tugenden des Philologen.¹² Philologe sein, heißt zunächst einmal den richtigen *Charakter* haben: Von der »strengen Methode« der Philologie heißt es etwa, ganz im Tonfall eines Lachmann: »Es handelt sich hier um etwas *Ethisches*. Der Trieb der Wahrheit befriedigt sich erst in

Nietzsches in der Entwicklung der modernen Literaturwissenschaft, Tübingen 1972, mit der nur zu berechtigten These, daß Nietzsche die *richtigen* Fragen gestellt habe und seine Fragen »zum großen Teil noch unsere – offenen – Fragen« seien (S. 257).

7 Henning Ritter hat seinen Bericht über eine Tagung zu Nietzsches *philosophischen Anfänge* dann auch überschrieben: »Nietzsche für Philologen?«, vgl. FAZ (Geisteswissenschaften), 25. März 1992, S. N 5.

8 Hilfreich: Hendrik *Birus*, *Wir Philologen*. Überlegungen zu Nietzsches Begriff der Interpretation, in: *Revue Internationale de Philosophie* 38 (1984), S. 373–395 und H. *Birus*, Nietzsche als Interpret, in: *Euphorion* 78 (1984), S. 436–449. Stärker gefärbt durch die französische Nietzsche-Rezeption ist dagegen Friedrich *Kittler*, Nietzsche, in: *Klassiker der Literaturtheorie*, hrsg. von H. *Turk*, München 1979, S. 191–206.

9 F. *Nietzsche*, *Einleitung* (Anm. 1).

10 Ebd., S. 356.

11 Brief Nietzsches an Rohde vom 7.6. 1871, zitiert nach J. *Whitman*, Nietzsche in the Magisterial Tradition (Anm. 3), S. 463. Allerdings kann die schon aus pragmatischen Gründen erzwungene Begrenzung auf das »Philologische« nicht immer befriedigen. Die Grenze zur Philosophie ist fließend.

12 In der zivilisationskritischen Umwertung sind sie zugleich »*Maschinen-Tugenden*«. Der Philologe war deshalb bisher der Erzieher *an sich*; [. . .] unter seiner Fahne lernt der Jüngling »ochsen«; erste Vorbedingung zur einstmaligen Tüchtigkeit machinaler Pflichterfüllung (als Staats-Beamter, Ehegatte, Büro-Sklave, Zeitungsleser und Soldat)«. Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, in: F. *Nietzsche*, Schlechta-Ausgabe, München 1969, Bd. III, S. 630.

streng *logischen* Operationen. Der charaktervolle Philolog macht hier die strengsten Anforderungen.«¹³

Wissenschaft meint auch hier einen (moralischen) Habitus. »Sittliche Strenge«, so Nietzsche mit Blick auf die universitäre Philologie seiner Zeit und deren Leistungen in der Emendation, »ist das Charakteristikum unserer Periode.«¹⁴ In der Tat ist Nietzsche mit der textkritischen Lektüre als Paradigma philologischer Erkenntnis aufs engste vertraut. Schon in Schulpforta zählte sie zum festen Bestand des Unterrichts¹⁵, ehe Nietzsche schließlich als Muster-schüler Friedrich Ritschels am Beispiel der Quellen des *Diogenes Laertius* selber als Editionsphilologe arbeitet.¹⁶

Die *exakte* Lektüre prägt auch den fachlichen Bezug auf den Gegenstand. Wie Lachmann und die gesamte (Formal-)Philologie sieht auch Nietzsche in ihr das philologische Erkenntnismittel schlechthin.¹⁷ Freilich verläßt die Begründung das Gewohnte. Mit Lachmann hatte man das Methodische der Lektüre durch den normativen Verweis auf charakterologische Qualitäten geregelt. Nietzsche beläßt es nicht beim metonymischen Übergang von der Person des Wissenschaftlers auf die Disziplin und deren Epistemologie in Gestalt einer professionellen Lese-Moral. Das Philologische dieser Lektüre wird für ihn erst dort wirklich greifbar, wo das Moralische oder auch Charakterologische zugleich der Einstieg ist, um nach den *epistemologischen* sowie *kultur- und wissenschaftskritischen* Qualitäten zu fragen. Denn die langsam-genaue Lektüre des Philologen erklärt für sich genommen noch nicht die disziplinäre Eigenart des Fachs. Sie ist, wie eine Beobachtung Nietzsches zeigt, ein Hinweis, der erst noch weiter zu entschlüsseln ist: Mit kulturhistorischem Gespür erkennt er in der philologischen Lektüre einen kulturellen *Anachronismus*: »Der Philologe liest noch Worte, wir Modernen nur noch

13 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 349. Zum Ethos des Philologen gehören nach Nietzsche aber auch Werte, die bei Lachmann eher am Rande stehen wie etwa das Heroische, Skeptische. So wie der Textkritiker auf der Suche nach dem richtigen Wortlaut sich von keiner noch so anerkannten (Text-)Konvention blenden läßt, so mißtraut der Philologe auch allen (kanonisierten) Lesarten – der Philologe wird zum »Zerstörer«: »Dank dem unbezwinglich starken und zähen Manns-Charakter der großen deutschen Philologen und Geschichtskritiker (welche, richtig angesehen, allesamt auch Artisten der Zerstörung und Zersetzung waren) stellte sich allmählich [...] ein n e u e r Begriff vom deutschen Geiste fest, in dem der Zug zur männlichen Skepsis entscheidend hervortrat«; F. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Nr. 209 (Wir Gelehrten), Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. II, S. 673.

14 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 350.

15 Vgl. F. Nietzsche, Autobiographisches aus den Jahren 1856–1869, Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. III, S. 149ff.

16 De Laertii Diogenis fontibus, in: Rheinisches Museum für Philologie, Bd. XXIII (1868) und Bd. XXIV (1869).

17 »Unter Philologie soll hier, in einem sehr allgemeinen Sinne, die Kunst, gut zu lesen, verstanden werden, – Thatsachen ablesen können, o h n e sie durch Interpretation zu fälschen, o h n e im Verlangen nach Verständniß die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren.« F. Nietzsche, Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum, Nr. 52, in: F. Nietzsche, Kritische Studien-Ausgabe, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München 1980 (= KSA), Bd. 6, S. 233.

Gedanken«.¹⁸ Das Unzeitgemäße der Lektüre, hinter dem sich der eigentliche Wert dieses »philologischsten« aller Verfahren verbirgt, ist hier alles andere als ein Relikt der alten »Sammelgelehrsamkeit« mit ihrer ins Beliebige ausufernden Selektionsschwäche. Die »ehrwürdige Kunstfertigkeit« der philologischen Lektüre ist wesentlich (Lektüre- bzw. medien-)technischer Natur, und ihre besondere Bedeutung ergibt sich aus ihrer Differenz zu der inzwischen allgemein gewordenen zivilisatorischen Norm eines (zu) schnellen, (weil) allein am Sinn interessierten Lesens. Die vielgerühmte Akribie der philologischen Lektüre ist, so Nietzsches Rekurs auf die schon aus dem 18. Jahrhundert bekannte Unterscheidung zwischen *statarischer* und *cursorischer* Lektüre¹⁹, selber nur die Folge einer *grundsätzlicheren* Qualität. Genau ist der Philologe, weil er ein eigenes, wesentlich retardierendes *Lesetempo* in Anschlag bringt: »Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*, die [...] Nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht.«²⁰

Das Neue ist nicht sofort zu sehen, denn auch in Nietzsches Tieferlegung des überkommenen Lektüreideals stehen technische Anleitungen und moralische Kriterien nebeneinander. Wer sich den Anweisungen zum richtigen Lesen nicht fügt, wird z. B. als »moralischer Cretin«²¹ abqualifiziert. Doch im Gegensatz zur ganz überwiegenden Mehrheit seiner Fachgenossen reflektiert Nietzsche über den Rückgriff auf den entscheidenden *technischen Parameter* der exakten Lektüre – die reduzierte bzw. anachronistische Geschwindigkeit – auch deren Konsequenzen für die Textexegese. In der akribisch-genauen Lektüre erkennt er eine bislang nur praktisch wirkende und daher weitgehend *unbegriffene* Hermeneutik. Offen bleibt jedoch, auch nach Durchsicht der entsprechenden Äußerungen, ob und wieweit es Nietzsche für möglich hielt,

18 F. Nietzsche, Gedanken zur Einleitung zu »Homer und die classische Philologie«, Musarionausgabe, Bd. II, Nr. 19, S. 29. Ausdeutungen in Richtung auf aktuelle Sprach- bzw. Texttheorien sind offensichtlich. Von hier aus klärt sich auch das Rätselhafte der unter der Kopfzeile »Vom Lesen und Schreiben« gesammelten Aphorismen, wie etwa: »Wer den Leser kennt, der tut nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser – und der Geist selber wird stinken.« Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen, in: Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. II, S. 305.

19 In seiner *Einleitung* (S. 357) weist Nietzsche ausdrücklich auch auf die »Bedeutung der cursorischen Lektüre« hin, ist doch der Philologe nicht nur der Gelehrte, sondern auch der Gebildete, liest mithin nicht nur auf positive Exaktheit, sondern auch auf Sinn und »Werth«. Vgl. zur Differenz von *statarischer* vs. *cursorischer* Lektüre und ihre hermeneutischen Konsequenzen D. Kopp/ N. Wegmann, *Wenige wissen noch, wie Leser liest*. Anmerkungen zum Thema; Lesen und Geschwindigkeit, in: Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie, Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Tübingen 1988, Bd. 1., S. 92–104 und N. Wegmann, *Lesetechnik als Hermeneutik? Zur Geschichte des Lesens in der deutschen Philologie*, Vortragsmskpt USA 1990.

20 F. Nietzsche, *Morgenröthe*. Gedanken über die moralischen Vorurtheile, KSA Bd. 3, S. 17.

21 F. Nietzsche, *Zur Psychologie des Paulus*, Nachgelassene Fragmente Frühjahr 1888, 14 [57], KSA Bd. 13, S. 244f. Vgl. auch H. Birus, *Wir Philologen* (Anm. 8), S. 379.

dieses verborgene Juwel tatsächlich freizulegen, ohne durch die dafür notwendige *philosophische* Hermeneutik zugleich seine Eigenart zu verfälschen – und so das, was ursprünglich als Korrektiv zur spekulativen Exegese galt, wieder der Sinn-Hermeneutik einzuverleiben.²²

Wie schon Schlegel und Boeckh, so versucht auch Nietzsche die disziplinäre Eigenständigkeit über die *basale Operation* des Fachs zu begründen. Erneut wird die Lektüre zum Prüfstein für die Frage, ob es eine philologische Erkenntnis gibt bzw. ob sich das Eigentümliche einer philologischen Lektüre auch über die rein (kultur-)technische Dimension hinaus explizieren läßt.

Fündig wird Nietzsche zunächst im Verhältnis der Philologie zur Theologie – die von Nietzsche gleichfalls über ihren typischen Textumgang charakterisiert wird. Im scharfen Kontrast zur Philologie mit ihrer gewissenhaften Lektüre regiert hier eine »unverschämte Willkürlichkeit der Auslegung«. Beherrscht von einer »Wuth der Ausdeutung und Unterschiebung«, ist die Theologie schlichtweg die »Kunst des Schlecht-Lesens«.²³ Ohne ein gründliches Studium des Texts als »Thatsache«, ungebremst durch das »Urkundliche, Wirklich-Feststellbare, Wirklich-Dagewesene«, geht die theologische Exegese auf einen spekulativen Sinn.²⁴ Der *Buchstabe* kommt im leichtfertigen Hang zur *metaphysischen* Deutung zu kurz. Anders die philologische Lektüre: Schon allein ihr retardierendes Moment scheint sie immun zu machen gegenüber unbedachten Schnellschlüssen. Handwerkliche Sorgfalt wie professionelles Ethos überschneiden sich in ihr und verhelfen dem Philologen zu einer fachtypischen *Haltung* gegenüber dem zu verstehenden Text: Sie läßt ihn abwarten, macht ihn bedächtiger, so daß der spekulative Sprung von den *allein sichtbaren* Buchstaben in die »Gedanken« wenn nicht unterbleibt, dann doch ungleich kontrollierter stattfindet. Der Theologe dagegen ist in seinem »Unvermögen zur Philologie« unfähig, »Thatsachen ablesen zu können, [...] ohne im Verlangen nach Verständnis die Vorsicht [...] zu verlieren. Philologie als Ephexis in der Interpretation: handle es sich nun um Bücher, um Zeitungs-Neuigkeiten, um Schicksale oder Wetter-Thatsachen, – nicht zu reden vom »Heil der Seele« ... Die Art, wie ein Theolog, gleichgültig ob in Berlin oder Rom, ein »Schriftwort« auslegt oder ein Erlebniss [...], ist immer dergestalt *kühn*, dass ein Philolog dabei an allen Wänden emporläuft«.²⁵

Was den Philologen bzw. die Lektüre, die ihn erst zu einem solchen qualifiziert, ausmacht, klärt sich so in einer *doppelten Frontstellung*: Falsch ist einmal die vor-schnelle Behauptung eines Sinns, der ohne Rücksicht auf das Fakti-

22 Das hermeneutische Potential technischer Lektürepramter ist nur über den Umweg der philosophischen Reflexion zu ermesen. Das Textverstehen wird so allerdings leicht ausschließlich als Bewußtseinsakt konzipiert. Dagegen wird die Lektüretechnik hier als ein Korrektiv zur hermeneutischen Theoriebildung verstanden.

23 F. Nietzsche, Morgenröthe (Anm. 20), Nr. 84 (Die Philologie des Christenthums), S. 79f.

24 F. Nietzsche, Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. H. J. Mette u. K. Schlechta, München 1933, Bd. III, S. 337f.

25 F. Nietzsche, Antichrist (Anm. 17), S. 233.

sche in den Text hineingelesen wird.²⁶ Auf Abwege führt aber auch eine Lektüre, die ausschließlich auf den Buchstaben liest und den sowohl epistemologisch unvermeidlichen als auch zum pädagogischen Selbstverständnis der Philologie zählenden hermeneutischen Bezug auf einen wertvollen bzw. bildenden »Gehalt« der Schriftworte meint unterschlagen zu können. »Abgelesen«, so Nietzsches Unterscheidung, die den Mangel auf den Begriff bringt, ist nicht »entziffert«.²⁷ Zurückgewendet auf das philologische Organon heißt das, daß kein Bereich der philologischen Erkenntnis von der hermeneutischen Aufgabenstellung getrennt werden kann: »Kritik selbst kann nicht Ziel sein, sondern nur Mittel für das *volle Verständniss*. Insofern ist Kritik nur eine Phase der Hermeneutik.«²⁸ Verkennt die Textkritik die *auch* für sie als Subdisziplin der Philologie verbindliche hermeneutische Grundverpflichtung, kann sie nach *Nietzsches Kritik am zeittypischen Selbstverständnis des Fachs* nicht im vollen und eigentlichen Sinne philologische Wissenschaft sein. Auch wenn sie noch so sehr strenge Objektivität für sich reklamiert und die Interpretation – weil grundsätzlich ungenau – als unwissenschaftlich aus ihrem Tätigkeitsbereich verbannt – eine solche Selbststilisierung verkennt das eigene Unternehmen. Die Hermeneutik ist, wie F. Schlegel oder A. Boeckh gezeigt haben, ein *ko-extensives* Moment der philologischen Lektüre. Sie ist eine unhintergehbare Notwendigkeit, die man nicht ungestraft leugnen oder auch nur gedankenlos mißachten kann. Die militante Selbstsicherheit, mit der die textkritische Philologie ihr Wissen als Ergebnis einer scheinbar selbstverständlichen Verbindung des Buchstäblichen mit dem Vorzeigbaren und direkt Beobachtbaren ausgibt²⁹, überdeckt nur die eigene Blindheit. Wo der authentische Buchstabe als der direkte und eindeutige Weg zu dem einen Sinn und der »klassischen« Größe des Texts avanciert, fällt auch die textkritische Lektüre einem Verstehen anheim, *das insoweit, wie es sich ohne die Arbeit der Interpretation einstellen soll, spekulativ ist*. Gerade in der hermeneutisch ungeklärten Autorität des Buchstabens wird die Textphilologie zur Zwillingsschwester der theologischen Sinnexegese. Friedrich Schlegel hatte das schon zwei Generationen früher gesehen und bereits seinerseits alle Versuche, die philologische Lektüre auf ein überzogenes Exaktheitsideal zu verpflichten, verworfen. Auch jene *Bescheidenheit*, wie sie von Lachmann u. a. als disziplinäres Programm der textkritischen Philologie noch gut 50 Jahre später herausgestellt wird³⁰, ist letztlich nur

26 Als Muster: »Eine Hypothese beweist sich durch den sublimen Schwung, welche sie ihrem Urheber giebt«, F. Nietzsche, Zur Psychologie des Paulus (Anm. 21), S. 245.

27 So auch H. Birus im Rückgriff auf Nietzsches Unterscheidung aus der Vorrede zur *Genealogie der Moral*. Vgl. H. Birus, *Wir Philologen* (Anm. 8), S. 389.

28 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 350.

29 Aber auch die Selbstevidenz fällt weder vom Himmel, noch spricht aus ihr die »Natur der Sache«. Daran hat zuletzt Zdravko Radman erinnert: »Instead of being self-explanatory, ostension is something that first of all has to be learned.« Z. Radman, On the Limits of Literalness, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 46(1992), S. 76–88, hier: S. 78.

30 Vgl. Kap. 4, S. 408.

ein extremer Fall von hermeneutischer Hypertrophie: »Die recht kritischen Philologen lesen sehr philosophisch ohne es zu wissen. Streben nach einem absoluten Verstehen.«³¹

Es ist in der Tat unstrittig, daß sich Nietzsche den »unverrückbar strengen philologischen Standards«³² verpflichtet weiß. Doch in dem Maße, wie er die *exakte* Lektüre auf ihr hermeneutisches Potential durchleuchtet und sie so nicht länger nur als eine epistemologisch ebenso unaufgeklärte wie selbstzufriedene Praxis weitertradiert, formiert sich seine Konzeption des Fachs als scharfe *Kritik am Fach*, genauer: an der Reduktion der philologischen Tradition auf bloße Textkritik. Sein Einspruch stützt sich dabei weniger auf eine allgemeine Weltanschauung oder eine großangelegte Bildungsphilosophie. Nietzsche argumentiert vielmehr selber aus der praktischen Erfahrung des Textkritikers – und behauptet so, der eigentliche (Text-)Philologe zu sein. Entgegen dem naiven Glauben von der Existenz einer buchstäblichen, direkt beobachtbaren Textualität zeigen sich die Textverderbnisse, so Nietzsche, weder sofort und unmittelbar, noch können sie allein mittels streng logischer Verfahren, wie es noch Lachmanns Ideal einer durchformalisierten Editions-technik versprach, lokalisiert werden. Unter der Überschrift »Ueber die Methode zu lesen« setzt Nietzsche dagegen eine (sicherlich nicht nur ihm) vertraute Beobachtung: »Das wahrhaft Bemerkenswerthe erscheint nicht sofort: wie bei verdorbenen Stellen die Corruptel erst spät und nach langem Betrachten gespürt wird.«³³ Lesen ist offensichtlich mehr als nur eine epistemologisch problemlose Wahrnehmung der Sprache bzw. des Textes nach dem Modell einer einfachen Tatsachenperzeption.³⁴ Gerade das, was nicht mehr ohne weiteres als Sprache vorfindbar ist, sei es die textgenetisch frühere Form oder aber die besondere Qualität des klassischen Gegenstands, ist das Wesentliche. Entsprechend verdient sich der Philologe seine disziplinäre Eigenständigkeit erst dort, wo er sich an diesem Problem einer tieferen Erkenntnis abarbeitet³⁵ und das Positive auf sein eigentliches Fundament »hinterfragt«³⁶. Der authentische Text wie die Klassizität des Überlieferten sind nur *erschließbare* – nicht *ablesbare* – Größen und verlangen so ein Methodenideal, das nicht nur über die bloße Akribie der textkritischen Lektüre hinausgeht, sondern deren vor-

31 F. Schlegel, ZP II, Nr. 120, S. 71. Spätestens hier stellt sich die Frage, ob und wie weit Nietzsche F. Schlegel bzw. die Frühromantik gekannt hat. E. Behler ist dem nachgegangen und hat sowohl einen für beide gemeinsamen »Typ einer Geistigkeit« als auch breit gestreute Kenntnis Nietzsches von F. Schlegels Schriften nachweisen können. E. Behler, Nietzsche und die frühromantische Schule, in: Nietzsche-Studien 7 (1978), S. 59–87, hier bes.: S. 60 und S. 70–72.

32 H. Birus, *Wir Philologen* (Anm. 8), S. 380.

33 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 360 (Hervorhebung N.W.).

34 Anders in der Polemik zur spekulativen Hermeneutik. Hier hat Nietzsche das einfache Modell der positiven Tatsachen-Erkenntnis gegen die Behauptung eines eigentlichen Sinns ausgespielt.

35 Vgl. Johann Figl, Hermeneutische Voraussetzungen der philologischen Kritik. Zur wissenschaftsphilosophischen Grundproblematik im Denken des jungen Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 1983, S. 111–128, hier: S. 117.

36 F. Nietzsche, Morgenröthe (Anm 20), Nr. 523, S. 301.

nehmlich detailinteressierten und histor(ist)ischen Zugriff zugleich als prinzipiell unvereinbar mit dem eigentlichen Gegenstand des Fachs *kritisiert*. Gegenüber dem *Klassischen* am »Klassischen Altertum« ist die textkritische Lektüre unempfindlich und »sterik«³⁷ – obwohl genau diese Qualität des philologischen Gegenstands von Wolf bis F. Schlegel, ja selbst für einen Lachmann, erst die eigene Arbeit rechtfertigen soll. Doch für die große Mehrheit im Fach ist das Besondere des Gegenstands allenfalls ein Lippenbekenntnis, während man, so Nietzsches Kritik weiter, sich tatsächlich einer Erkenntnis verschreibt, die blind ist gegenüber der »Superiorität«³⁸ einer Vergangenheit. Die »ideale« Philologie dagegen strebt nicht nach wissenschaftlicher Erkenntnis per se, ist nicht einfach eine Applikation einer allgemeinen Wissenschaftstheorie oder nur ein Feld mehr für ein andernorts aufgestelltes Wissenschaftsmodell. Wer seinen »Drang zu erkennen irgendwo zu entladen« sucht und so der »reinen Wissengier« folgt, ist nur »Historiker oder Sprachforscher«.³⁹ Zum Philologen fehlt das *verpflichtende Wissen um die pädagogische Aufgabe des Fachs*, wie sie aus der »classischen Tendenz«⁴⁰ des philologischen Gegenstands folgt. Eine Erkenntnis nur um der Erkenntnis willen wird kategorisch ausgeschlossen: »Ich verlange, dass auch der wissenschaftliche Trieb beherrscht werde von jener classischen Tendenz: somit, dass die *Mittel* jener wissenschaftlichen Triebe nicht *Selbstzweck* werden, noch *einzigster Zweck*.«⁴¹

Anders als Schlegels *Philosophie der Philologie* nimmt Nietzsches Fachzyklopädie den Traditionsstrang der erziehenden Philologie wieder *explizit* in die Selbstbestimmung des Fachs auf. Philologe sein heißt für Nietzsche auch Pädagoge sein – und deshalb muß der Philologe »das *Classische* begreifen«.⁴² Erst dann kann er als »Pädagog im hohen Sinne«⁴³ seine ererbte »erziehende Wirkung« auch in der Gegenwart wieder ausüben bzw. das inzwischen Verlorene sich erst wieder »erobern«.⁴⁴ Die unbezweifelbare Autorität des Wissens der Alten, Fundament und Legitimation der als Wissenschaftsparadigma längst verworfenen Gelehrsamkeit, lebt auch hier fort, und zwar in zweifacher Gestalt: als (philosophische) Behauptung von der *bildenden, respektive klassischen Qualität großer Texte* und als Forderung nach einer wissenschaftlichen Erkenntnis, *deren Form mit eben dieser essentiellen Qualität des Gegenstands korrespondiert*.

Schon hier ist zu erkennen, daß eine Akribie, die sich auf alles und jedes

37 F. Nietzsche, Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, Sechs öffentliche Reden, in: Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. III, S. 175–263, hier: S. 222.

38 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 339.

39 Ebd., S. 340f.

40 Das meint zunächst das klassische Altertum. Aber auch die deutsche Tradition hat hier ihren (funktionalen) Ort. Autoren wie Winckelmann oder Goethe müssen nach Nietzsche als Wegbereiter zu einer *richtig* verstandenen Antike erkannt werden.

41 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 355f.

42 Ebd., S. 342.

43 Ebd., S. 342.

44 F. Nietzsche, *Wir Philologen*, Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. III, S. 326. Im folgenden zitiert als: *Wir Philologen* und Seitenangabe.

richtet und überdies noch glaubt, der Hermeneutik entbehren zu können, diese eigentliche Bestimmung der Philologie verfehlt.⁴⁵ Ohne den pädagogischen Imperativ, so Nietzsche im Klartext, ist »der größte Teil jener Ameisenarbeit einfach *Unsim* und überflüssig.«⁴⁶ Unangemessen ist aber nicht nur die textkritische Lektüre auf Exaktheit oder die »historische« Lektüre auf »Sammelgelehrsamkeit«. Von zweifelhaftem Wert ist auch die literarhistorische Lektüre – jedenfalls dann, wenn sie nur auf Vergleichbarkeit liest und so die Einzigartigkeit als das »Nichtgemeinsame«⁴⁷ ihrer Funde verkennt: Nietzsche kritisiert deren demokratisches Erkenntnisideal – paradigmatisches Vorbild ist die (neue) Sprachwissenschaft in ihrem *gleichmäßig* auf alle Sprachen ausgerichteten Erkenntnisinteresse⁴⁸ – und klärt zugleich den eigenen Focus aus der *Umkehrung*: »Die Litteraturgeschichte betrachtet sowohl die Kunstwerke als die Machwerke, sofern sie die Zeit repräsentieren. Sie steht somit im Bunde mit der Puscherei, oder anerkennt wenigstens auch das Geringe.«⁴⁹ Nietzsches Philologie hat ihre *raison d'être* in einer *hochselektiven* Auswahl des Überlieferten: Nur am »höchsten Bildungsmaterial« und »Ewiggültigen«, nur am »Ideal als solchem«⁵⁰ kann sich ein Bildungsimperativ legitimieren, der das Fach sowohl in seinen kognitiven Strukturen als auch in seinem wissenschaftlichen Selbstverständnis auf den Begriff bringt.

Das Altertum ist in Nietzsches Projekt einer idealen, d. h. an der vollen Entfaltung ihres Begriffs wie ihrer erzieherischen Tradition arbeitenden Philologie keineswegs nur ein Objekt lediglich historischer Erkenntnisinteressen.⁵¹ Das unterscheidet Nietzsche von dem später in der Tat schulbildenden Wilamowitz-Moellendorf. Die behauptete Klassizität des Gegenstands ist für ihn vielmehr das *Programm* für die (erst noch zu findende) Facharchitektur. An

45 Das hat H. Schröter gegen alle Behauptungen, wonach sich Nietzsche in seiner Kritik an der Philologie zugleich auch vom Fach selbst bzw. seiner disziplinären Tradition abgewandt habe, ausführlich nachgewiesen. Vgl. H. Schröter, *Historische Theorie und geschichtliches Handeln. Zur Wissenschaftskritik Nietzsches*, Mittenwald 1982 (= *Kunsterfahrung und Zeitkritik* Bd. 3), bes. S. 29–43.

46 *Wir Philologen* (Anm. 44), S. 326.

47 F. Nietzsche, *Bildungsanstalten* (Anm. 37), S. 223.

48 Ebd.

49 F. Nietzsche, *Werke u. Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe*, hrsg. v. H. J. Mette, ... Bd. III, S. 326; hier zitiert nach Helmut Pfotenhauer, *Die Kunst als Physiologie. Nietzsches ästhetische Theorie und literarische Produktion*, Stuttgart 1985, S. 132f.

50 F. Nietzsche, *Homer* (Anm. 27, Kap. 2), S. 157f.

51 Die Auseinandersetzung zwischen beiden kann hier nicht berücksichtigt werden – auch wenn sie über Nietzsches Status als *Außenseiter* entschieden haben dürfte. Vgl. ausführlich dazu J. Whitman, *Nietzsche in the Magisterial Tradition* (Anm. 3), bes. S. 463ff. Wilamowitz-Moellendorffs Kernschrift: *Zukunftsphilologie! eine erwid- rung auf Friedrich Nietzsches, ord.professors der classischen philologie zu Basel, geburt der tragödie*, Erstes und Zweites Stück, Berlin 1872 und 1873 ist als Nachdruck zugänglich: *Der Streit um Nietzsches Geburt der Tragödie. Die Schriften von E. Rohde, R. Wagner, U. v. Wilamowitz-Moellendorf, zusammengest. u. eingel. v. Karlfried Gründer*, Hildesheim 1969, S. 27–55 u. S. 113–135.

ihr – nicht an einem allgemeinen, wesentlich *gegenstandsneutralen* Wissenschaftsideal – hat sich eine philologische Erkenntnis zu messen. Damit nimmt Nietzsche zugleich jene grundsätzlichen Probleme einer genuin philologischen Disziplinarität wieder auf, die bereits zu einem großen Teil Schlegel bekannt waren – und ihm die Formulierung einer geschlossenen Fachidentität verwehrt hatten. Nietzsche hält an dem unmöglichen Ort der Philologie zwischen »Wissenschaft« und »Bildung« fest, sucht die Disziplinarität des Fachs im Konflikt zwischen historischem Wissen und einer für den zeitüberdauernden Wert der Überlieferung stehenden »Classicität«, auch wenn er weiß, daß dieser Gegensatz eine einfache Lösung für das Problem der philologischen Disziplinarität ausschließt: »Der wissenschaftliche Mensch und der gebildete Mensch gehören zwei verschiedenen Sphären an, die [...] nie [...] miteinander zusammenfallen.«⁵²

Von dieser Ausgangslage her fällt zugleich ein neues Licht auf die Frage nach der richtigen, nach der originär philologischen Lektüre. Was noch im Verhältnis zur Theologie als fachspezifische Besonderheit heraussticht – die langsam-bedächtige Lektüre als praktische Interpretationskritik an *jeder* metaphysischen Textausdeutung – scheint nun selber Gegenstand eines grundsätzlicheren Zweifels: Kann eine Lektüre, die sich gegenüber der philologia sacra als eine wesentlich *voraussetzungslose* Erkenntnis-Operation profiliert hat, die bildende Kraft des Klassischen überhaupt erfassen? Das Kritikpotential, das Nietzsche als gleichsam natürliche Funktion in der retardierenden Lektüre des Philologen entdeckt und als Kernbestand des philologischen Ethos herausstreicht, richtet sich schließlich nicht nur gegen die Theologie, sondern gegen *jede* Weltanschauungshermeneutik: Sie macht den Philologen zum »Antichrist«⁵³, zum »Vernichter jeden Glaubens, der auf Büchern ruht.«⁵⁴

Daß ein emphatisches, mit Blick auf den Bildungsimperativ des Fachs modelliertes Gegenstandsverständnis mit der Forderung nach Wissenschaftlichkeit kollidiert, ist für die disziplinäre Selbstreflexion nicht neu. Das belegt schon die Kritik an Wolfs bildender Philologie. Offen ist, wieweit Nietzsches Beschreibung dieses Problems ein Mehr an Präzision und so möglicherweise auch einen Zugewinn für die disziplinäre Epistemologie erreicht. Schlegels *Philosophie der Philologie* hatte bei aporetischen Widersprüchen innerhalb der Logik des Fachs auf nicht-wissenschaftliche Erkenntnisweisen zurückgegriffen. Intuition, Emphase, *Magie*, so Schlegels Einsicht, sind auch in einer Disziplin, die sich vorrangig als Wissenschaft denkt, unverzichtbar. Oder, mit Blick auf die gesuchte Einheit des Fachs formuliert, ein zureichender Begriff des Fachs ist nur dann zu gewinnen, wenn die systematische Reflexion auf die Arbeit des

52 F. Nietzsche, *Bildungsanstalten* (Anm. 37), S. 205.

53 »In der Tat, man ist nicht Philolog und Arzt, ohne nicht zugleich Antichrist zu sein. Als Philolog schaut man nämlich hinter die »heiligen Bücher«, als Arzt hinter die physiologische Verkommenheit des typischen Christen: Der Arzt sagt unheilbar, der Philolog »Schwindel«, F. Nietzsche, *Der Antichrist*, Nr. 47, *Schlechta-Ausgabe* (Anm. 12), Bd. II, S. 1212.

54 F. Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft* Nr. 358 (*Der Bauernaufstand des Geistes*), KSA Bd. 3, S. 603.

Philologen *auch* diese Erkenntnisform ausweist bzw. allererst eingesteht. Das gilt auch für Nietzsche. Auch er sieht sich vor die Aufgabe gestellt, die philologische Leküre gegenüber der intuitiven Erkenntnis zu öffnen, ohne zugleich das handwerkliche Ideal einer philologischen Lektüre oder gar den ursprünglichen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit aufzugeben.

Nietzsche setzt wiederum bei der praktischen Arbeit des Philologen an und bestätigt einmal mehr, wie sehr seine philologische Grundausbildung fortwirkt. Den allseits *anerkannten* Beweis für die Interdependenz von vor- bzw. nicht-wissenschaftlicher und wissenschaftlicher Erkenntnis findet er in der Konjektur und in ihrem *kontrollierten Sprung* über die bislang sichere Erkenntnis. Gerade diese »subtilere Operation der Textkorrektur«⁵⁵ beweist die Unverzichtbarkeit wie besondere Potenz der Phantasie bzw. Kreativität und avanciert so zu einem grundsätzlichen Modell (nicht nur) philologischer Erkenntnis: »Man muß beim Denken schon haben, was man sucht, durch Phantasie – dann erst kann die Reflexion es beurteilen.«⁵⁶ Nach diesem Muster postuliert Nietzsche ein »Gefühl für das Klassische«⁵⁷, einen »Instinct der Classicität«⁵⁸ oder einen »Trieb zum klassischen Altertum«⁵⁹ – allesamt Prädikate, die auf den Begriff des Erlebnisses als einer wesentlich emphatischen Erfahrung der Vergangenheit bzw. ihrer klassischen Überlieferung zulaufen. Das Erlebnis, das sich nicht aus dem direkten Sachbezug, sondern aus einem *prinzipiellen Mißtrauen gegenüber der eigenen Kultur und ihrer Selbstdarstellung* herleitet, ist die *ideale* Basis des Fachs. Das »Erlebnis«, so Nietzsche unmißverständlich, ist die »unbedingte Voraussetzung für einen Philologen«.⁶⁰ Erst in einem zweiten Schritt können »Gründe« der Rechtfertigung gefunden werden. Erst dann, und auch das ist ein Reflex auf das Problem, sich bei der Selektion des Gegenstands entscheiden zu müssen zwischen der historischen Fülle und der überhistorischen Bedeutung des überlieferten, »darf er [der Philologe] sich näher in das Einzelne einlassen, ohne befürchten zu müssen, den *Faden* zu verlieren.«⁶¹ Hilfestellung soll die Philosophie geben. Schließlich fungiert die »Classicität des Alterthums« als »philosophische Voraussetzung der classischen Philologie«.⁶² »Voraussetzung« heißt jedoch nicht Lehrmeister.⁶³ Wie schon bei Schlegel ist die Nähe zur Philosophie nicht problemlos.

55 Vgl. *Figl*, Hermeneutische Voraussetzungen (Anm. 35) und die von ihm zusammengestellten Belege auf S. 124.

56 F. Nietzsche, Nachgelassene Fragmente (Sommer 1872-Anfang 1873), KSA 7, Nr. 19 [78], S. 445. Vgl. auch *Figl*, Hermeneutische Voraussetzungen (Anm. 35) und seine Belege, S. 114.

57 F. Nietzsche, Bildungsanstalten (Anm. 37, S. 209.

58 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 347.

59 Wir Philologen (Anm. 44), S. 325.

60 Ebd., S. 325.

61 Ebd.

62 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 339.

63 Selbst dort, wo in der *Einleitung* von »Humanität« und der »höchsten Menschheit« die Rede ist (S. 346), geht es nicht um eine alles unter sich subsumierende Bildungsphilosophie. Erfahrbar wird all dies erst an der *Kunst* als dem »höchsten Bildungsmaterial« (S. 347).

Weder gibt es eine fixe Grenze zwischen beiden Disziplinen, noch kann die eine ohne die andere auskommen.⁶⁴ Entscheidend ist, daß selbst ihre Kooperation nicht ausreicht, um das Problem des Klassischen als Gegenstand der Philologie zu klären oder auch nur als Aufgabenstellung zureichend zu beschreiben. Nietzsche bringt nach der »buchstäblichen« Nähe zum Text, dem emphatischen »Erlebnis« des Altertums und der wertbewußten Philosophie ein weiteres, ebenso grundsätzliches wie irreduzibles Moment ins Spiel. Die »Hellenen«, zwar nicht die einzige, aber, wie Nietzsche pragmatisch argumentiert, für unseren Kulturkreis *erste Manifestation* des Klassischen, sind in ihrer Größe weder der schlicht ablesenden, noch der begrifflich operierenden Lektüre zugänglich: »Es gehört zu den großen Eigenschaften der Hellenen, daß sie ihr Bestes nicht in Reflexion umwandeln können. Das heißt: sie sind *naiv*.«⁶⁵ Damit verkompliziert sich erneut das Erkenntnisproblem. Die bisher angeführten Strategien stoßen an ihre Grenzen bzw. erweisen sich gegenüber dem derart *hermetisierten* Gegenstand als zu unsensibel, um seine Besonderheit(en) in eine Sprache der gegenwärtigen Wissenschaften zu übersetzen. Selbst Schlegels Antwort auf das Problem des philologischen Gegenstands greift angesichts der neuerlichen Vertiefung des Gegenstands zu kurz. Zumindest muß zur unaufhebbaren Spannung von »Buchstabe« und »Geist«, von akribischer Genauigkeit und hermeneutisch-kreativem Schwung jetzt zusätzlich ein *Sinn für ästhetische Erkenntnis* hinzutreten⁶⁶, haben doch die Griechen in ihrer dem Begriff verschlossenen Größe, so Nietzsches Begründung für eine nun *auch* künstlerische Philologie, »etwas von Kunstwerken an sich«.⁶⁷

Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, wie komplex eine Disziplinarität wird, die Nietzsches Anspüchen auf philologische Erkenntnis genügen will. Die postulierten Qualitäten des Gegenstands werden immer vielfältiger, die Bandbreite seiner Erscheinungsformen immer größer – angefangen von seiner Existenz als Sprache bzw. Buchstabe, seiner Realität als Stoff oder historische Tatsache über sein Dasein als Kunstwerk und »höchstes Bildungsmaterial« bis hin zu seiner Funktion als Katalysator für eine emphatische Erfahrung. Entsprechend groß muß umgekehrt auch das Arsenal an Erkenntnisformen sein, *um dem derart mehrfach perspektiviertem Gegenstand in seiner ganzen Besonderheit erst Realität zu geben*. Das Fach wird, mehr noch als im Fall der Textkritik mit ihrem *Spezialistentum*, für potentielle Bewerber bzw. Studierende hochselektiv: »99 von 100 Philologen *sollten* keine sein.«⁶⁸ Die Philologie ist demnach nicht nur kein »Brotberuf«, so noch die Exklusivitätsformel im Zeitalter des Neuhumanismus, und erst recht ist sie keine Aufgabe, die sich der gelehrte Fleiß oder eine hochspezialisierte, gleichwohl aber auch andern-

64 Vgl. Nietzsches »Glaubensbekenntnis«: »*philosophia facta est quae philologia fuit*«. F. Nietzsche, Homer (Anm. 27, Kap. 2), S. 174.

65 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 365.

66 Vgl. die Kritik an einer an Kunst desinteressierten Universität: F. Nietzsche, Bildungsanstalten (Anm. 37), S. 255ff.

67 F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 365.

68 Wir Philologen (Anm. 44), S. 324.

orts geltende Forschungslogik zutrauen darf. Diese Philologie ist aufgrund ihrer multidisziplinären, überdies in Emphase gefärbten Problemstellungen schwer zugänglich. Entsprechend verlangt das *mehrsträngige* Reflexionsniveau auch eine Mehrfach-Begabung⁶⁹, wie sie nur die wenigsten haben, ja vielleicht niemand haben kann: Die Philologie erreicht hier als epistemologisches Ebenbild eines Gegenstands, der sich dem einfachen Zugriff prinzipiell *entzieht*, ein Höchstmaß an Exklusivität.

Das allein macht Nietzsche noch nicht zu *dem* Philologen des 19. Jahrhunderts. Zumal man kritisch einwenden kann, daß der überlange Katalog an Anforderungen eher die Idiosynkrasie eines Intellektuellen spiegelt, der hier nur die eigene Überschätzung in Szene setzt. Daß das Projekt immer verzweigter und damit zugleich auch unwahrscheinlicher wird, letztlich sogar auf ungesichertes Terrain drängt und so zum »Problem der Wissenschaft selbst«⁷⁰ wird, ist keineswegs nur durch Nietzsches bekannte Abneigung gegen die zeittypische Philologie motiviert. Wer hier nur eine eigennützige Überbietungsstrategie am Werk sieht, die das disziplinäre Niveau so hoch zieht, bis schließlich am Ende keiner mehr mithalten kann, verkürzt Nietzsches Beitrag zur Reflexionsgeschichte und gibt jenen Recht, die in Nietzsche einen prinzipiellen Gegner *jeder* Philologie erkennen und ihn so noch einmal aus der Geschichte des Fachs ausgrenzen wollen.

Bedrohlich unübersichtlich wird seine »ideale Philologie«, weil die überkommene Selbstbestimmung der Disziplin, nämlich zugleich »Wissenschaft« und »Bildung« zu sein, nicht geklärt ist – und auch über die Aporie hinaus nicht geklärt werden kann: »Stellen wir uns *historisch* zum Alterthum, so degradieren wir es gewissermaßen: wir verlieren das Bildende.«⁷¹ Hält man es dagegen mit Wolf und finalisiert das eigene Fach nach Maßgabe einer Bildungsmetaphysik, so ist der Anspruch auf eine wissenschaftliche Philologie aufgegeben. Beides kann nicht zusammenfallen, kennt keinen versöhnenden Ausgleich – und doch muß sich die Disziplin an diesem für sie *konstitutiven Gegensatz* ausrichten: Die aporetische Form, in der sich zwei divergierende, ja sich ausschließende (Selbst-)Bestimmungen des Fachs widerstreiten, gibt dem Fach seine epistemologische Besonderheit und verhilft zugleich dem durch sie hindurch erkannten Gegenstand zu jener Lebendigkeit, die das ideale Prädikat der »Classicität« anzeigt. Wie ein Sog zieht dieser Grundwiderspruch stets neue Lösungen an – Antworten, die sich an diesem Problem abarbeiten, die Kluft jedoch nicht schließen können und so letztlich in ihrem Scheitern die Aporie von »Wissenschaft« vs. »Bildung« als ebenso unerreichbaren wie *idealen* Kern des Fachs bestätigen *und* zugleich den »klassischen« Gegenstand in jener

69 Typisch dafür: »Wer nichts weiter als Kenntnisse und gesunden Menschenverstand mitbringt, der ist zu ausgezeichneten Kärnerdiensten noch zu brauchen, aber zu *nichts mehr*. Er ist kein *prädestinierter Philolog*, weil er kein Philosoph und unkünstlerisch ist.« F. Nietzsche, Einleitung (Anm. 1), S. 351.

70 So Nietzsche im selbstkritischen Rückblick auf die Geburt der Tragödie, Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. I, S. 10.

71 F. Nietzsche, Gedanken zur Einleitung (Anm. 18), Nr. 23, S. 30.

distanzierten Nähe halten, der er seine Wirkung schuldet. Demnach sind es gerade diese Lösungsversuche, die das Fach (vor)antreiben. In dem Maße, wie sie in ihrer Unzulänglichkeit sichtbar werden, erzeugen sie selbst wieder auf dem Weg der *disziplinären Selbst-Kritik* neue Anstrengungen, bis auch sie ihrerseits wieder von neuen Reformulierungen der aporetischen Problemstellung abgelöst werden: Als exakt definierte Disziplin ist die Philologie eine *epistemologische Illusion*.

Auch eine Philologie, die ihrer epistemologischen Disziplinarität nach ohne feste Antwort bleibt, muß praktisch arbeiten. Auch Nietzsches vielschichtige Philologie muß beides tun: ihre disziplinäre Eigenart klären wie praktische Arbeit an der *Überlieferung* leisten. Das verlangt einmal ihre soziale Existenz. Darüberhinaus jedoch läuft auch die Reflexion auf sich selbst, wie das Beispiel des »Textkritikers« Nietzsche zeigt, wesentlich als begriffliche Aufarbeitung praktischer Erfahrung. Kürzer gesagt: Auch diese Philologie muß *lesen*. Hier ist der praktische Ort, an dem die aufgestellten Prädikate einer dem Gegenstand »Classicität« angemessenen philologischen Disziplinarität zusammenkommen und ihre erkennende Kraft entfalten.⁷²

Ob allerdings nun der Praxis gelingt, das Postulat einer genuin philologischen Lektüre im Sinn einer wesentlich problemlosen Anwendungstechnik zu lösen, ist fraglich. Bereits F. Schlegel war hier wenig zuversichtlich und auch Nietzsches Versuch, die philologische Praxis eines genauen Lesens zu einer allgemeinen Methodologie hochzurechnen, war – wie gesehen – letztlich nur begrenzt erfolgreich. Was fehlt, ist eine Position, die weder der Chimäre einer ebenso klaren wie einfachen Fachsystematik folgt, noch alle Probleme einfach der intuitiven Erkenntnis der Praxis überantwortet. Sind damit alle theoriebautechnischen Mittel erschöpft? Die Antwort ist zwiespältig. Einerseits verläßt Nietzsche an dieser heiklen Stelle das streng Epistemologische, gibt aber andererseits dem Dilemma eine neue Wendung und öffnet das Fachs gegenüber dem *Politischen*: Die Philologie wird zur *radikalen Kulturkritik*.

Dazu im einzelnen. Die so vielschichtigen wie heterogenen Prädikate einer Lektüre, die sich sowohl auf das *Buchstäbliche* konzentriert als auch »noch das Geheimniß« versteht, »zwischen den Zeilen zu lesen«⁷³, ordnet Nietzsche

72 Die anvisierte Frage: Wie liest Nietzsche? könnte auch beantwortet werden über die Rekonstruktion seiner »philologischen« Schriften, jetzt verstanden als schriftlich fixierte, besser: praktizierte Lesepoetik. Das hat Paul de Man in seinen Nietzsche-Aufsätzen getan und die eigentlich unmögliche »höhere Einheit« der Philologie in Gestalt der *dekonstruktiven Lektüre* erkannt. Das wünschenswerte und von hier aus sich direkt anschließende Kapitel über den *Aussenseiter* de Man muß hier ausgespart bleiben. Vgl. Paul de Man, Rhetoric of Tropes and Rhetoric of Persuasion, beides in: P. de Man, Allegories of Reading, New Haven/London (Yale Univ. Press) 1979, S. 103–118 und 119–131. Ausführlich zur Rekonstruktion einer nietzscheanischen Lesepoetik im Lichte der Dekonstruktion: Lutz Ellrich, Der Ernst des Spiels. Zu drei Versuchen einer dekonstruktiven Nietzsche-Lektüre, Vortragsmskpt., Ammerbuch 1992.

73 F. Nietzsche, Vorrede zu Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten, in: KSA, Bd. 1, S. 648–650, hier: S. 649

in einen *funktionalen* Zusammenhang: die innere Ordnung der philologischen Lektüre soll sich aus einer verbindlichen Zwecksetzung klären. Geht es um den Erkenntnisgegenstand in seiner Gesamtheit, ist von den »Griechen« oder den »Hellenen« die Rede, dann ist die adäquate philologische Erkenntnis eine »Abschätzung« oder »Schätzung«⁷⁴. Der Gegensatz zu einem »neutralen Sichbefassen«⁷⁵ ist offensichtlich. Das Griechentum, so Nietzsche im Klartext, wird »geprüft«⁷⁶, nach seinem im Begriff des »classischen Altertums« postulierten *Wert* »taxiert«⁷⁷, oder, alles zusammenfassend, es wird *beurteilt*: »Urteilen«, so Nietzsche über die *eigentliche Aufgabe wie die problematische Natur* der philologischer Lektüre, »ist am schwierigsten«.⁷⁸ Hier ist die epistemologische und kultur-politische Zielvorgabe der philologischen Lektüre benannt; hier ist der Focus, unter dem das Disparate der philologischen Lektüre sich einfügen soll.

Die Lektüre *auf ein (Wert-)Urteil* weiß, daß sie kein einfacher Ausweg aus der problematischen Natur philologischer Erkenntnis sein kann. So war sich Nietzsche als *Philosoph* im klaren, daß Werte sich einer Epistemologie des Ablesens prinzipiell entziehen: »Als ob die Werte in den Dingen stecken und man sie nur festzuhalten hätte.«⁷⁹ Damit jedoch gerät die Philologie in Gefahr, an entscheidender Stelle ohne ihr lektüretechnisches Fundament – wie es im wörtlich verstandenen Topos von der »Nähe zum Text« greifbar ist – operieren zu müssen. Gleichwohl riskiert Nietzsche seine »ideale« Philologie auf diesen Punkt hin. Entsprechend unmißverständlich fällt die Warnung vor der anstehenden Schwierigkeit aus: »Im Punkte des Lesens muss jeder Student der Philologie *von vorn* anfangen.«⁸⁰ Doch seine philologische Propädeutik kennt, wie auch anders, kein Patentrezept. Es bleibt bei vagen Empfehlungen wie dieser: »Der Philolog hat also vor Allem auf der Universität sich zu üben, die Dinge ernst und gross zu betrachten, und sich und seine Umgebung aus der Vereinzelung zu reißen.«⁸¹ Nur ihrer allgemeinen Form nach hat Nietzsche diese urteilende Lektüre näher charakterisiert: Es ist ein Lesen, das die disparaten Prädikate philologischer Lektüre in ein Zugleich überführt, das nicht nur mehrfache Erkenntnisabsichten, sondern auch mehrere Erkenntnisformen (von der Faktenwahrnehmung über das Werturteil bis hin zur Ästhetik) in Anschlag bringt: »Das Sonderbare ist einen Text mit *verschiedenen* Augen zugleich anzusehn, mit denen aller möglichen Interessen.«⁸²

Das könnte auch bereits das Schlußwort sein. Denn ob eine Philologie, die an der Aporie von »Wissenschaft« vs. »Bildung« festhält, über solche ebenso vielsagenden wie rätselhaften Aphorismen hinaus begrifflich durchleuchtet

74 Wir Philologen (Anm. 44), S. 326.

75 F. Nietzsche, *Bildungsanstalten* (Anm. 37), S. 255.

76 Ebd., S. 325.

77 Ebd., S. 329.

78 Wir Philologen (Anm. 44), S. 326.

79 F. Nietzsche, *Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre* (Anm. 12), S. 447.

80 F. Nietzsche, *Einleitung* (Anm. 1), S. 358.

81 Ebd., S. 347.

82 F. Nietzsche, *Gedanken zur Einleitung* (Anm. 18), Nr. 17, S. 29.

werden kann, ist alles andere als ausgemacht. Gleichwohl sei der Versuchung nachgegeben und die Frage gestellt, wieweit Nietzsche das Problem des Werturteils *als Teil der philologischen Selbstreflexion* durchdacht hat.⁸³ Der skeptische Nietzsche wußte, daß Werte von den jeweiligen Akteuren selber zu begründen sind. Doch das ist nur die eine Seite. Zum Wesen des Werts zählt untrennbar seine *Autorität* – was Folgen haben muß für die Art und Weise, wie solche Wertfeststellungen formuliert werden müssen. Ein Wert, der die hinter ihm stehende Interessenlage zu schnell und zu leicht zu erkennen gibt, kann kaum auf die notwendige überparteiliche Geltung rechnen. Geht es um Autorität und Geltung – und das trifft auch und gerade die »höchste Humanität« als Kernbestimmung einer *vorbildlichen* Überlieferung zu – muß an erster Stelle das »Klassische« interessieren.⁸⁴ Sein Ansehen ist unübertroffen. Als *Inbegriff des Vorbildlichen* ist es zwar nicht die einzige, aber eine zur modernen Wissenschaft (noch) *konkurrenzfähige Autoritätsgrundlage* für ein *bildendes Wissen*.⁸⁵ Und doch ist auch seine Macht keine objektive oder definitive Größe. Auch hier, so Nietzsche unmißverständlich, gilt die erkenntnistheoretische Einsicht, wonach Werte nicht Resultat eines schlichten Sachbezugs auf einen historischen und in diesem Sinne faktisch gegebenen Gegenstand sein können: »Die Niederwerfung vor den »Fakten«, eine Art Kultus. Tatsächlich *vernichten* sie die bestehenden Wertschätzungen.«⁸⁶ Eine *wahre Abschätzung* der Griechen, trotz oder gerade wegen des allgemeinen Respekts⁸⁷, den sie als Gipfel des Klassischen und Inkarnation des Humanum genießen, hat es daher nie gegeben, ja kann es gar nicht geben, da die unüberwindliche Aporie von »Wissenschaft« vs. »Bildung« eine objektive Erkenntnis vereitelt, ja umgekehrt eher zweifelhafte, gemessen am wissenschaftlichen Neutralitätsideal sogar *falsche* Ergebnisse produziert: »Die Griechen sind gewiß nie *überschätzt* worden: denn da müßte man sie doch auch so geschätzt haben, wie sie es verdienen; aber gerade das ist unmöglich. Wie sollten wir ihnen gerecht in der Schätzung sein können! Nur *falsch* geschätzt haben wir sie.«⁸⁸ Richtig bewertet, und das kann jetzt nur ein *relatives* Urteil meinen, das mit Blick auf die jeweilige Jetztzeit und *ihre* Kultur gefällt wird, ist die Antike nur dann, wenn die Lektüre der »Antinomie der Philologie«⁸⁹ folgt: Die eigentliche Erkenntnisrichtung der Philologie zielt nämlich, so Nietzsche, *entgegen* ihrer Beschäftigung mit der Überlieferung, nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die

83 Wenig hilfreich: Matthias Politycki, *Der frühe Nietzsche und die deutsche Klassik. Studien zu Problemen literarischer Wertung*, Straubing/ München 1981.

84 Zur Zeit der gelehrten Philologie war der Kreis des Wissens noch größer. Es umfaßte, wenn auch zunehmend umstritten (Querelle!) das gesamte Wissen der Alten.

85 Im Gegensatz zur Theologie und deren Geltungsverlust.

86 F. Nietzsche, *Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre*, (Anm. 12), S. 447.

87 Für Nietzsche ist das nicht mehr als eine »traditionelle Verklärung«. Wir Philologen (Anm. 44), S. 329.

88 F. Nietzsche, *Wissenschaft und Weisheit im Kampfe*, Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. III, S. 348. *Wissenschaft vs. Weisheit* – auch das eine der Unterscheidungen, unter denen Nietzsches ideale Philologie ihre Konturen sucht.

89 Wir Philologen (Anm. 44), S. 325.

Gegenwart. Die Jetztzeit, so Nietzsche in der zunächst widersinnigen Umkehrung des Gewohnten, soll »aus dem Altertum« verstanden werden.⁹⁰

Über das Ergebnis kann es dabei der Form nach keinen Zweifel geben. Philologische Erkenntnis, soweit sie wertbewußte Ganzheitswahrnehmung ist, steht grundsätzlich unter einem *strategischen Vor-urteil*: »Der richtige Ausgangspunkt ist, [...] von der Einsicht in die moderne Verkehrtheit auszugehen und zurückzusehn«.⁹¹ Noch klarer, noch aggressiver gesagt: »Mein Ziel ist: volle Feindschaft zwischen unserer jetzigen ›Kultur‹ und dem Altertume zu erzeugen. Wer der ersten dienen will, muß das letztere hassen.«⁹² Das erste und alles weitere prägende Urteil ist demnach bestimmt durch seine *Verwendung* – nicht durch ein wie immer gedachtes Einverständnis mit der ›wahren Natur‹ des klassischen Gegenstands. Entscheidend ist, daß sich das Votum in der *gegenwartskritischen Bildung* bewährt. Von diesem Fixpunkt aus gewinnt das Urteil von den »ewiggültigen« Griechen seinen eigentlichen, d. h. strategischen Sinn: es ist die Autoritätsgrundlage für den *Einspruch gegen die Verhältnisse*. Wahr ist ein solches Urteil, sofern es eine *kulturkritisch aufgeladenen Differenz vollzieht* zwischen der Jetztzeit und einer anderen, in ihrer Vorbildlichkeit möglichst anerkannten – spricht: ›klassischen‹ – Kultur. Zugleich wird in dem Maße, wie sich das Erlebnis der anderen Kultur zur kritischen Haltung gegenüber der eigenen verdichtet, ein Bezug auf den Gegenstand anvisiert, der als *urteilende Lektüre* nicht nur Gegenwart und Vergangenheit zusammenbringt, sondern *wissenschaftliche* und *praktische* Erkenntnis verbindet: Im Lesen auf ein Urteil realisiert die Philologie das ihr als *eigentliche Bestimmung* aufgegebene *bildungs-politische Engagement* – allerdings nicht als Vollzug einer dogmatischen Weltanschauung oder quasi-theologischen Bildungsmetaphysik, sondern als eigenständige, ›philologische‹ Form der Gesellschaftskritik.

Selbst Nietzsche war sich nicht sicher, wieweit die schwierige Balance, die er seiner Philologie zwischen Stoffbezug und Rangwahrnehmung, zwischen wissenschaftlicher Objektivität und bildungspolitischem Engagement zumutet, tatsächlich hält. Skepsis bleibt, wie etwa im Verdacht, daß die Philologie um ihres aktuellen Engagements willen das Vergangene bzw. die *andere* Kultur, allzu perspektivisch wahrnehme: »*Flucht aus der Wirklichkeit* zu den Alten: ob dadurch nicht die Auffassung des Altertums gefälscht ist?«⁹³ Gleich ob Nietzsche diese Frage ans Ende oder schon an den Beginn seiner Arbeit am Fach stellt: Sie ist unvermeidlich, weil sie an den theoriebautechnischen Preis erinnert, den jede Grundentscheidung – und so auch die von der »Classicität« einer (z. B. griechischen) Kultur – unweigerlich haben muß.

Bei solchen Skrupeln über zu hohe, möglicherweise das Objektivitätsideal der modernen Wissenschaft grundsätzlich übersteigende Kosten hilft nur eine Gegenrechnung. Die aber ist nicht mehr ohne weiteres Teil einer historischen

90 Ebd.

91 Ebd., S. 328.

92 Ebd., S. 329.

93 Ebd., S. 324.

Rekonstruktion. Nietzsche nur historisch lesen, hieße ihn als *Klassiker* unterschlagen: »Klassisch ist eine Theorie«, so Niklas Luhmann im Versuch, disziplinäre Tradition(en) auf ihren aktuellen Nutzen zu befragen, »wenn sie einen Aussagezusammenhang herstellt, der in dieser Form später nicht mehr möglich ist, aber als Desiderat oder als Problem fortlebt.«⁹⁴ Anders gesagt: Nietzsche wie F. Schlegel interessieren weder als Zeugen für die jeweilige historisch-statistische Realität des Fachs, noch als einzigartige Begabungen, die den Späteren die schlußendlichen Lösungen für invariante Problemstellungen vorgeben. Ansprüche und Problemniveau des Fachs haben sich inzwischen geändert. Was von den Klassikern des Fachs in die aktuelle Reflexion eingehen kann, liegt im Bereich der Theorie bzw. auf der Ebene disziplinärer Modelle: Eine erkenntnistheoretisch *erfahrenere* Gegenwart des Fachs kann an Schlegel oder Nietzsche nur sehen, »was zu leisten wäre; aber nicht mehr: wie es zu leisten ist.«⁹⁵

Wolf hatte alle Teile des Fachs durch die Bildungsmetaphysik des Neuhumanismus durchdekliniert, letztlich ohne Rücksicht auf die geforderte Eigenart einer philologischen Erkenntnis. Ähnlich einseitig, jetzt unter dem Vorzeichen der Faktengenauigkeit, verfährt die textkritische Philologie. Beidesmal bleibt das *Klassische* des philologischen Gegenstands in den Bahnen gegenständlicher Objektivität. Das bestätigt der jeweilige Erkenntniszugriff, gleich wie verschieden sich die *bildende* und die *exakte* Lektüre zunächst darstellen: Glaubt letztere die eigentliche Qualität des Gegenstands dank einer möglichst *vollkommenen Texttreue* ablesen zu können, so orientiert sich die Wolfsche Philologie an der Theologie und versteht auch ihren Gegenstand als eine *sich selbst mitteilende Offenbarung*. All dies jedoch führt nicht zu einer über sich selbst aufgeklärten Wissenschaft; das Fach bleibt im Bann *magischer* Erkenntnis.

Anders F. Schlegel. An die Stelle des epistemologisch naiven Denkens in Objekten setzt er die Arbeit an den disziplinären Widersprüchen, wenn auch, zumindest in den uns erhaltenen Heften, nur mit Blick auf das formale Organon der Philologie. Das Pädagogische bleibt am Rande. Im Zentrum steht der »philologische Imperativ«, wie er sich in in der philologischen Basisoperation des Lesens verwirklicht. Die Logik dieser Lektüre folgt nicht einer vermeintlich problemlosen Faktenwahrnehmung. Als praktisches Resultat der »philologischen Antinomien« zwischen *Hermeneutik* und *Kritik*, zwischen *Buchstabe* und *Geist* fundiert sie vielmehr selber den Gegenstand: *Klassisches* kann es unabhängig von der Art seiner Behandlung nicht geben. Andererseits kann Schlegel die gesuchte Disziplinarität nicht allein über eine spezifische *Untersu-*

94 N. Luhmann, Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie, in: Emile Durkheim, Über die Teilung der sozialen Arbeit (dt. Übers.), Frankfurt am Main 1977, S. 17–35, hier: S. 17f. Dieser Hinweis ist nicht frei von Ironie: Ausgerechnet die Philologie als Expertin für das *Lesen auf Klassik* muß sich von der soziologischen bzw. systemtheoretischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung sagen lassen, wie berechtigt eine Lektüre ist, die ihren Gegenstand *aktuell* bleiben läßt!

95 Ebd., S. 18.

chungsmethode definieren. Selbst seine *Lektüre auf Klassik* vermag keine befriedigende Klarheit über das notwendige Zusammenspiel ihrer heterogenen Elemente zu gewinnen. Feste, nachvollziehbare Regeln, die das *Gelingen* der Lektüre sichern, bleiben Desiderat. Doch diese fehlende Sicherheit im Operieren wird um so mehr ein Problem, wenn die Ergebnisse der Lektüre nicht schon aus dem folgen, was gelesen wird.

Nietzsche zieht das Reflexionsniveau noch einmal an. Das gelingt durch die Kritik an einer Gegenstandsdefinition, die das *Klassische* historisch denkt und seine Erkenntnis durch die *Kontinuität des historischen Prozesses* gesichert glaubt. Nietzsche wendet sich nicht gegen historische Erkenntnis per se, aber er zeigt auf die Aporie, wonach einerseits das Historische des Gegenstands Voraussetzung seiner Erkennbarkeit ist, aber zugleich das Wesentliche dieses Gegenstands, seine »Classicität«, ihn *aus* der Geschichte heraus setzt. Nietzsches eigener Vorschlag geht weder zurück in die magische Vorstellung eines selbstbedeutenden Objekts, noch folgt es dem Glauben an eine exakt explizierbare Erkenntnismethode als dem ebenso sicheren wie szientifischen Fundament der Philologie. Das *Klassische* ist für ihn eine *differentielle Relation* zwischen der eigenen Gegenwart und einer Vergangenheit. An die Stelle eines Denkens in Prozessen setzt Nietzsche die *topologische* Bestimmung. Entsprechend liegt der Wahrheitsgehalt respektive die Autorität des Gegenstands weder im Objekt selbst noch im methodisch genauen Bezug. Ausschlaggebend ist die strategische Verhältnisbestimmung bzw. ihr Vollzug in Form eines Werturteils. Im Kern dieser *urteilenden* Lektüre steht selbst wiederum ein Urteil, ein Vor-urteil, das die gegenwärtigen Verhältnisse keinesfalls als ein (kulturelles) *Maximum* oder auch nur als einen unzweifelhaften *Fortschritt* akzeptiert: Das *Klassische* ist nur insofern das schlechthin Vorbildliche als an ihm die Beschränktheit einer selbstgefälligen bzw. sich gegen Kritik immunisierenden Gegenwart demonstriert werden kann.

Der topologisch definierte Gegenstand des Fachs ist so alles andere als eine fest vorgegebene oder zumindest methodisch fixierbare Größe. Er steht für die *offen zu haltende* Möglichkeit einer Kritik an den *Verhältnissen*, denn je klarer sich die Philologie über ihren Gegenstand wird, desto überzeugender fällt ihr Urteil über die jeweils eigene Zeit aus. Nietzsche konzipiert den philologischen Gegenstand so als Engführung von wissenschaftlicher und praktischer Erkenntnis, von Sachbezug und emphatischer Kulturkritik. Dabei besteht er einerseits wie schon Schlegel auf der grundsätzlich problematischen Natur philologischer Erkenntnis. Der »vielspältige Charakter«⁹⁶ des Fachs ist fundamental. Zugleich aber hält er explizit an der *humanistischen Tradition* des Fachs fest und reaktualisiert sie als bildungspolitischen Auftrag. Nietzsche widerspricht einer Philologie des bloßen Spezialistentums. Seine Universalphilologie umgreift die ganze Breite philologischen Tuns, ohne dabei auf das (gelehrte) Schema der bloßen Problem- bzw. Aufgabenaddition zurückgreifen zu müssen. An dessen Stelle rückt die traditionsgesättigte Aporie von »Wissen-

96 F. Nietzsche, *Homer* (Anm. 27, Kap. 2), S. 157.

schaft« und »Bildung«. Als *disziplinären Klammer* überbrückt sie die alte Grenze zwischen dem engen und weiten Begriff der Philologie.

Allerdings muß auch für Nietzsches Philologie die gesuchte Verbindung zwischen wissenschaftlich geklärter Erkenntnis und emphatischem Engagement, und hier ist einmal mehr die disziplinäre Sollbruchstelle zwischen »Wissenschaft« und »Bildung« erreicht, schwierig bleiben. Auch seine Philologie paßt in keinen Leitfaden. Sie bleibt auf den unmöglichen *Zirkel* verwiesen von erkenntnistheoretisch kontrolliertem Sach- respektive Vergangenheitsbezug und der Idealität eines als klassisch (voraus-)gesetzten Gegenstands.

Bleibt noch der Einwand der Unwahrscheinlichkeit. Auch Nietzsche ist sich der geringen Realisierungschancen seines Konzepts bewußt. Zwei Wege werden diskutiert – zwei Wege, die in ihrem alternativen Verlauf zwischen Außenseiter und disziplinärer Gemeinschaft, zwischen individueller Abweichung und systemischer Ordnung eine zentrale *wissenschaftsinterne Dynamik* erkennen lassen. So setzt Nietzsche zum einen auf die »Wucht philologischer Persönlichkeiten«⁹⁷, die kraft ihrer personalen Eigentümlichkeiten die widersprüchlichen Anforderungen des Fachs erfüllen⁹⁸: Anders als die »Angestellten der Wissenschaft«⁹⁹ haben sie den »schöpferischen Blick« und verfügen so über jene besondere Qualität(en), auf der »alle grossen Fortschritte der Philologie beruhen«¹⁰⁰ – und die Nietzsche sich zumindest zum Zeitpunkt der *Geburt der Tragödie* selber zugebilligt hat. Könnte so nicht im Genius einer singulären Begabung das Fach zur Einheit kommen? »Solche Naturen bringen, mit diesen ihren *personenhaften* Erkenntnis-Gebilden jene *Täuschung* hervor, daß eine Wissenschaft [...] fertig sei und am Ziele stehe.«¹⁰¹ Der genaue Wortlaut zeigt an, daß dieser Erfolg weder sicher noch fehlerlos ist. Zwar gewinnt das Fach, weil es dank solcher außerordentlichen Talente der eigenen »Beschränktheit«¹⁰² ein Stück weit entkommen kann. Aber der Teilerfolg endet unterm Strich im negativen Ergebnis. Der partielle Erkenntnisgewinn läßt sich nicht auf die Disziplin selber übertragen: »wie sie [die philologischen Talente] selber durch und durch Person sind, so wachsen auch alle ihre Einsichten [...] wieder zu einer Person zusammen.«¹⁰³ Die gesuchte Disziplinarität verliert sich in einer kaum noch zu kontrollierenden Personalisierung und Subjektivierung prinzipiell überindividueller Wissens- bzw. Wissenschaftsstrukturen.

97 Ebd., S. 158.

98 Vgl. Whitman und seine These von der »Magisterial Tradition« in der Philologie des 19. Jahrhunderts (Anm. 3).

99 F. Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*, Nr. 171 («Die Angestellten der Wissenschaft und die anderen»), Schlechta-Ausgabe (Anm. 12), Bd. I, S. 942.

100 F. Nietzsche, *Gedanken zur Einleitung* (Anm. 18), Nr. 27, S. 30.

101 F. Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* (Anm. 96), S. 943.

102 Ebd.

103 Am Ende scheint die Kritik an dieser Art des philologischen Fortschritts zu überwiegen: »Es fehlt ihnen jede *unpersönliche* Teilnahme an einem Problem der Erkenntnis.« Ebd.

Die Homer-Schrift, Nietzsches Antrittsvorlesung in Basel (1869), ersetzt das »philologische Genie« (Schlegel) und seine – zumindest angedeutete – Anverwandlung an den originalen Schöpfer der (klassischen) Überlieferung durch ein ganz anderes, dem ersten direkt entgegengesetztes Modell. Philologie meint hier die *Fachgemeinschaft*. Nietzsche skizziert sie als ein Kollektiv, das sich nicht nur selbst organisiert, sondern das in seinem disziplinären Entwicklungsgang sich auf ein Ziel hin *selbsttätig korrigiert*. Zugleich wird die außergewöhnlich problematische Existenz des Fachs als Überforderung jeder individuellen Anstrengung begriffen: »Für den Einzelnen gibt es [...] gar keine Rettung vor dem [...] Zwiespalt«. Die Einheit des Fachs wird nur im »großen Ganzen«, so Nietzsches Formel für eine in die Zukunft gerichtete, *subjektlos prozessierende disziplinäre Logik*, zu erringen sein: »Die gesamte wissenschaftliche-künstlerische Bewegung dieses sonderbaren Zentauren [d. i. die Philologie] geht mit ungeheurer Wucht, aber zyklischer Langsamkeit darauf aus, jene Kluft zwischen dem idealen Altertum [...] und dem realen zu überbrücken; und damit erstrebt die klassische Philologie nichts als die endliche Vollendung ihres eigensten Wesens, völliges Verwachsen und Einswerden der anfänglich feindseligen und nur gewaltsam zusammengebrachten Grundtriebe.«¹⁰⁴

Auch das läßt sich kritisieren als ein bloßes Verschieben der Probleme in eine ferne Zukunft. Wiederum stünde am Ende, wie schon im Fall Schlegel, eine Enttäuschung. Statt der definitiven Antwort auf die Frage nach dem Philologischen an der Philologie findet sich nur eine bedenklich komplexe Beschreibung des Fachs, in der mehr oder minder lose miteinander verknüpfte Problemstellungen erst dort zusammenfinden, wo das Fach bereit ist, Wissenschaftlichkeit und Engagement zu amalgamieren. Für diese Antwort auf die Frage nach der philologischen Disziplinarität spricht jedoch, daß die rekonstruierten Problemstellungen ihrem Kern nach über das 19. Jahrhundert hinaus fortbestanden haben und noch immer fortbestehen, ganz gleich, ob dem Bildungsimperativ nun eine textkritische, eine historische oder eine kommunikationssoziologische Wissenschaft gegenübersteht. Nietzsches Problemreflexion ist noch immer die Kröte, an der sich die Philologie verschluckt – sofern sie die Wert-Differenz in ihrem *klassischen* Gegenstand nicht aufgeben will!¹⁰⁵

Nicht zuletzt um dem zu entgehen, hat sich die Disziplin später in neuen Fächern organisiert. Doch der Fortschritt, der sich nicht nur im Titel einer Literaturwissenschaft, sondern auch in den fachinternen Ausgrenzungen des Literaturdidaktischen oder Literaturkritischen spiegelt, ist wenig überzeugend. Er ist eher ein Indiz mehr für eine zeittypische Haltung, die der aporetischen Problemlage *keine Spannung mehr geben kann*, denn ein Beweis für die angeblich endlich errungene Selbständigkeit im Kreis der universitären Diszi-

104 F. Nietzsche, Homer (Anm. 27, Kap 2), S. 160f. (Hervorhebung N. W.).

105 Vgl. H. Ritter, Nietzsche für Philologen? (Anm. 7), S. N 5 und sein Hinweis auf Karl Reinhardt.

106 Gerald Graff, The Future of Theory in the Teaching of Literature, in: The Future of Literary Theory, ed. by. Ralph Cohen, New York 1989, S. 250–267, hier: S. 263.

107 F. Nietzsche, Homer (Anm. 27, Kap. 2), S. 158.

plinen. Haben die Außenseiter des Fachs wie Schlegel oder Nietzsche Recht, sind es jedoch die epistemologischen Widersprüche und wissenschaftlichen Anomalien, die zum Philologischen dieser Wissenschaft führen; erst sie helfen der Philologie über die bloß archivierende Bestandssicherung hinaus zum Erbe der *klassischen* Überlieferung.

Die Einheit des Fachs kann nach all dem keine Frage von sonntäglichen Reden vor gebildetem Publikum – bzw. vor Bildungsbürokraten – sein. Nicht nur, weil es diese Einheit so nicht gibt. Die zwiespältige Existenz der Philologie muß *im Fach selbst* ausgesprochen und ausgetragen werden. Widersprüche, gelehrte Anachronismen oder gar Anregungen zu einem epistemologischen Sonderweg der Philologie beweisen nicht einfach Schwäche und Mangel. Im Gegenteil. Sie – und nicht eine als zeitenthobene Substanz wie als ideologisches Konstrukt *verkannte* Klassizität – sind die *Arbeitsgrundlage der Philologie*. »What proved disabling is not the failure of humanists to agree on objectives, but their failure to disagree on them in ways that might become recognizable.«¹⁰⁶ Folgt man Gerald Graff, der nicht zufällig aus der angelsächsischen Nachfolgedisziplin der Philologie argumentiert, dann ist das Fach selber beteiligt am gegenwärtigen Geltungsverlust. Zwar wird der öffentliche wie universitäre Bedeutungsverlust ebenso beredt wie berechtigt beklagt, aber dabei bleibt man blind für die eigene Herkunft aus der Aporie von »Wissenschaft« vs. »Bildung«. Wer nicht länger bereit oder fähig ist, das Urteil über die »Classicität« auf unsere Jetztzeit hin zu *reaktualisieren*, ist zunächst einmal selber verantwortlich für die »durchherrschende Erschlaffung der Teilnahme an philologischen Problemen.«¹⁰⁷

Bibliographie

- Allemann, Beda, Der frühromantische Begriff einer modernen Literaturwissenschaft, in: Ders., Über das Dichterische, Pfullingen 1957.
- Ameis, Karl Friedrich, G. Hermann's pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten, Jena 1850.
- Apel, Karl Otto, Das Verstehen. Eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte, Archiv für Begriffsgeschichte I (1955), S. 142–199.
- Assmann, Aleida u. Jan /Hardmeier, Christian (Hrsg.), Schrift und Gedächtnis, München 1983.
- Ast, Friedrich, Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik, Landshut 1808.
- Bechstein, Reinhold, Die deutsche Philologie, in: Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert, ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen. Eine Rundschau zur Belehrung für das gebildete Publikum, hg. v. einem Verein von Gelehrten [...] unter der Redaktion von J. A. Romberg, Sondershausen 1859, Bd. 4, S. 82ff.
- Beetz, Manfred, Nachgeholte Hermeneutik. Zum Verhältnis von Interpretations- und Logiklehren in Barock und Aufklärung, in: DVjs 55 (1981), S. 591–628.
- Beetz, M., In den Geist der Alten einzudringen. Altphilologische Hermeneutik als Erkenntnis- und Bildungsinstrument der Weimarer Klassik, in: Klassik und Moderne, hg. v. Karl Richter und Jörg Schönert, Stuttgart 1983, S. 27–55.
- Behler, Ernst, F. Schlegels Enzyklopädie der literarischen Wissenschaften im Unterschied zu Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, in: Hegel-Studien, Bd. 17 (1982), S. 169–202.
- Behler, E., F. Schlegels erster Aufenthalt in Jena: Vom 6. August 1796 bis zum 3. Juli

- 1797, in: MLN 102.3 (1987), S. 544–569.
- Behler, E., F. Schlegels Theorie des Verstehens. Hermeneutik oder Dekonstruktion?, in: Die Aktualität der Frühromantik, hg. v. E. Behler/Jochen Hörisch, Paderborn 1987, S. 141–161.
- Behler, E., F. Schlegels Begriff der Philologie, in: Beiträge zur deutschen Literatur, Sophia-University Tokyo (1981), S. 1–22.
- Behler, E., Nietzsche und die frühromantische Schule, in: Nietzsche-Studien 7 (1978), S. 59–87.
- Behler, E., The Impact of Classical Antiquity on the Formation of the Romantic Literary Theory of the Schlegel Brothers, in: Klassische Modelle in der Literatur, Proceedings of the intern. Comp. Lit. Association 1 (1979), Innsbruck 1981, S. 139–143.
- Behler, E., What it Means to Understand an Author better than He Understood Himself. Idealistic Philosophy and Romantic Hermeneutics, in: Festschrift in Honor of René Welleck, hg. v. Joseph P. Strelka, Berlin 1984, S. 69–92.
- Benecke, Georg Friedrich, Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur, Göttingen 1810.
- Benecke, G. F., Vorrede zur kritischen Ausgabe des Wigalois, Berlin 1819, S. VII–LIV.
- Bernhardy, Gottfried, Grundlinien zur Enzyklopädie der Philologie, Halle 1832.
- Birus, Hendrik, Hermeneutische Wende? Anmerkungen zur Schleiermacher-Interpretation, in: Euphorion 74 (1980), S. 313–222.
- Birus, H., *Wir Philologen*. Überlegungen zu Nietzsches Begriff der Interpretation, in: Revue Internationale de Philosophie 38 (1984), S. 373–395.
- Boeckh, August Friedrich, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, posthum hg. v. Ernst Bratuscheck (1877), 2. Aufl. besorgt v. Rudolf Klusmann, Leipzig 1886.
- Boehm, Laetitia, Wissenschaft-Wissenschaften-Universitätsreform. Historische und theoretische Aspekte zur Verwissenschaftlichung von Wissen und zur Wissenschaftsorganisation in der frühen Neuzeit, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, 1 (1978), S. 7–36.
- Bollack, Jean, Peter Szondis materiale Hermeneutik, in: DVjs 2 (1990), S. 370–391.
- Bolz, Norbert W., Der Geist und die Buchstaben. F. Schlegels hermeneutische Postulate, in: Texthermeneutik, Aktualität, Geschichte, Kritik, hg. v. Ulrich Nassen, Paderborn 1979, S. 79–113.
- Bruns, Ivo, Lachmanniana, in: Preussisches Jb. 77 (1894), S. 172–176.
- Buhle, Johann Gottlieb, Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften, Lemgo 1790.
- Burdach, Konrad, Über deutsche Erziehung, in: Anzeiger für Deutsches Altertum, XII (1866), S. 156–163.
- Campe, Zur charakteristik der falschen philologie, in: Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 10 (1856), Bd.1, S. 27–38.
- Conrady, Karl-Otto, Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung, Schernfeld 1990.
- Dainat, Holger/Kolk, Rainer, »Geselliges Arbeiten«. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in den Anfängen der Deutschen Philologie, in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft. Sonderheft der DVjs zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft (1987), hg. v. Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, S. 7*–42*.
- Demerson, Geneviève, Dorat et son temps, Genf 1983.
- Deutsches Wörterbuch, vierten Bds erste Abtheilung, 2.Theil, Leipzig 1897.
- Diemer, Alwin, Die Differenzierung der Wissenschaften in die Natur- und Geisteswissenschaften und die Begründung der Geisteswissenschaften als Wissenschaft, in: Studien zur Wissenschaftstheorie, Bd.1, Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie im 19. Jahrhundert, hg. v. A. Diemer, Meisenheim am Glan 1968, S. 174–223.
- Diemer, A., (Hrsg.), Der Wissenschaftsbegriff. Historische und systematische Untersu-

- chungen, Meisenheim am Glan, 1970.
- Dierkes, Hans, Literaturgeschichte als Kritik. Untersuchungen zu Theorie und Praxis von Fr. Schlegels frühromantischer Literaturgeschichtsschreibung, Tübingen 1980.
- Dierse, Ulrich, Enzyklopädie. Zur Geschichte eines philosophischen und wissenschaftstheoretischen Begriffs, Bonn 1977 (= Archiv für Begriffsgeschichte, Supplementheft 2).
- Ebeling, Rainer, *Geist und Buchstabe*, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd.2, 3.Aufl. 1958, Sp. 1290–1296.
- Eichner, Hans., F. Schlegels Stellung in der Geschichte der Literaturwissenschaft, in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 6, Geschichte der alten und neuen Literatur, hg. u. eingel. v. H.Eichner, Paderborn/ München/ Wien 1961, S. XXXI–XLVII.
- Eichner, H., Editionsbericht zu F. Schlegel, *Notizen zur Philologie I/II* im Rahmen der Kritischen Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd.16, Paderborn/München/Wien 1981, S. XViff.
- Ellrich, Lutz, Der Ernst des Spiels. Zu drei Versuchen einer dekonstruktiven Nietzsche-Lektüre, Vortragsmskpt. 1992.
- Fabian, Bernhard, Der Gelehrte als Leser, in: Buch und Leser, hg. v. Herbert Georg Göpfert (Schriften des Wolfenbütteler Arbeitskreises für die Geschichte des Buchwesens), Hamburg 1977, S. 48–88.
- Fichte, Johann Gottlieb, *Sämtliche Werke* (Nachdruck der Ausgabe von 1845f), Berlin 1971.
- Fichte, J.G., Ueber Geist und Buchstabe in der Philosophie, in: J.G. Fichte, Gesamtausgabe, hg. v. Reinhard Lauth u. Hans Glinitzky, Bd.I, 6, Stuttgart 1981, S. 333–361.
- Figl, Johann, Hermeneutische Voraussetzungen der philologischen Kritik. Zur Wissenschaftsphilosophischen Grundproblematik im Denken des jungen Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 12 (1983), S. 111–128.
- Flashar, Hellmut, Die methodisch-hermeneutischen Ansätze von F.A. Wolf und F. Ast. Traditionelle und neue Begründungen, in: Hermeneutik und Philologie im 19. Jahrhundert, S. 21–32.
- Foerster, Karl G.J., Sendschreiben Karl Lachmanns an die deutschen Philologen und deutschen Sprachforscher ausgegeben an dessen Todestage, Berlin 1852.
- Fohrmann, Jürgen, Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Kaiserreich, Stuttgart 1989.
- Fohrmann, J./Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.), Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, Sonderheft der DVjs zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft (1987).
- Fohrmann, J./Voßkamp, W. (Hrsg.), Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, Paderborn 1991.
- Gadamer, Hans Georg, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1975.
- Göttert, Karl-Heinz, Die Spiegelung der Leseerwartung in den Varianten mittelalterlicher Texte, in: DVjs 48(1974), S. 93–121.
- Grafton, Anthony, Introduction to F.A. Wolf, Prolegomena ad Homerum, Princeton 1985, S. 3–35.
- Grafton, A., Polyhistor into *Philolog*: Notes on the Transformation of German Classical Scholarship, 1780–1850, in: History of Universities 3 (1983), S. 159–192.
- Grimm, Gunter E., Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung, Tübingen 1983.
- Grimm, Jacob, Rede auf Lachmann, gehalten in der öffentlichen Sitzung der (Berliner) Academie der Wissenschaften, am 3.Juli 1851, wiederabgedruckt in: J. Grimm, Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen, hg. u. eingel. v. Ulrich Wyss, München 1984, S. 78–93.
- Grosse-Brockhoff, Annelen, Das Konzept des Klassischen bei Fr. und A. W. Schlegel, Köln/Wien 1981.

- Haakh, August, Ueber den heutigen Stand der classischen Alterthumswissenschaft in ihrem Verhältnis zum Leben, zu den übrigen Wissenschaften und zur Schule, Jahrbücher der Gegenwart, Tübingen 1844, S. 790–807.
- Haase, Friedrich, »Philologie«, in: Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, hg. v. Johann Salomon Ersch und Johann Gottfried Gruber, 3. Section, hg. v. M.H.E. Meier, 23. Theil, Leipzig 1847, S. 374–422.
- Harsdörffer, Georg Philipp, Specimen Philologiae Germanicae, cont. disquisitiones XII. De linguae nostrae vernaculae historia, methodo et dignitate, ... 1646.
- Hauff, Carl V., Ueber den Begriff und Werth der Philologie, und eines gründlichen Studiums derselben, in: Philologie. Eine Zeitschrift zur Beförderung des Geschmacks an griechischer und römischer Sprache und Litteratur, Jg.1. 1803.
- Haupt, Moritz, Festrede, in: Berichte über die Verhandlungen der Königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Leipzig 1848, S. 90–106.
- Haupt, M., Zeitschrift für deutsches Altertum, Vorwort zum ersten Hefte, Bd 1, 1841.
- Heerdegen, Ferdinand, Idee der Philologie. Eine kritische Untersuchung vom philologischen Standpunkt aus, Erlangen 1879.
- Heffter, Der rechte Begriff von Philologie und das rechte Princip des philologischen Unterrichts in der Gegenwart, in: Jahrbücher der Gegenwart, hg. v. A. Schwegler, Tübingen 1846.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Einleitung in die 1. Auflage der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Jubiläumsausgabe, Stuttgart 1961.
- Hegel, G.W.F., Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (1807), Theorie-Werkausgabe Bd.8, Frankfurt/M., 1970.
- Heinsius, Theodor, Germanologie auf deutschen Lehrstühlen, Berlin 1848.
- Henningsen, Jürgen, »Enzyklopädie«, Zur Sprach- und Bedeutungsgeschichte eines pädagogischen Begriffs, in: Archiv für Begriffsgeschichte 10 (1966), S. 271–325.
- Hentschke, Ada/Muhlack, Ulrich, Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie, Darmstadt 1972.
- Herbst, Wilhelm, Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung, Leipzig 1852.
- Hertz, Martin, Zur Enzyklopädie der Philologie, in: Commentationes philologiae in honorem Theodori Mommseni, Berlin 1877.
- Hertz, M., Karl Lachmann. Eine Biographie, Berlin 1851.
- Heyne, Christian Gottlob, Lobschrift auf Winkelmann 1778, Neudruck hg. v. A. Schulz, Berlin 1963.
- Hinrich Seeba, Nationalbücher. Zur Kanonisierung nationaler Bildungsmuster in der frühen Germanistik, in: Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. v. J. Fohrmann/W. Voßkamp, Paderborn 1991, S. 57–72.
- Hoffmann, Volker, Johann G. Hamanns Philologie. Hamanns Philologie zwischen enzyklopädischer Mikrologie und Hermeneutik, Stuttgart 1972.
- Hofmann, Caspar, De barbarie imminente [...], Frankfurt/M. 1578.
- Horstmann, Axel, Artikel »Philologie«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. v. Joachim Ritter, Darmstadt 1989, Bd. 7, Sp. 552–572.
- Horstmann, A., Allgemeine Hermeneutik und Hermeneutik als »Organon« der »philologischen« Wissenschaften bei A. Boeckh, Vortragsmskpt Lille 1986.
- Horstmann, A., Die »Klassische Philologie« zwischen Humanismus und Historismus. F.A. Wolf und die Begründung der modernen Altertumswissenschaft, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 1 (1978), S. 51–61.
- Horstmann, A., Die Forschung in der klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts, in: Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts, hg. v. A. Diemer, Meisenheim am Glan 1978, S. 27–57.
- Hunger, Ulrich, Romantische Germanistik und Textphilologie: Konzepte zur Erforschung mittelalterlicher Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, DVjs Sonderheft (1987), hg. v. J. Fohrmann/W. Voßkamp, S. 42*–69*.

- Hurlbusch, Klaus, Deutungen literarischer Arbeitsweise, ZfdPhil 105 (1986), Sonderheft, S. 4–27.
- Iser, Wolfgang, Anglistik. Eine Universitätsdisziplin ohne Forschungsparadigma? In: Poetica 16 (1984), S. 276–306.
- Janota, Johannes (Hg.), Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870. Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III, mit einer Einleitung, Tübingen 1980.
- Jahn, Otto, Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland, in: O. Jahn, Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze, Bonn 1868, S. 1–51.
- Kern, Otto, F.A. Wolf. Rede zum Gedächtnis seines hundertsten Todestages (1924), Halle 1924 (= Hallische Universitätsreden 25).
- Kittler, Friedrich A., Vergessen, in: Textermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik, hg. v. Ulrich Nassen, Paderborn, S. 195–222.
- Kittler, F. A., Nietzsche, in: Klassiker der Literaturtheorie, hg. v. Horst Turk, München 1979, S. 191–206.
- Kittler, Wolf, Literatur, Edition und Reprographie, in: DVjs 1 (1991), S. 205–235.
- Koch, Erduin Julius, Plan zur Ausarbeitung eines historischen Werkes, unter dem Namen *Deutsche Encyklopaedie*, in: Literarisches Magazin für Buchhändler und Schriftsteller oder Sammlung von Vorschlägen und Entwürfen zu Büchern, die bisher noch nicht geschrieben und verlegt worden sind, hg. v. E.J. Koch, 1 (1792), S. 1–46.
- Koch, E.J., Ueber Deutsche Sprache und Literatur. Ein Aufruf an sein Vaterland [...] Nebst einer ausführlicheren Nachricht von dem öffentlichen Auftritte der Gesellschaft Deutscher Sprach- und Literatur-Forscher zu Berlin, Berlin 1793.
- Koch, E. J., Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften, für Schulen und Selbstunterricht, Berlin 1793.
- Koehly, Hermann, G. Hermann. Zu seinem Hundertjährigen Geburtstage, Heidelberg 1874.
- Kolk, Rainer, Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert, in: IASL 13 (1988), S. 50–73.
- Kolk, R., Berlin oder Leipzig. Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«, Tübingen 1990.
- Koller, Wilhelm, Philosophie der Grammatik, Stuttgart 1988.
- Kopp, Detlev/Wegmann, Nikolaus, *Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie*. Zur Karriere einer Wissenschaft um 1800, in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, DVjs Sonderheft 1987, hg. v. J. Fohrmann/W. Voßkamp, S. 123*–152*.
- Kopp, D./ Wegmann, N., *Wenige wissen noch, wie Leser liest*. Anmerkungen zum Thema: Lesen und Geschwindigkeit, in: Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie, Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Tübingen 1988, Bd. 1., S. 92–104.
- Körner, Josef, Einleitung zu Schlegels *Philosophie der Philologie*, in: Logos 17 (1928), S. 1–16.
- Körte, Wilhelm, Leben und Studien F. A. Wolf's des Philologen, 2.Bde., Essen 1833.
- Krohn, Wolfgang, »Intern-extern«, sozial-kognitiv. Zur Solidität einiger Grundbegriffe der Wissenschaftsforschung, in: Burrichter, Conrad (Hrsg.), Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung, Basel/Stuttgart 1979, S. 123–149.
- Kühlmann, Wilhelm, Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters, Tübingen 1982.
- Kunne-Ibsch, Elrud, Die Stellung Nietzsches in der Entwicklung der modernen Literaturwissenschaft, Tübingen 1972.
- Lachmann, Karl, Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber, Berlin 1841.
- Lachmann, K., Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Vorrede, in: K. Lachmann. Kleinere Schriften zur Philologie, hg. v. Karl Müllenhoff, Berlin 1876, S. 158–176.
- Lachmann, K., Rezension der v. d. Hagenschen Nibelungen-Ausgabe, in: Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (1820), Nr. 70, S. 169–224.

- Lachmann, K., Rezension zu Der Krieg auf Wartburg nach Geschichten und Gedichten des Mittelalters, hg. v. A. Zeune (1818), in: Jenaische Allgemeine Literatur Zeitung, Bd. 1, (1820) Nr. 96–97, S. 297–310.
- Lachmann, K., Rezension zu einer franz. Tibull-Übersetzung (1815); vgl. Uebersicht der litterarischen Thätigkeit Lachmanns, in: M. Hertz, K. Lachmann, S. XXXII.
- Lachmann, K., Ueber G. Hermanns Ausgabe von Sophokles Ajax, in: Lachmann, Kleinere Schriften zur classischen Philologie. Hg. v. Johannes Vahlen, Berlin 1876, S. 1–17.
- Lachmann, K., Vorrede zur zweiten Ausgabe Berlin 1843 des Iwein (hg. zus. mit G. F. Benecke), 6. Aufl. Berlin 1962, S. III-X.
- Lachmann, K., zus. mit Franz Blume und Adolf Rudorff (Hrsg.), Schriften der römischen Feldvermesser, Berlin 1848.
- Lachmann, K. (Hg.), Novum Testamentum Graece et Latine, Bd. I, Berlin 1842.
- Lehmann, Cornelia, Die Auseinandersetzung zwischen Wort- und Sachphilologie in der deutschen klassischen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts (Diss.), Berlin 1964.
- Leitsch, Thomas M., For (Against) a Theory of Rereading, in: Modern Fiction Studies 33 (1987), S. 491–508.
- Leo, Friedrich, Rede zur Säcularfeier K. Lachmanns am 4. März 1893, in: F. Leo, Ausgewählte Kleine Schriften, hg. u. eingel. v. E. Fraenkel, 2. Bd., Roma 1960, S. 415–431.
- Luhmann, Niklas, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M., 1990.
- Luhmann, N., Wie ist soziale Ordnung möglich? In: Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 1, Frankfurt/M 1981, S. 195–287.
- Luhmann, N./ Schorr, Eberhard, Reflexionsprobleme im Erziehungssystem, Stuttgart 1979.
- Luhmann, N., Archimedes und wir. Interviews, hg. v. Dirk Baecker u. Georg Stanitzek, Berlin 1987.
- Luhmann, N., Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie, in: Emile Durkheim. Über die Teilung der sozialen Arbeit (dt. Übers.), Frankfurt am Main 1977, S. 17–35.
- Lutz-Hensel, Magdalene, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Eine methodenkritische Untersuchung, Berlin 1975.
- Materialien zur Ideologieggeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, hg. v. Gotthart Wunberg, Tübingen 1973.
- Matthiae, August, Encyclopädie und Methodologie der Philologie, Leipzig 1835.
- Maurer, Karl, Textkritik und Interpretation, in: Poetica 16 (1984), S. 324–355.
- Menninghaus, Winfried, Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion, Frankfurt/M 1987.
- Mettler, Werner, Der junge Fr. Schlegel und die griechische Literatur. Ein Beitrag zum Problem der Historie, Zürich 1955.
- Meves, Uwe, Zur Einrichtung der ersten Professur für Deutsche Sprache an der Berliner Universität (1810), in: ZfdPhil 104 (1985), S. 161–184.
- Meves, Uwe, Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875–1895), in: Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft. Sonderheft der DVjs 1987, hg. v. J. Fohrmann/W. Voßkamp, S. 69*–122*.
- Michel, Willy, Ästhetische Hermeneutik und frühromantische Kritik, Göttingen 1982.
- Milhauser, Karl H., Ueber Philologie, Alterthumswissenschaft und Alterthumsstudium, Leipzig 1837.
- Muchau, Hermann, Vorwort über die Homerische Frage, in: Wolf, F.A., Prolegomena ad Homerum, dt. Übersetzung v. H. Muchau, Leipzig o. J. (1908), S. 7–59.
- Müller, Ottfried, Der heutige Begriff der altclassischen Philologie, in: Göttingische gelehrte Anzeigen, Nr. 169ff, 1836.
- Müllenhoff, Karl, Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie, in: Zeitschrift für das Gymnasialwesen 8 (1854), S. 177–199.

- Müller, Jan Dirk, Buchstabe, Geist, Subjekt. Zu einer frühneuzeitlichen Problemfigur bei Sebastian Franck, in: MLN 106 (1991), S. 648–675.
- Müller, Jörn J., (Hrsg.), Germanistik und deutsche Nation 1806–1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewußtseins, Stuttgart 1974 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften Bd. 2).
- Mützell, Julius, Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft, Berlin 1835.
- Nietzsche, Fridrich, De Laertii Diogenis fontibus, in: Rhein. Museum für Philologie, Bd. XXIII (1868) und Bd. XXIV (1869).
- Nietzsche, F., Einleitung in das Studium der classischen Philologie, in: Musarionausgabe, Bd. 2 (Kleinere Schriften 1869–1874), München 1923, S. 337–388.
- Nietzsche, F., Gedanken zur Einleitung zu Homer und die classische Philologie, in: Musarionausgabe, Bd. 2, München 1923, S. 26–30.
- Nietzsche, F., Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, Öffentliche Reden, in: F. Nietzsche, Werke in 3 Bdn., hrsg. v. Karl Schlechta, München 1969 Bd. III., S. 175–263.
- Nietzsche, F., Wir Philologen, in: F. Nietzsche, Werke in 3 Bdn., hrsg. v. Karl Schlechta, München 1969 Bd. III, S. 323–332.
- Nietzsche, F., Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari (KSA), München 1980.
- Nietzsche, Friedrich, Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe Bd. 1–5, Bd. 1 Jugendschriften 1854–1861, hg. v. Hans Joachim Mette u. Karl Schlechta, München 1933.
- Novalis, Enzyklopädie VI, Fragmente I in: Novalis, Werke, Briefe, Dokumente, Bd. 2, hg. v. Ewald Wasmuth, Heidelberg 1957.
- Nüsse, Heinrich, Die Sprachtheorie Fr. Schlegels, Heidelberg 1962.
- Oehler, Max und Richard, Nachbericht, in: Nietzsche, Gesammelte Werke (Musarionausgabe), Bd. 2, München 1923, S. 389–405.
- Patsch, Hermann, Friedrich Schlegels ›Notizen zur Philologie‹ und Daniel Schleiermachers frühe Entwürfe zur Hermeneutik. Zur Frühgeschichte der romantischen Hermeneutik, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 63 (1966), S. 434–473.
- Patsch, H., F.A. Wolf und F. Ast. Die Hermeneutik als Appendix der Philosophie, in: Klassiker der Hermeneutik, hg. v. Ulrich Nassen, München 1982, S. 76–107.
- Patzer, H., Der Humanismus als Methodenproblem der klassischen Philologie (1948), in: Oppermann, Hans (Hrsg.), Humanismus, Darmstadt 1970, S. 259–279.
- Paul, Hermann, Begriff und Aufgabe der germanischen Philologie/ Geschichte der germanischen Philologie/ Methodenlehre, in: H. Paul, Grundriss der germanischen Philologie (1891), 2. verbes. Aufl., Strassburg 1901ff, S. 1–223.
- Pfeiffer, Franz, Walther von der Vogelweide, Vorwort zur 1. Auflage (= Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort und Sacherklärungen), Leipzig 1864.
- Pfeiffer, F., Zum Erech. Anhang, in: Germania 4 (1859), S. 185–232.
- Pfeiffer, F., Rezension von: Des Minnesangs Frühling, in: Germania 3 (1858), S. 484–508.
- Pfeiffer, Rudolf, Geschichte der klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, Reinbek 1970.
- Pfeiffer, R., History of classical Scholarship. From 1300 to 1850, Oxford 1976.
- Pflug, Günther, Hermeneutik und Kritik. August Boeckh in der Tradition des Begriffspaars, in: Archiv für Begriffsgeschichte XIX (1975), S. 138–197.
- Pfotenhauer, Helmut, Die Kunst als Physiologie. Nietzsches ästhetische Theorie und literarische Produktion, Stuttgart 1985.
- Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften, hg. v. Hellmut Flashar, Karlfried Gründer u. Axel Horstmann, Göttingen 1979.
- Pöschl, Viktor, Nietzsche und die klassische Philologie, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert, hg. v. H. Flashar u. a., Göttingen 1979, S. 141–156.
- Pott, August Friedrich, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germa-

- nischen Sprachen, 2 Bde, o.O., 1833ff.
- Raabe, Paul, E.J. Kochs Pläne zur Erforschung der deutschen Sprache und Literatur. Ein Hinweis auf die Frühgeschichte der Germanistik, in: Studien zur deutschen Literatur. Festschrift Adolf Beck, hg. v. Ulrich Fülleborn/Johannes Krogoll, Heidelberg 1979, S. 142–157.
- Radman, Zdravko, On the Limits of Literalness, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 46 (1992), S. 76–88.
- Raumer, Rudolf v., Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland, München 1870.
- Raumer, R. v., Über den Begriff der deutschen Philologie, in: Zeitschrift für die öffentlichen Gymnasien 11 (1860).
- Rautenberg, Ursula, Germanistik als Wissenschaft. Aspekte zur Geschichte des Fachs im 19. Jahrhundert, in: Die Grimms, die Germanistik und die Gegenwart, hg. v. Volker Mertens, Wien 1988, S. 25–49.
- Reichardt, Hans, Die Gliederung der Philologie, Tübingen 1846.
- Reinhardt, Karl, Die klassische Philologie und das Klassische (1942), in: Begriffsbestimmung der Klassik und des Klassischen, hg. v. Heinz Otto Burger (= Wege der Forschung Bd. CCX), Darmstadt 1972, S. 66–98.
- Reiter, Siegfried, F.A. Wolf und Fr. Schlegel. Mit einem ungedruckten Brief, in: Euphion XXIII (1921), S. 226–233.
- Ritschl, Friedrich, Ueber die neueste Entwicklung der Philologie, in: Opuscula philologica V. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1879 Hildesheim/New York 1978, S. 1–18. (Abgedr. auch als Artikel »Philologie« in Brockhaus Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur, Bd. 3, 1833).
- Ritter, Henning, Nietzsche für Philologen?, FAZ (Geisteswissenschaften), 25. März 1992, S. N 5.
- Röttgers, Kurt, Symphilosophieren, in: Philosophisches Jahrbuch 88 (1981), S. 90–119.
- Röttgers, K., Artikel »Kritik« in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 651–675.
- Rückert, Heinrich, Die gegenwärtige Bedeutung der deutschen Alterthumskunde und ihre Fortschritte in den letzten Jahren (1850), in: Rückerts kleinere Schriften, ausgew. u. hg. v. A. Sohr u. Anton Reifferscheid, I. Theil, Weimar 1877.
- Sachs, C., Vorschlag zu einer Encyclopädie der modernen Philologie, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, hg. v. Ludwig Herrig, XIII, 23. Bd., 1858.
- Sagara, Kenichi, »Wissenschaft der Literatur«, Gedanken aus Fr. Schlegels Nachlaßschriften, in: Doitsu Bungaku 47 (1971).
- Salgo, F. (eigentl. Fr. Haase), Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniß zur Bildung des deutschen Volkes, Leipzig 1835.
- Santoli, Vittorio, Philologie, Geschichte und Philosophie im Denken Friedrich Schlegels, in: Santoli, Philologie und Kritik. Forschungen und Aufsätze, Bern u. München 1971, S. 82–101.
- Schaefer, Heinz, Divinatio. Die antike Bedeutung des Begriffs und sein Gebrauch in der neuzeitlichen Philologie, in: Archiv für Begriffsgeschichte 21 (1977), S. 188–223.
- Scherer, Wilhelm, Poetik, Berlin 1888.
- Scherer, W., Zur Geschichte der Deutschen Sprache, Berlin 1868.
- Scherer, W., Rezension von K. Lachmann, Kleinere Schriften, 2 Bde, Berlin 1876, in: W. Scherer, Kleine Schriften zur altdutschen Philologie, hg. v. Konrad Burdach, Berlin 1893, S. 92–99.
- Schlaffer, Heinz, Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis, Frankfurt/M 1990.
- Schlegel, Friedrich, Charakteristiken und Kritiken I, 1796–1801 (daraus: Atenäumsfragmente, Ideen, Über die Unverständlichkeit), in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler, Bd. 2, Paderborn/München/Wien 1967.
- Schlegel, F., *Philosophie der Philologie*, mit einem Vorwort herausgegeben von Josef

- Körner, Logos 17 (1928), S. 1–72.
- Schlegel, F., Philosophische Lehrjahre I, 1796–1806, Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 18, hg. mit Einl. u. Kommentar v. E. Behler, München/Paderborn/Wien 1980.
- Schlegel, F., Rezension der Heyne-Biographie von Heeren (1813), in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe Bd. 3, Charakteristiken und Kritiken II, hg. u. eingel. v. Hans Eichner, München/Paderborn/Wien, 1975, S. 294–301.
- Schlegel, F., *Zur Philologie*, in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 16, Fragmente zur Poesie und Literatur, mit Einl. u. Kommentar hg. v. H. Eichner, Paderborn/München/Wien 1981, S. 33–83.
- Schlegel, F., Georg Forster. Fragment einer Charakteristik der deutschen Klassiker (1797), Studienausgabe, Bd. 1, Kritische Schriften und Fragmente (1794–1797), hg. v. E. Behler u. H. Eichner, Paderborn 1988, S. 192–207.
- Schlegel, F., Literarische Notizen/Literary Notebooks 1797–1801, hg. u. eingel. v. H. Eichner, Frankfurt/Berlin/Wien 1980.
- Schleiermacher, Friedrich D.E., Hermeneutik und Kritik (Allgemeine Einleitung), hg. u. eingel. v. Manfred Frank, Frankfurt/M. 1977, S. 241–258.
- Schleiermacher, F.D.E., Über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F.A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch von 1829, in: Ders., Hermeneutik und Kritik, hg. v. M. Frank, Frankfurt/M 1977, S. 347–361.
- Schlüter, Johann Andreas, Ueber die Classicität Deutscher Schriftsteller, besonders Deutscher Prosaisten. Aus einer öffentlichen Vorlesung. Ein Fragment, in: Der Freimüthige oder Ernst und Scherz, Nr. 207, 17. Oktober 1805, S. 309–310 und Nr. 208, 18. Oktober S. 303.
- Schmid, Christian H., Ueber die Klassifikation und Rangordnung der Wissenschaften, in: Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften, Bd. 2, 2. St., S. 231–251.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm, Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft, Hamburg 1983.
- Schmitt, Arbogast, Kritische Anmerkungen zum neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff aus der Sicht des Altphilologen, Mskpt. Mainz 1990 (erscheint 1991, Gymnasium).
- Scholz, Gunter, Die theologischen Probleme des Klassik-Begriffs, in: Über das Klassische, hg. v. Rudolf Bockholdt, Frankfurt/M. 1987, S. 11–29.
- Schröder, Edward, Studiosus philologiae, in: Neue Jahrbücher für Pädagogik, Bd. 32 (1913), S. 168–171.
- Schröter, Hartmut, Historische Theorie und geschichtliches Handeln. Zur Wissenschaftskritik Nietzsches, Mittenwald 1982.
- Seeba, Hinrich C., Wirkungsgeschichte der Wirkungsgeschichte. Zu den romantischen Quellen (F. Schlegel) einer neuen Disziplin, in: Int. Jahrb. der Germanistik 3 (1971), S. 145–167.
- Seeba, H., Nationalbücher. Zur Kanonisierung nationaler Bildungsmuster in der frühen Germanistik, in: Wissenschaft und Nation, hrsg. v. J. Fohrmann/W. Voßkamp, München 1991, S. 57–73.
- Singer, Herbert, Literatur, Wissenschaft, Bildung, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, 4. rev. Auflage 1970 (1969), S. 45–60.
- Stanitzek, Georg, »0/1«, »einmal/zweimal« – der Kanon in der Kommunikation, Mskpt. Bielefeld 1990.
- Stackmann, Karl, Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik, in: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert, S. 240–260.
- Steinmeyer, Wie studiert man neuere Philologie und Germanistik?, Leipzig 1884.
- Stichweh, Rudolf, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890, Frankfurt/M. 1984.
- Stichweh, R., Die Autopoiesis der Wissenschaft, in: Theorie als Passion. Festschrift für Niklas Luhmann, hg. v. Dirk Baecker u. a., Frankfurt/M. 1988.
- Stichweh, R., Differenzierung der Wissenschaft, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 8, Heft 1 (1979), S. 82–101.

- Stierle, Karl Heinz, Altertumswissenschaftliche Hermeneutik und die Entstehung der Neuphilologie, in: *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert*, S. 260–288.
- Stock, Hans, Friedrich Schlegel und Schleiermacher, Diss. Marburg 1930.
- Teuffel, Wilhelm Siegmund, Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen classischen Altertumswissenschaft (1858), in: Ders., *Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen sowie zur deutschen Literaturgeschichte*, Leipzig 1871.
- Thiersch, Wilhelm, Darstellungen der Fortschritte der philologischen Wissenschaften seit Erneuerung der Akademie der Wissenschaften zu München 1807, und ihres jetzigen Zustandes unter den verschiedenen wissenschaftlichen Völkern, Vorlesungen, in: *Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche* 1 (1813), S. 535–577.
- Timpanaro, Sebastiano, *Die Entstehung der Lachmannschen Methode*, 2., erw. u. überarb. Aufl., Hamburg 1971.
- Turner, R. Steven, The Prussian Universities and the Concept of Research, in: *Internationales Archiv der Sozialgeschichte der Literatur* 5 (1980), S. 68–93.
- Vogt, Ernst, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Böckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, in: *Hermeneutik und Philologie im 19. Jahrhundert*, S. 103–121.
- Vossius, Gerhard J., *De Philologia liber*, Amsterdam 1650.
- Wach, Joachim, *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert*, Teil 1–3, Nachdruck der Ausgabe Tübingen 1926–33, Hildesheim 1966.
- Wegmann, Nikolaus, *Lesetechnik als Hermeneutik? Zur Geschichte des Lesens in der deutschen Philologie*, Vortragsmskpt. USA 1990.
- Wegmann, N., *Philologische Selbstreflexion. Die Frage nach der disziplinären Einheit*, in: *Wissenschaft und Nation, Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. v. J. Fohrmann u. W. Voßkamp, Paderborn 1991, S. 113–127.
- Weimar, Klaus, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, München 1980.
- Weimar, K., *Historische Einleitung zur literaturwissenschaftlichen Hermeneutik*, Tübingen 1975.
- Weimar, K., *Zur Geschichte der Literaturwissenschaft. Forschungsbericht*, in: *DVjs* 50 (1976), S. 298–362.
- Weimar, K., *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989.
- Weinhold, Karl, *Deutsche Philologie*, in: *Deutsche Wochenschrift*, 1854, S. 239–347.
- Welcker, Über die Bedeutung der Philologie. Vortrag von 1841, in: *Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner*, 4. Jg., Leipzig 1842, S. 42–52.
- Whitman, James, Nietzsche in the Magisterial Tradition of German Classical Philology, in: *Journal of the History of Ideas* 47 (1986), S. 453–468.
- Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich, *Zukunftsphilologie! eine erwidung auf Friedrich Nietzsches, ord. professors der classischen philologie zu Basel, geburt der tragödie*, Erstes und Zweites Stück, Berlin 1872 und 1873. Reprint in: *Der Streit um Nietzsches Geburt der Tragödie*. Die Schriften von E. Rohde, R. Wagner, U. v. Wilamowitz-Moellendorf, zusammengest. u. eingel. v. Karlfried Gründer, Hildesheim 1969, S. 27–55 u. S. 113–135.
- Wolf, Friedrich August, *Darstellung der Altertumswissenschaft. Nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert*, Reprint der Ausgabe von 1807 (Museum der Alterthums-Wissenschaft, Bd. 1) mit einem Nachwort v. Johannes Irmscher, Weinheim 1986.
- Wolf, F. A., *Prolegomena zu Homer*, Leipzig o. J.
- Wolf, F. A., *Vorlesungen über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft*, hg. v. Johann Daniel Görtler, Bd. 1, Leipzig 1831.
- Wolf, F. A., *Encyclopädie der Philologie nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre 1798–99*, hg. v. S. M. Stockmann, Leipzig 1831.
- Zacher, Julius und Konrad, »Karl Lachmann«, in: J. S. Ersch/ J. G. Gruber, *Allg. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste*, Teil 41, 2. Sektion, Leipzig 1887, S. 105–126.
- Zacher, J., *Eröffnungsrede*, in: *Verhandlungen der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner* (1867), Leipzig 1868, S. 145–149.

Goethe-Philologie als Paradigma neuphilologischer Wissenschaft im 19. Jahrhundert

HANS-MARTIN KRUCKIS (Bielefeld)

Es schadet nichts, wenn man danebenhaut,
ein Kritiker oder Nachfolger hat desto eher
Gelegenheit zur Richtigstellung.
Gustav v. Loeper

I. Frühe neuphilologische Programme

So alt wie die »Goethe-Philologie« selbst ist der Spott auf ihr kleinkariertes Expertenwissen und auf den damit verbundenen häufig unreflektierten Dichterkult. Dies hat ihre Produktivität jedoch niemals ernsthaft beeinträchtigen können. Schon die historische Bestimmung des Beginns eines Phänomens »Goethe-Philologie« (der Terminus wurde – zunächst eher unfreundlich gemeint – erst 1861 von Gutzkow erfunden¹) bereitet fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Man bekommt es hier sofort mit den fließenden Grenzen zwischen literarischer Kritik, Literaturgeschichte und Textkritik/-philologie im engeren Sinne zu tun. Kritik und Kommentierung Goethescher Texte gab es natürlich von Beginn an, und es ließen sich Argumente für ganz unterschiedliche Arbeiten als möglichen Auftakt eines Unternehmens Goethe-Philologie finden, etwa Jenischs und Schlegels *Wilhelm Meister*-Schriften (1797/98), Humboldts Abhandlung zu *Hermann und Dorothea* (1798) oder Schubarths *Zur Beurteilung Göthe's* (1818) und Kannegießers Erläuterung der *Harzreise im Winter* (1820).

Für eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung des Themas bietet sich, Ursprungsdiskussionen umgehend, ein anderes Verfahren an. Im folgenden wird von einem Zeitpunkt ausgegangen, zu dem ein vergleichsweise hoher Grad an Selbstreflexivität erreicht ist. Das ist dann der Fall, wenn sich eine neue Wissenschaft explizit als solche selbst beschreibt, sich nicht nur für einen Beobachter aus der Umwelt ausgrenzen läßt, sondern dies auch selbst tut. Dies geschieht seit den 1830er Jahren unter dem Label »moderne Philologie«

¹ Vgl. K. R. Mandelkow, *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*, Bd. I, München 1980, S. 156.